DIE HEROEN DER DEUTSCHEN LITERATUR IN LEBENSGESCHICHTLICHER FORM:...

Ferdinand Sonnenburg

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

Πολλαὶ δ' ὁδοὶ
Σὺν θεοῖς εὐπραγίας.

Pindar.

Die Heroen
der
deutschen Literatur.

In
lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche
auf
Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, sowie
für Lehrer und zum Privatstudium.

Von
Ferdinand Sonnenburg,
Rektor der Bürgerschule in Bad Oeynhausen.

In drei Bänden.

Erster Band.

Zweite Ausgabe.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1874.

Die Herausgabe einer Uebersetzung in französischer und englischer Sprache, sowie in anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort.

In einer Zeit, welche dem deutschen Vaterlande so manchen Heros der That heranwachsen ließ, möchte es nicht ohne Nutzen scheinen, auch die Heroen des Geistes mit erneuter Aufmerksamkeit zu betrachten und ihre Bilder in aller ihrer Größe dem Volke vor Augen zu stellen, aus dem sie hervorgegangen, dessen Kinder und dessen Wohlthäter sie zugleich sind.

Denn unser Jahrhundert mit seinen herrlichen Errungenschaften, die viele kühne Hoffnungen noch weit hinter sich lassen, steht in seiner stolzen Kraft auf den Schultern vergangener Geschlechter; und wenn es wahr ist, daß der sittliche Muth, der im Herzen wohnt, und die geistige Kraft und Ueberlegenheit die mächtigsten Hülfsmittel sind, um einem Volke den Sieg zu sichern, dann haben viele längst in Staub zerfallene Helden mitgekämpft in den Reihen des deutschen Heeres, als dasselbe in beispiellosem Siegeszuge den übermüthigen Erbfeind, hoffentlich für alle Zeiten, auf den Schlachtfeldern in Frankreich niederwarf.

Denn der moralische Muth, der den Sieg stets an seine Fahnen gefesselt hat und fesseln wird, ist nicht das Ergebniß eines Machtwortes oder verheißener Belohnungen, auch nicht das Ergebniß weniger Jahre und leichter Bemühungen, sondern durch eine Reihe von Jahrhunderten muß ein Volk die Keime dieses edelsten Baumes gepflegt haben, bevor dessen Früchte sein unveräußerliches, unschätzbares Eigenthum werden können, mancher Held auf dem Gebiete des Geistes muß in heißem Kampfe in die Schranken getreten sein gegen alle Macht und alle Kämpfer des Aberglaubens, welche die Würde der Menschheit in den Staub ziehen, mancher kraftvolle Mann muß sein Leben geopfert haben, manches edle, treue Herz muß gebrochen sein, bevor ein ganzes großes Volk gleichmäßig sich zu dem

Bewußtsein aufschwingen kann, daß nicht das Leben das höchste der Güter ist, und daß, nächst der Vorbereitung für die Ewigkeit, der Zweck des einzelnen Menschenlebens die Wohlfahrt des Ganzen ist.

Dieser große Kampf hat in Deutschland mehr Zeit und mehr Opfer gekostet, als in den meisten anderen Ländern, und wenn das deutsche Volk zu allen Zeiten mit wärmster Liebe und Dankbarkeit zu dem deutschen Kaiser Wilhelm dem Siegreichen und dem großen Fürsten Bismarck aufblicken wird, so soll es auch derer mit Liebe gedenken, welche einen weniger geräuschvollen und weniger glänzenden, aber nicht minder heißen Kampf auf dem Gebiete des Geistes ausgefochten haben.

Die beste Dankbarkeit beweisen wir den Helden unseres Volkes, wenn wir uns bemühen, ihnen nachzufolgen. Vor allen sollen also die Augen der Jugend mit unverwandtem Blick auf die leuchtenden Bilder gerichtet sein, welche Deutschlands Größe in sich schließen, und ein jedes jugendliche Herz soll immerdar eingedenk sein, daß nur derjenige unter das Banner der Heroen treten darf, der ihren Geist in sich fühlt und entschlossen ist, mit allen Kräften des Leibes und der Seele ihnen nachzufolgen, möge ihr Weg auch über Steinfelder und durch Dornen führen. Wenn ein solcher Sinn, ein solcher opferbereiter Muth in den Herzen der deutschen Jugend lebt, dann wird die Arbeit jener Geistesheroen auch fort und fort Früchte tragen, in die Schranken werden neue Vorkämpfer treten, die als würdige Jünger ihrer großen Ahnen mit ihnen denselben Spruch auf ihre Fahnen schreiben, den Gott der Herr am Schöpfungsmorgen aussprach, den Spruch: Es werde Licht!

Zweck der vorliegenden Blätter soll es sein, solchen Sinn bei allen zu wecken und zu nähren, die fähig sind, sich für das zu begeistern, was alle Zeiten der Welt groß und erhaben und edel genannt haben. Zugleich aber sollen die Bilder deutscher Größe, welche hier mit warmer Liebe gezeichnet wurden, Bilder des Stolzes und der Freude für jeden sein, der mit Liebe an seinem großen, herrlichen Vaterlande hängt. Auf dem geistigen Gebiete war Deutschland ja Eins in allen Zeiten, selbst in den trübseligsten, und wenn irgend etwas geeignet ist, über widrige Verhältnisse, über Mißgeschick und böse Stunden emporzuheben, so ist es die Betrachtung unserer großen deutschen Dichter. Möge diese Wirkung, welche der Verfasser bei seiner Arbeit zu allen Stunden reichlich empfunden, von den vorliegenden Blättern fort und fort ausgehen!

Was in diesem Werke geboten wird, macht den Anspruch auf durchaus selbständige Arbeit. Wo die Benutzung fremder Hülfsmittel nothwendig wurde, da sind dieselben überall genau bezeichnet. Es sind nur die lautersten Quellen benutzt und nur das Urtheil anerkannt Berechtigter

in Betracht gezogen worden. An einzelnen Stellen, z. B. in der Besprechung über den Parzival, weicht die Darstellung des Verfassers von allen bisher gegebenen Erklärungen ab. Berechtigte Richter werden entscheiden, ob das Rechte getroffen ist.

Dem Verfasser ist es eine angenehme Pflicht, einer Schuld der Dankbarkeit zu genügen. Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn, sowie dem Herrn Bibliothekar Oberlehrer Wortmann in Bielefeld, verfehle ich nicht, für die bereitwillige Gewährung von literarischen Hülfsmitteln hierdurch meinen wärmsten Dank auszusprechen!

Möge das vorliegende Buch dem Studium unserer deutschen Literatur recht zahlreiche Freunde zuführen, und diejenigen, welche Zeit und Gelegenheit haben, veranlassen, daß sie selber an die so reich und herrlich fließenden Quellen treten und daraus schöpfen; in ihnen ruhen die sichersten Grundlagen für deutsche Größe, und jeder, der sich selber bildet, fördert dadurch die Wohlfahrt des Vaterlandes.

Bad Oeynhausen, im Oktober 1872.

Ferdinand Sonnenburg.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

So wie man ein großes Volk, dessen Lebensdauer sich über viele Jahrhunderte erstreckt, als eine einzelne, selbständige Gestalt, dem lebenden Menschen vergleichbar, sich vor Augen stellen kann, so läßt das Leben der großen Männer, die ein Volk geboren, sich ansehen wie einzelne, besonders großartige Momente in dem Leben des Individuums. Wie aber in solche Augenblicke in dem Leben der Einzelnen sich alles zusammendrängt, was ihre Seele an tiefem Gefühl, ihr Geist an Scharfblick, ihr Wille an Kraft und Ausdauer besitzt, so leuchtet auch aus dem Leben der großen Männer und aus dem, was sie geschaffen, uns alles entgegen, was ein Volk Hohes und Herrliches gefühlt und vollbracht. Wie eine rückhaltlose Offenbarung zeigen die Werke und Thaten der großen Männer uns ein getreues Spiegelbild von den geheimsten Herzenszügen des Volkes, dem sie entsprossen.

So kann denn auch nichts anziehender für den denkenden Menschen sein, als den Karakter seines Volkes und bedingungsweise seinen eigenen in den Werken der großen Männer wiederzusuchen, welche auf dem Gebiete der geistigen Freiheit für ihre Nazion Bahn gebrochen, nichts kann erhebender für den sein, der sein Vaterland liebt, als die stolzen Großthaten der Herrscher und Helden vor seinem Auge in leuchtendem Bilde wieder aufleben zu lassen, und für jeden, dem noch ein Fünkchen nazionaler sowie persönlicher Ehre im Herzen glüht, wird der Blick auf die großen Männer seines Volkes ein unwiderstehlicher Sporn sein, ihnen nachzueifern. Wenn in dem stolzen Bau nazionaler Ehre auch nicht ein jeder eine prangende Säule sein kann, welche in stolzer Kraft das Ganze zum Himmel emporzuheben beiträgt, so kann ein jeder doch ein einzelner Stein sein, aus dessen zahlloser Wiederholung die stattlichen Mauern aufsteigen, auf denen der Blick in selbstbewußter Freude in berechtigtem Hochgefühl ruht.

Jeder edle Gedanke, jede erhabene Regung entflieht nicht spurlos aus der Menschenseele, so wie ein leuchtendes Farbenspiel auf der Wolke verblaßt, nein, alles Große und Gute läßt auch seine Spuren zurück und veredelt dauernd die Seele, die es empfunden. Wenn es nun aber die heiligste Pflicht des,

Menschen ist, nach dem wahrhaft Guten zu streben und zu ringen mit allen Kräften, die ihm Gott verlieh, wie könnte er dieser hohen Pflicht besser genügen, als wenn er zu den großen Männern seines Volkes aufschaut und dem Wege nachfolgt, den sie in ernster Arbeit durch die Wildniß gebrochen und über die Einöde gebahnt.

In der Seele jedes Menschen sollte ein Raum sein, in dem die Heroen seines Volkes wohnen, ein Heiligthum sollte dieser Raum für den Menschen sein, er sollte in dasselbe hineintreten in allen bewegten Stunden seines Lebens, aus diesem Heiligthume sollte er sich Kraft und Muth zum Wirken, Erholung nach der Arbeit, Trost im Leiden, und durch alles dies das Bewußtsein gewinnen, daß auch hier auf Erden das Menschenleben ein hohes, heiliges Ziel hat, welches durch Arbeit errungen wird, und daß die Bestimmung des Menschen nicht in selbstquälerischer, unnatürlicher, frevelhafter Abtödtung aller edelsten Güter des gottgeschenkten Geistes liegt, sondern in frischem, freiem, fröhlichem Schaffen und Wirken, das in dem thatsächlich Errungenen die Bürgschaft sieht, dereinst den gerechten Haushaltern beigezählt werden zu können. Denn der große Herr der Welt, der jeden Baum seine Frucht tragen läßt, will auch von seinem edelsten und vorgezogensten Geschöpfe, dem Menschen, Früchte sehen.

Nicht allen Menschen ist es beschieden, auf dem geselligen Pfade fröhlicher Werkthätigkeit dem Ziele nachzustreben, gar mancher muß in Einsamkeit und Entsagung ringen, um dem Blicke des Werkthätigen die Sterne zu enthüllen, die ihn leiten sollen auf seiner Bahn. Ebenso ist es nicht allen Völkern zu Theil geworden, durch Aeußerungen ihrer Kraft die Welt zu gestalten, es mußte auch Völker geben, welche auf geistigem Gebiete den Nebel zerstreuten und alles, was da existirte, auf seinen gebührenden Platz und in seine geziemenden Schranken hinwies. Das äußere Loos der letzterwähnten Völker war nicht zu allen Zeiten ein glänzendes, denn es liegt in der Natur der Sache, daß alle laute Arbeit den Blick mehr auf sich zieht und mehr Anerkennung und Gewinn findet, als die stille und mühevolle Forschung, welche der Abgeschiedenheit bedarf, um gedeihen zu können. Deshalb hat auch das deutsche Volk lange Jahrhunderte hindurch eine bescheidene, oft sogar gedrückte und ohnmächtige Rolle unter den großen Nazionen gespielt, obwohl es gerade in dieser Zeit durch großartige Geistesarbeit, durch die Reformazion und durch umwälzende Erfindungen den Bildungsgang der Welt unmittelbar, und mittelbar auch die äußere politische Gestaltung der Länder wesentlich bestimmen half. Erst in unseren Tagen hat unser Volk die lange vernachlässigte Rolle des thätigen Eingreifens in die brennenden Fragen der Politik wieder aufgenommen und hat sich dadurch wieder annähernd auf den Standpunkt gestellt, den es in den ersten Jahrhunderten nach seinem Auftreten in der Geschichte mit großartigster Kraft behaupten konnte.

So wie der Gedanke der erste Grund der That ist, so erscheint die geschehene That nachher immer wieder von neuem im Spiegel der Gedanken. Von allen Seiten wird sie in diesem Spiegel dargestellt und beleuchtet, und die Poesie läßt es sich angelegen sein, gemeinschaftlich mit der Geschichte die

Spiegelbilder festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Dadurch gewinnen die nachfolgenden Geschlechter eine Reihe von Darstellungen, welche in lebendig geordneter Folge ihnen den Entwicklungsgang ihres Volkes zeigen und ihnen selber sagen, wie und warum sie geworden sind, was sie sind.

Für den Deutschen aber ist die Beobachtung dieses Entwicklungsganges seines Volkes im Spiegel der schriftlichen Aufzeichnungen eine besonders anziehende, denn in keiner andern Nazion ist so wie in der deutschen die Poesie der unmittelbare Abdruck des Geschehenen, des Wirklichen. Andere Völker haben der Fantasie einen weiten Spielraum geöffnet, wo das deutsche seine Gestalten nach dem Musterbilde des Thatsächlichen schuf. Selbst wo die deutschen Dichter fremde Stoffe behandeln und Personen entlegener Länder und Völker erscheinen lassen, da leihen sie ihnen öfter im fremden Gewande deutsche Empfindung. Dem Blicke dessen, der die Gemälde deutscher Poesie aus allen Jahrhunderten mustern will, wird sich der verschiedenste Ausdruck des deutschen Geistes neben geringen Spuren des Fremden auf der Wanderung durch die langen Jahrhunderte zeigen.

Und ein stolzer Gang wird diese Wanderung für jeden werden, der fähig ist, die Größe nicht allein seines Volkes, sondern die echte und wahre Größe überhaupt zu erkennen und zu würdigen. Denn unter allen Völkern der kristlichen Zeitrechnung giebt es kein einziges, welches eine Literatur aufzuweisen hätte, die der deutschen ebenbürtig wäre. Wohl haben die Italiener einen Dante, dessen Göttliche Komödie ein großartiges Werk voll tiefen Ernstes und hoher Weisheit ist, ein Werk, wie es von keinem Erzeugnisse deutscher Dichtkunst überboten wird, wohl sind sogar die Dramen des Engländers Shakespeare so vollendet in jedweder Beziehung, daß wir ihnen kein deutsches Drama gleichstellen können, aber das sind doch nur Einzelheiten, im großen Ganzen kann keine Literatur eine solche Fülle vortrefflicher Werke jeglicher Gattung aufweisen, wie die deutsche.

Was unsere Literatur noch besonders groß macht, das ist die Tiefe des Inhalts, welche zu keiner Zeit dem leichten Spiele der Fantasie geopfert worden ist. An die höchsten und ernstesten Fragen, welche den menschlichen Geist beschäftigen können, treten die deutschen Dichter mit Vorliebe heran, unverdrossen forschen sie in hingebender Arbeit nach dem Ergebniß ihrer Aufgabe, und ihr Mühen wird segenspendend für den Dichter und den Leser. Man könnte sagen, die deutsche Dichtung sei moralischer als alle anderen, dieses Wort in der höchsten Bedeutung genommen. Wie oft haben andere Völker Kunstwerke geschaffen, deren glänzende Form die Bewunderung der Welt erregte, während ihr Inhalt kaum etwas anderes war, als das Gerüst, welches den Schmuck der prangenden Blumengewinde trägt. Wie tief steht z. B. bei aller Schönheit der Form Ariost's Rasender Roland dem Parzival Wolfram's von Eschenbach gegenüber, und wer wollte wohl kühn genug sein, dem Dekameron des Boccaccio einen andern Inhalt zuzuschreiben, als die Absicht, der Fantasie bunte Bilder vorzugaukeln, welche oft genug nur der niedrigsten Sinnlichkeit, wenn auch im zierlichen Gewande dienen.

Das rauhere Klima Deutschlands forderte nicht so wie der üppige Süden

die Leidenschaft der Sinne heraus, aber es war auch milde genug, um Körper und Geist nicht in jener bangen Abhängigkeit zu erhalten, welche in den skandinavischen Ländern durch die erdrückende Gewalt der Elemente bedingt wurde. Nicht verlockt von der einen, nicht beeinträchtigt von der andern Seite entwickelte unter Deutschlands Himmel sich die Dichtkunst in jenem gleichgewogenen, harmonisch geordneten Verhältnisse aller einwirkenden Bedingungen, welches allein der rechte Boden für alles menschliche Streben ist.

Wie in der Natur die Zeit des Schaffens mit der Zeit der Ruhe wechselt, so auch in dem Schaffensdrang und in dem Darstellungsvermögen der Völker. Die eine Nazion zeitigte in diesem, die andere in jenem Jahrhundert die edelsten Früchte ihrer Dichtkunst, in allen anderen Zeiten schuf sie mit geringerer Kraft weniger bedeutungsvolle Werke. In einigen Fällen drängt diese Blüthe der Dichtkunst sich auf eine kürzere Zeit zusammen und umfaßt den Raum von vielleicht nur hundert Jahren; so begegnen uns die stolzesten Namen der englischen Literatur von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. In anderen Fällen stehen die Meister nicht so nahe beieinander, von dem Dante der Italiener bis zu ihrem Tasso ist ein Zeitraum von drei Jahrhunderten, welche ein jedes glänzende Dichternamen zu verzeichnen hatten.

Doch daß die Literatur eines Volkes zweimal in den verschiedensten Zeiten in großartiger Blüthe geprangt, dessen kann kein anderes Land sich rühmen als Deutschland, und auch dieser Umstand trägt dazu bei, der deutschen Literatur die erste Stelle unter den Völkern anzuweisen.

Eine solche doppelte Blüthe bedingt aber wiederum eine große Vielseitigkeit in den Gattungen der Kunstwerke, welche das Genie der großen Männer ihrem Volke schenkte. In der That existirt kaum irgend eine Art der dichterischen Erzeugnisse, in welcher Deutschland nicht auch Meisterwerke aufzuweisen hätte. In der ersten Blüthezeit der deutschen Literatur treffen wir auf die Volksepen und Kunstepen, denen außer den Griechen kein anderes Volk etwas Aehnliches zur Seite stellen kann, in dem Minnesange zeigt sich uns die lyrische Dichtung gleich vollendet in Form wie an Inhalt, in der zweiten Blüthezeit wurden uns unsterbliche Dramen zu Theil, während auch diesmal wieder die Lyrik Blüthen trieb, so voll und duftig, daß kein Volk der Erde Schöneres in die Schranken zu schicken vermag.

So errang die deutsche Dichtkunst die Palme auf den drei großen Gebieten der Poesie, und nennt als ihr Eigenthum ein Volksepos von höchstem künstlerischen Werthe. Kein anderes der nachkristlichen Völker hat ein Volksepos aufzuweisen, denn auch die Kalewala*) der Finnen entbehrt zu sehr der Einheit und ist zu einförmig und zu arm an Handlung, um als Werk von bedeutendem Kunstwerthe gelten zu können. Die Schrecknisse der umgebenden Natur, die endlosen Nächte und überhaupt die düstere Abgeschlossenheit und Armuth des Lebens verhinderten wohl unter den Finnen die Entfaltung einer Kunstblüthe, zu welcher die Anlage entschieden im Volke ruht.

---

*) Vergleiche den Artikel des Verfassers in den Westermann'schen Monatsheften, März 1869: Die finnische Kalewala.

Auf deutschem Boden dagegen mußte nothwendigerweise der Heldengesang üppig wuchern, denn das ganze Leben unserer Vorfahren war ja gleichsam ein verkörpertes Epos. Nur durch die That konnte die höchste Ehre erworben werden, Thatenlosigkeit aber bedingte die tiefste Schande, einen lebendigen Tod. Die That wurde in Liedern gepriesen, die nicht das ausschließliche Eigenthum einer alleinberechtigten Kaste waren, sondern vom ganzen Volke gesungen und auch gedichtet wurden. Wenn die deutschen Helden in den Kampf zogen, wenn sie sich zu den feierlichen Opfermahlzeiten anschickten, dann erklangen von ihren Lippen wildfrohe Gesänge, in denen die kühne That verherrlicht und zur Nacheiferung angespornt wurde. Wenn solche Gesänge den römischen Kriegern, die den Erdkreis überwunden zu haben sich rühmten, in das Ohr tönten, dann entfiel ihnen der Muth.

Es ist leicht einzusehen, daß in dieser Lage der Dinge kein einzelner Stand sich die Pflege und Ausübung der Sangeskunst aneignen konnte, und in der That hat es wohl unter Kelten und Skandinaviern eine Sängerkaste, die zugleich Priester waren, gegeben, die sogenannten Barden oder Skalden, niemals aber unter irgend einem deutschen Stamme, und alles, was zu Zeiten von deutschen Barden gesagt worden ist, beruht auf Irrthum. Das ganze Volk pflegte die Dichtkunst und gemeinsames Gut waren alle Gesänge, gemeinsam wie die Erinnerungen an die Thaten der Väter.

Von Geschlecht zu Geschlecht vererbten sich diese Gesänge, wie ein theures Vermächtniß der Heimath nahmen die auswandernden Stämme sie mit in die Fremde, und der Herrscher sang sie ebensowohl wie der letzte Krieger. Als der Vandalenkönig Gelimer in Afrika von der Uebermacht seiner Feinde bedrängt und zuletzt im Gebirge eingeschlossen wurde, sandte er einen Boten an seine Feinde und bat um ein Brod, seinen Hunger zu stillen, und um eine Harfe, seinen Schmerz zu singen.

Die sangesfrohesten und sangeskundigsten von allen deutschen Stämmen waren die Langobarden und die Franken. Von den Volksgesängen der Langobarden sind uns einige wenigstens dem Inhalte nach aufbewahrt worden in dem lateinisch geschriebenen Buche „Von den Thaten der Langobarden“ von Paulus Diakonus*) der 799 starb. Hier treten uns die mannigfachsten Stoffe entgegen, in die überwiegende Zahl großartiger, oft grausiger Kampfesbilder mischen sich anmuthige Liebeswerbungen und ergreifende Darstellungen des Schmerzes und der Trauer.

Der fränkische Volksstamm ist der Hauptträger der großartigsten Heldengesänge, welche je im Munde des deutschen Volkes erklangen, der Gesänge von Siegfried und den Nibelungen. Höchst wahrscheinlich treffen wir gerade bei den Franken diese Lieder so häufig, weil der zweite Theil des Nibelungenliedes ohne alle Frage mit Begebenheiten aus der fränkischen Geschichte eng zusammmenhängt. Da die Franken der mächtigste deutsche Volksstamm und ihre kriegerischen Thaten von solcher Bedeutung waren, daß in den entfern-

---

*) In deutscher Uebersetzung in dem Buche: Paulus Diakonus von Otto Abel, 1849.

testen Gegenden ihre Kunde erscholl, so können wir uns nicht wundern, wenn die Lieder, welche die Franken sangen, sich bis tief in den Norden hinein verbreiteten, und unter Skandinaviern fast noch eifriger gepflegt wurden, als unter den deutschen Stämmen.

Doch würden die einzelnen Lieder des großen Heldengedichtes, welches wir das Nibelungenlied zu nennen gewohnt sind, nicht ihren Gang über so große Länderstrecken und durch so viele Völker des verschiedensten Karakters haben antreten können, wenn nicht die Großartigkeit des Inhalts, die ergreifende Wahrheit der Begebenheiten sowohl wie die wunderbare, markige, wie in Felsen gehauene Zeichnung der Haupthelden von hohem künstlerischen Werthe gewesen wäre, und auch dieser Umstand der weiten Verbreitung und des großen Interesses der verschiedensten Völker und Zeiten mag uns ein Beweis sein, daß unser deutsches Nibelungenlied nicht etwa ein Sammelsurium von ungeschickt zusammengestoppelten Rittergeschichten in plumpester Form ist, sondern daß unsere Väter uns in ihm ein Kunstwerk hinterlassen haben, das sich kühn dem Besten gleichstellen kann, was die Poesie überhaupt jemals durch Menschenmund auf Erden geschaffen hat.

Und so sei denn das deutsche Volksepos das erste in der langen stolzen Reihe der Meisterwerke deutscher Dichtkunst, zu deren Betrachtung wir uns nunmehr wenden, und zwar uns wenden nicht als verbildete, die Heimath verachtende und darum selber unendlich verächtliche „Kosmopoliten", sondern als deutsche Söhne unserer deutschen Väter, die wir mit schonender Ehrfurcht und mit warmer Liebe pflegen, was uns die Voreltern als ihr bestes geistiges Eigenthum, als das wärmste Blut ihres Herzens hinterlassen haben.

1.

Das deutsche Volksepos.

Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, die Besprechung der Meisterwerke deutscher Dichtkunst an die Personen und an das Leben der Dichter selber anzuknüpfen. Aber schon bei dem ersten Gegenstande unserer Besprechungen können wir dem aufgestellten Grundsatze nicht folgen, denn einen Verfasser unserer deutschen Volksepen kennen wir nicht.

Diese Thatsache könnte uns befremden, wenn wir den Karakter unserer Heldengedichte und die näheren Umstände, unter welchen sie ins Leben traten, unberücksichtigt lassen wollten. Vergegenwärtigen wir uns aber alle diese Bedingungen, so werden wir im Stande sein, auf die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes oder der Gudrun eine ganz bestimmte und unzweifelhafte Antwort zu geben.

Wie schon in der Einleitung bemerkt wurde, gab es in Deutschland keinen Stand, der sich ausschließlich mit der Sangeskunst beschäftigt hätte. So wie jeder einzelne wackere Held durch seine Thaten Stoff zum Liede liefern konnte, so sang auch jeder, dem Gesang gegeben, was ihm singenswerth erschien, andere sangen sein Lied nach, und es war durchaus gebräuchlich, daß jeder besserte, wo er bessern zu können glaubte, sei es durch Zusätze, sei es durch Kürzungen oder durch Aenderungen. Oft finden wir sogar am Schluß alter deutscher Gedichte die Bemerkung des Dichters: Ich habe es so gut gemacht, als ich konnte, wer es kann, der verbessere mein Werk.

Oft genug mochten aber etwa vorgenommene Veränderungen nicht auch gerade beabsichtigte sein. In der Zeit, wo unsere Heldengedichte ihren ersten Ursprung nahmen, verstanden in unserm Volke von vielen Tausenden kaum Einzelne die Kunst des Schreibens. Sogar Walther von der Vogelweide, der größte lyrische Dichter unserer Vorzeit, war des Schreibens unkundig, seine herrlichen Lieder gingen von Mund zu Mund, und manches von ihnen mochte vielleicht schon jahrelang von Tausenden gekannt gewesen sein, ehe ein „Schreiber“ sich veranlaßt sah, die Verse aufzuzeichnen. War es zu verwundern, wenn da nicht ein jeder Mund genau denselben Text wiedergab, den

das Ohr empfangen? Besonders bei der damals stark geübten Neigung, Veränderungen anzubringen? Wenn nun ein solches Gedicht manches Jahr hindurch von Mund zu Mund, von Land zu Land gegangen war, wer wollte wohl verlangen, daß ein Lied dann noch von dem letzten Sänger in derselben Fassung gesungen wurde, als von dem ersten? Und wenn die Veränderungen, die angebracht wurden, tief eingreifend waren, wer war dann eigentlich der Verfasser? Immer noch der, welcher den ersten Anstoß zu dem rollenden, wachsenden Ball gegeben?

Nun wurden aber ganz gewiß Thaten, Stoffe, welche ein allgemeines Interesse erregten, nicht von Einem allein besungen, Hunderte von sangeskundigen Herzen gaben vielleicht gleichzeitig ihren Gefühlen Ausdruck, und Hunderte von Liedern über denselben Gegenstand klangen durcheinander, die ergreifendste Stelle, das treffendste Wort eines jeden einzelnen wurde herausgegriffen, im naturgemäßen Prozeß verschmolzen die einzelnen Stellen zu einem zusammenhängenden Ganzen — welcher Oedipus wollte nun noch den einen „Verfasser“ errathen?

Es deutet auf wenig Einsicht in die sozialen Verhältnisse unserer Ahnen, wenn in der That einzelne Männer als die Verfasser unserer Volksepen hingestellt sind. Das deutsche Volk hat jene gewaltigen Heldengedichte erlebt und gesungen, und jeder Stamm des großen Volkes hat das gepflegt, was ihn am meisten ansprach, umwohnende Völker haben von deutschen Lippen die deutschen Sagen erlauscht und haben sie umgebildet, indem sie dieselben ihren Verhältnissen anpaßten.

So ist das deutsche Volksepos einem gewaltigen, ragenden Baume vergleichbar, seine Wurzeln senken sich tief in deutsche Erde und sein machtvoller Stamm streckt sich zum deutschen Himmel empor, seine Zweige aber breiten sich weithin auch über andere Länder aus, und manches Volk erquickt sich in seinem Schatten.

Es ist uns leider nicht vergönnt, an allen den hohen Liedern uns zu erfreuen, durch welche das Herz unserer Vorfahren gehoben wurde. Karl der Große ließ sie sammeln, aber bis auf den heutigen Tag hat man vergeblich nach dieser Sammlung gesucht, sie ist für uns verloren. Nur zwei große Gedichte sind vollständig bis auf unsere Zeit gelangt: Das Nibelungenlied und die Gudrun, jedoch beide nur in späterer Fassung.

Das Nibelungenlied.

Der deutsche Text des Nibelungenliedes, wie er durch den Berliner Professor Karl Lachmann in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt worden ist, beginnt mit der Fahrt Siegfried's nach dem Burgunderlande und übergeht daher die Jugendgeschichte des Helden, die uns, aber unvollständig, in dem Liede vom hörnernen Siegfried und einigen kleineren Gedichten erhalten

ist. Unter den nordischen Völkern pflegte man mit Vorliebe die Jugendgeschichte „Sigurt des Drachentödters", die bezüglichen Sagen finden wir in der Edda, in der Völsungersage, in der Nornagestsage, in der Wilkinasage. Wir wollen versuchen, mit Hülfe der nordischen sowohl wie der deutschen Quellen nachstehend den vollständigen Inhalt der großartigen Sage zu geben. Die Zusammenstellung dieser verschiedenartigen Quellen giebt allerdings nicht einen völlig gleichmäßigen Text, denn den skandinavischen Gedichten fehlt nicht die eigenthümlich düstere Färbung, welche ein Merkmal aller nordischen Poesie ist, aber die dunklen Farben passen vortrefflich in ein Bild, welches vorzugsweise das Uebermenschliche in der Gestalt Siegfried's wiederspiegelt. Vorweg sei erwähnt, daß in den nordischen Liedern der Held nicht Siegfried, sondern Sigurt heißt.

Was den nordischen Quellen entlehnt wurde, ist mit gesperrter Schrift gedruckt, das Uebrige gehört dem deutschen Nibelungenliede an*).

Die drei Asen**) Odin, Hönnir und Loki waren zusammen auf Reisen und kamen an einen fischreichen Wasserfall, in welchem ein Zwerg, Namens Andvari, in Gestalt eines Hechtes nach Fischen jagte. Neben dem Wasser saß Ottr, der Sohn Hreidmar's, in Gestalt einer Fischotter und verzehrte einen Lachs, den er gefangen. Loki ergriff einen Stein und warf Ottr damit zu Tode. Die Asen zogen dem erlegten Thiere den Balg ab und kamen damit, als sie am Abend Herberge suchten, in ein Gehöft, welches dem Hreidmar gehörte. Hier erfuhren sie, daß Ottr der Sohn des Hreidmar war und noch zwei Brüder hatte, welche Fafnir und Regin hießen. Von denen war Fafnir groß und grimmig und habgierig, Regin war ein Zwerg, ein Meister in aller kunstvollen Metallarbeit.

Von dem Vater und den Söhnen wurden die Götter gefangen und zur Mordbuße***) genöthigt. Hreidmar forderte, die Götter sollten den Otterbalg mit Gold füllen und auch außen ihn mit Gold verhüllen. Da schickten die Asen den Loki aus, das Gold zu beschaffen. Loki, ein Riesensohn, war böse und der listigste der Asen. Er kam zu der Meeresgöttin Ran†), die hatte ein Netz, womit sie den Seefahrern nachstellte, das lieh sie dem Loki, und der fing damit den Zwerg Andvari, welcher in Hechtesgestalt in dem Wasserfalle sich hielt.

Unter dem Wasserfalle war ein Schatz von rothem Golde verborgen, den der Zwerg bewachte. Um sich aus dem Netze zu

*) Hier so wie überall in diesem Buche wurde die Lachmann'sche Ausgabe zu Grunde gelegt: Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, Georg Reimer.

**) Götter.

***) Es war Sitte im germanischen Alterthume, einen Mord durch Geld zu sühnen.

†) rana, rauben, Ran = die raubgierig alles verschlingende See.

lösen, mußte er das Gold geben, und Loki nahm ihm alles, auch den letzten Ring, mit welchem Andvari seinen Schatz vermehren konnte. Da ging der Zwerg in den Felsen und sprach den Fluch aus, der Ring solle jedem künftigen Besitzer Verderben bringen.

Loki kam zu Hreidmar zurück, das Gold reichte hin, den Otterbalg auszufüllen und zu bedecken, nur Ein Haar stand noch hervor, auf das legte Odin den Ring des Zwerges Andvari, und nun erhielten die Götter ihre Freiheit und zogen weiter.

Der Fluch aber, welcher auf Andvari's Kleinod haftete, begann sogleich seine Wirkung. Fafnir, gierig nach dem Golde, erschlug seinen Vater im Schlafe und behielt den ganzen Schatz für sich. Mit dem Golde fuhr er zur Gnitahaide, dort wurde er zu einem Drachen und lag auf dem Golde.

Der zweite Bruder Regin, der von dem väterlichen Erbe nichts erhalten hatte, kam zum Könige Hialprek, dessen Schmied er wurde. Bei dem Könige Hialprek fand er einen Stiefsohn des Königs, Namens Sigurt. Sigurt's rechter Vater hatte Siegmund*) geheißen, er war im Kampfe gegen die Hundingsöhne gefallen. Seine Mutter Hiordisa hatte nach des ersten Gemahls Tode sich an den König Hialprek verheirathet. Sigurt war der herrlichste aller Helden, er war weit über alle Männer an Wuchs, Muth und allen Tugenden.

Regin gewann den Sigurt lieb und reizte ihn, den Tod seines Vaters Siegmund an den Hundingsöhnen zu rächen und den Fafnir zu erschlagen, um das Geld zu gewinnen. Zu diesem Zwecke schmiedete er dem Sigurt ein Schwert, das hieß Gramm**) und war so hart, daß Sigurt damit den Ambos des Regin spaltete, und so scharf, daß es eine Flocke Wolle, welche im Wasser schwamm, zerschnitt.

Auch ein Roß sollte Sigurt sich nach Regin's Rathe vom König Hialprek erbitten. In Gestalt eines alten Mannes begegnete dem Sigurt der Götterkönig Odin, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben, und sagte ihm, wie er die Rosse prüfen solle. Nach seinem Rathe erwählte Sigurt einen grauen Hengst Namens Grani, der war jung und stark und stammte ab von Sleipnir, dem achtfüßigen Rosse des Odin.

König Hialprek gab dem Sigurt ein Heer, und nun zog dieser aus, seinen Vater zu rächen. Sigurt führte ein treffliches

*) In den deutschen Quellen hat der Held Siegfried noch seine Eltern, sie heißen Siegmund und Siegelinde und wohnen zu Xanten oder Santen am Rhein.

**) gramm = grimmig. In den deutschen Quellen heißt dies Schwert Balmung, und der Held findet es bei dem Schatze, den er erbeutet.

Drachenschiff; als er auf dem Meere war, kam ein Sturm über sie, der jeden andern erbeben machte. Der kühne Held aber befahl, die Segel noch höher zu spannen. Sie fuhren an einem Berge vorüber, darauf stand ein Greis in grünem Mantel, den Spieß in der Hand, der rief den im Sturme Vorüberfahrenden zu:

Wer reitet da
Auf Räfil's*) Rossen
Durch hohe Wellen
Des hallenden Meeres?
Die Segelrosse sind
Mit Schweiß bespritzt,
Sie werden nimmer
Den Wind bestehen.

Da antwortet Regin dem Alten, der Odin, der Götterkönig, ist:

Hier sind wir mit Sigurt
Auf Seebäumen,
Uns treibt ein Sturm fort
Bis in den Tod selbst.
Das brausende Meer steigt
Höher als die Masten,
Die Kielpferde stürzen —
Wer fragt danach?

Da winkte der Greis, das Schiff nahte dem Lande, der Alte stieg hinein und setzte sich zu Sigurt's Füßen, alsbald legte sich der Sturm. Odin aber gab dem Sigurt seinen Rath und sprach: „Wenn Du in den Kampf ziehst, so folge dem schwarzen Raben**) und beginne die Schlacht, wo Du zwei einsame Recken stehen siehst und den Wolf unter Eschenzweigen heulen hörst: dann ist Dir Heil beschieden.“

In Friesland, wo die Hundingen ein großes Heer gesammelt, wurde eine mörderische Schlacht geschlagen, und vor Sigurt's Schwert fielen alle Hundingsöhne, die seinen Vater Siegmund getödtet. Nach diesem großen Siege fuhr Sigurt heim zu König Hialprek, aber kurze Zeit danach brach er mit Regin auf, den Fafnir zu erschlagen und den unermeßlichen Schatz, den der Drache behütete, zu gewinnen.

Auf Gnitahaide angelangt, spürte Regin den Weg auf, wo Fafnir zum Wasser kroch, dort machte Sigurt eine tiefe Grube und setzte sich hinein. Der Drache kam herangekrochen, Gift

*) Räfil ist der Seekönig.

**) Dem Siegesgott Odin, der seinen wunderbaren Speer den Helden zum Siege lieh, wurden zwei Raben und zwei Wölfe beigegeben.

troff von seinem Rachen und die Erde erbebte von seinem Gange, als er aber über die Grube wegkroch, durchstieß ihn Sigurt mit dem Schwerte. Da bäumte sich Fafnir und schlug mit dem langhalsigen Haupte und dem geringelten Schweife. Der Sieger sprang aus der Grube, und sterbend sprach Fafnir den Fluch aus, daß der Schatz dem Sigurt Verderben bringen solle.

Da kam Regin, der während des Kampfes sich verborgen gehalten hatte, und pries die Heldenthat des Sigurt. Darauf schnitt er dem Fafnir das Herz aus und gab es dem Sigurt mit der Bitte, er möge es ihm am Feuer braten.

Sigurt steckte das Herz aufs Schwert und hielt es ans Feuer, um es zu braten. Als der Saft daraus troff und als er dachte, daß es gahr wäre, tippte er mit dem Finger daran, unt es zu versuchen. Da verbrannte er sich, rasch steckte er den Finger in den Mund, und als Fafnir's Herzblut ihm auf die Zunge kam, verstand er die Sprache der Vögel.

Auf einem Baume saßen Schwalben, deren eine sang: „Klug würde Sigurt, wenn er das Herz selber äße." Die andere sang: „Sigurt weiß nicht, daß Regin Verrath gegen ihn spinnt und ihn heimlich tödten will. Wenn er kluge wäre, hiebe er dem Regin das Haupt ab und ließe den Trüger zur Hölle fahren."

Sigurt zog alsbald sein Schwert und schlug dem Regin den Kopf ab, dann aß er das Herz und trank das Blut des Drachen.

Darauf warf er Bäume auf das Unthier und zündete sie an, da schmolz das Fett des Drachen, Sigurt badete sich darin und dadurch wurde seine Haut hart wie Horn und undurchdringlich für jede Waffe. Zwischen den Schultern aber blieb eine verwundbare Stelle, denn dahin war ein Lindenblatt gefallen und hatte das Fett des Drachen von des Helden Haut zurückgehalten.

Wiederum sang die Schwalbe:

Eine Maid weiß ich,
Weit die schönste,
Mit Gold geschmückte,
Wenn Du sie werben möchtest.
Ein Saal ist auf hohem
Hindarberge
Ganz ist er außen
Mit Feuer umgeben,
Das haben hehre
Helden erhoben
Aus hellscheinendem
Schreckensglanze.
Ich weiß auf dem Berge
Die Wunderschöne schlafen,
Und drüber wachet
Der Lanze Wimpel.

Sigurt, der von nun an Fafnirsbani (Drachentödter) heißt, lud den Schatz auf sein Roß Grani, er nahm auch die Tarnkappe, welche den, der sie trug, unsichtbar machte, und ritt gen Süden.

Da kam er zu dem Hindarberge, darauf sah er einen hellen Glanz, der zum Himmel leuchtete. Als er näher kam, gewahrte er eine Burg, über ihr ein Banner, die Mauern von Flammen umgeben. Auf seinem grauen Hengste ritt Sigurt durch die Lohe, in der Burg lag ein schönes Weib im Harnisch und schlief. Der Panzer lag ihr so fest an, als wäre er angewachsen. Mit seinem Schwerte Gramm zerschnitt Sigurt die Brünne in zwei Theile, da erwachte die Maid und sagte, sie heiße Brünhild*). Sie brachte ihm ein Horn voll Meth als Minnetrank und erzählte ihm, sie sei eine Valkyrin, eine Schlachtenjungfrau Odin's. Zwei Könige, Hialmgunnar und Agnar, hätten miteinander gekämpft, dem ersteren habe Odin den Sieg verheißen, Brünhild aber habe ihn im Kampfe gefällt. Da habe Odin sie in einen tiefen Schlaf versenkt und ihr gesagt, fortan solle sie nie mehr im Kampfe den Sieg verleihen, sondern sie solle sich vermählen.

Die schöne Maid lehrte den Sigurt Zauberrunen einzuschneiden, sie lehrte ihn auch Weisheit und gab ihm goldne Lebensregeln.

Sigurt verweilte bei der schönen Brünhild nur bis zum nächsten Morgen, da verließ er sie, als sie noch schlummernd auf dem Lager ruhte.

Nun wohnten zu Worms am Rhein die drei Söhne des Königs Giebich: Gunther, Gernot und Giselher, die hatten eine sehr schöne Schwester, welche Kriemhild hieß. Siegfried hörte von ihrer Schönheit und beschloß, hinzuziehen und um sie zu werben.

Der König Gunther stand in seinem weiten Saale, da wurde ihm gemeldet, daß eine Schaar herrlicher Helden in seine Burg eingekehrt sei, ihr Gewand leuchte von rothem Golde, niemand kenne sie und ihren Anführer. Da wendete König Gunther sich an Hagen, dem waren alle Lande kund, und fragte nach den Gästen. Er antwortete: „Ich habe den kühnen Siegfried, der den Drachen schlug und den Schatz erbeutete, noch nie gesehen, doch mir scheint, niemand anders könne der Held sein, der so mannhaft einherschreitet. Ich rathe, ihn wohl zu empfangen, damit wir nicht seinen Haß verdienen."

Dem König Gunther schien dieser Rath gut, er bewillkommnete den starken Siegfried von Niederland freundlich und fragte: „Was führt Euch her nach Worms an den Rhein, edler Siegfried, und was wollt Ihr bei uns schaffen?"

„Ich habe vernommen," entgegnete der Held, „daß hier bei Euch die

*) Brünne = Panzer, Hilde = die Kämpferin, also Brünhild = die im Panzer Kämpfende.

kühnsten Recken wären, die je ein König gewann. Ich biete Euch den Wettkampf an, und wenn ich Euch besiege, dann müßt Ihr mir unterthan sein." Ueber diese stolzen Worte waren die Helden Gunther's erzürnt und wollten sogleich zum Schwerte greifen, aber Hagen sagte: „Uns allen möchte es leid werden, daß Siegfried zum Kampfe an den Rhein geritten ist," und hielt die Ungestümen zurück. Gernot trat vermittelnd ein und sagte: „Warum sollen wir mit Euch streiten? Mancher gute Held müßte dabei fallen, und wenig Ehre wäre für uns und wenig Gewinn für Euch zu erlangen." König Gunther setzte hinzu: „Seid unser Gast, und alles, was wir haben, das wollen wir freundlich mit Euch theilen."

Die Worte des Königs besänftigten den Helden, er blieb am burgundischen Hofe und war geliebt von allen. Niemand aber konnte es ihm gleich thun in irgend einem Ritterspiele, so gewaltig war seine Kraft.

Wenn aber im Burghofe die Ritter und Knechte des Kampfspieles pflegten, dann schaute die schöne Kriemhild verstohlen durch das Fenster, und in ihr Herz zog die Liebe zu dem Helden ein, der im Stillen so oft nach der minniglichen Jungfrau sich sehnte, welche sein Auge, nach der strengen Sitte der alten Zeit, bisher noch nie gesehen.

Da kamen vom Sachsenlande her Boten zu Gunther und verkündeten ihm den Krieg im Namen ihrer Herren, der Könige Lüdger von Sachsen und Lüdgast von Dänemark, wenn Gunther sich nicht etwa loskaufen wollte, so würden binnen zwölf Wochen die Feinde am Rhein stehen. Der Burgunderkönig bat sich eine kurze Bedenkzeit aus, er versammelte seine Ritter zum Kriegsrath, Gernot wollte den Kampf sofort aufnehmen, Hagen aber sah die Sache nicht so leicht an und gab den Rath, sich an Siegfried zu wenden.

Die Boten der feindlichen Könige erhielten Herberge in der Stadt, Gunther war in schweren Sorgen, und der Gast sah es dem Wirthe bald an, daß ein schweres Leid ihn drückte, er wandte sich an den König: „Mich nimmt es Wunder, wie Ihr die fröhliche Sitte so bald verkehrt habt, der Ihr so lange mit uns pflegtet. Wenn Ihr Freunde braucht, Euer Leid zu wenden, so will ich Euch bis ans Ende meiner Kräfte getreu zur Seite stehen." — „Das lohne Euch Gott, Herr Siegfried," versetzte Gunther mit leichtem Herzen, „ich werde Euch nie in meinem Leben vergessen, was Ihr für uns thut." Er theilte dem Gaste die Kriegserklärung mit, Siegfried aber entgegnete wohlgemuth: „Laßt Eure Sorge fahren, gebt mir tausend Eurer besten Helden, so will ich mit ihnen die Feinde bestehen."

Nun wurden die Boten mit reichen Geschenken, aber auch mit der stolzen Antwort, daß man die Feinde erwarten würde, heimgesandt, und als sie daheim ihren Herren verkündeten, daß sie am Hofe Gunther's den starken Siegfried von Niederland gesehen, da bereuten die Könige ihren voreiligen Entschluß, sie boten alle ihre Freunde und ihre gesammte eigene Macht auf, und unternahmen den Zug gen Worms mit 60000 Kriegern.

Durch Hessen zog Siegfried den Feinden entgegen; als die Heere einander nahe waren, ritt Siegfried allein aus um zu kundschaften, ihm begegnete in gleicher Absicht der feindliche König Lüdgast. Unter den Helden

entbrannte ein gewaltiger Kampf, sie spornten ihre Rosse, daß sie wild gegen einander jagten, als triebe der Sturm sie zusammen. Die Lanzen zersplitterten auf den Schilden, da schwang Siegfried in grimmigem Muthe sein Schwert auf den Feind, daß ringsum das Feld erschallte und daß die feurigen Funken aus König Lüdgast's Helme stoben. Drei schwere Wunden schlug er dem Könige durch die Brünne, da ergab sich Lüdgast, und Siegfried führte ihn gefangen mit sich fort. Hagen mußte den Gefangenen bewachen, Siegfried gebot dem Heere die Fahnen zu erheben: „Ihr Helden vom Rheine!" rief er aus, „schaut auf mich, ich will Euch in Lüdger's Heer führen, wo die Helme verhauen werden von guter Helden Hand!"

Heiß entbrannte die Schlacht, die sturmkühnen Burgunden löschten manches Helmes lichten Schein mit strömendem Blute, Siegfried aber, dem niemand zu folgen vermochte, schaffte sich eine Bahn in das feindliche Heer, ein blutiger Bach schien zu fließen, wo seine Hand die Helme zerschellte, dreimal durchbrach er das ganze feindliche Heer, bis er gefunden, den er suchte, den König Lüdger. Nun begann ein Zweikampf ohne Gleichen, der Sachsenkönig schlug so gewaltig auf seinen Gegner los, daß Siegfried's Roß unter ihm strauchelte. Aber der Held von Niederland riß sein Roß wieder empor, seine wuchtige Hand zerbrach den Schild des kühnen Sachsen — da gewahrte König Lüdger auf dem Schilde seines Gegners eine Krone, und nun wußte er, wer ihm gegenüber stand. „Laßt die Fahnen sinken!" rief er seinen Sachsen zu, „Siegfried ist es, der gegen uns kämpft, ihn hat der Teufel nach dem Sachsenlande geführt!"

Da ruhte der Kampf, König Lüdger gab sich gefangen, seine sieglosen Krieger durften in die Heimath zurückkehren, die beiden Könige wurden nach Worms geführt. Voraus aber sandte Siegfried seine Siegesboten, welche am Rheine verkünden sollten, was geschehen.

Die Boten kamen nach Worms, da erhob sich unendlicher Jubel, Kriemhild aber ließ einen derselben zu sich bescheiden. „Nun sag mir liebe Kunde an," rief sie ihm zu, „ich gebe Dir mein rothes Gold und will Dir immer gnädig sein. Wie kämpften unsere Freunde? Wen haben wir verloren? Und wer that das Beste?" — Der Bote erwiderte: „Von den Unserigen ist keiner gewichen, doch, edle Königin, niemand that es dem Helden aus Niederland gleich. Wo der allerhärteste Streit wüthete, da sah man den kühnen Siegfried. Die beiden Könige der Feinde hat seine Hand bezwungen, als Gefangene bringt er sie an den Rhein!"

Lieber konnte der Jungfrau keine Nachricht sein, ihr schönes Antlitz wurde roth wie die Rose, reiche Kleider und zehn Mark Goldes ließ sie dem, der die frohe Kunde brachte, als Botenlohn reichen. Und nun zogen die Sieger ein in die Stadt, ein großes Fest wurde bereitet, und auf ihrer Brüder Rath und Wunsch schickte Kriemhild sich an, dem Helden von Niederland Dank zu sagen.

An einem Pfingstmorgen trat die Minnigliche reich geschmückt aus ihren Gemächern, strahlend wie das Morgenroth aus trüben Wolken bricht; in rosiger Farbe leuchteten ihre Wangen, und wie der lichte Mond vor den

Sternen, so stand die Jungfrau als die schönste vor allen ihren Frauen. Siegfried aber sah, an die sein Herz lange gedacht, nun so herrlich vor sich stehen, bleich und roth wurde sein Antlitz, als die königliche Maid ihn begrüßte, der süße Schmerz der Sehnsucht zog ihre Herzen zu einander, ihre Augen grüßten sich, und Kriemhild's weiße Hand legte sich in des Helden Rechte. Keine Sommerzeit und kein Maitag hatte noch je dem Siegfried so viel Wonne gebracht. Der König Lüdgast aber, der dem Feste als geladener Gast beiwohnte, sagte: „Mancher Krieger muß Wunden tragen für den hohen Gruß, der dem Siegfried da zu Theil geworden," und alle Gäste schauten auf niemand, als auf das herrliche Paar.

Zwölf Tage lang währte das hohe Fest, Siegfried wich in dieser Zeit nicht von der schönen Kriemhild Seite, und von nun an durfte er sie täglich schauen.

Den gefangenen Königen schenkte Gunther auf Siegfried's Rath ohne Lösegeld ihre Freiheit, sie kehrten in ihre Heimath zurück. —

Es war eine Königin, die wohnte fernhin an der See, sie hatte ihres Gleichen nicht an herrlicher Schönheit und an gewaltiger Kraft, die sie im Kampfe der Helden oft bewährt. Wer um ihre Liebe warb, der mußte im Speerwurf, im Steinwurf und im Weitsprung sie besiegen, konnte er diese drei Bedingungen nicht erfüllen, so fiel sein Haupt.

Da sprach der Vogt vom Rheine *): „Ich will an die See und will um Brünhild werben, an ihre Liebe will ich Leib und Leben wagen, und ich will es verlieren, wenn sie nicht mein Weib wird. Willst Du mir helfen, die Minnigliche werben, edler Siegfried? So will ich Dir zu Dienst auch wieder Ehre und Leben wagen." Siegfried entgegnete: „Gib mir Deine Schwester zum Weibe, so will ich es thun, und will keines Lohnes mehr begehren." Gunther ging die Bedingung ein, mit Eiden wurde der Vertrag bekräftigt, dann rüstete man sich zur Fahrt, die Begleiter Gunther's und Siegfried's waren Hagen und Dankwart. Den Helden trug man ihre goldfarbenen Schilde auf den Sand, in den Fenstern standen schöne Frauen, und manche Thräne floß von ihren Augen. Die Segel des Schiffes rührte ein frischer Wind, die stolzen Heergesellen fuhren den Rhein hinab, Siegfried saß am Ruder, ihm war die Straße wohlbekannt, die sie ziehen mußten.

Am zwölften Morgen kamen die Helden zum Isensteine, auf dem Brünhilden's Burg stand, aus den Fenstern der Burg schauten die schönen Frauen. Schon von fern zeigte Siegfried dem König Gunther die stolze Brünhild, er kannte sie, ihm war sie nicht fremd, er hatte sie ja aus den Flammen erlöst und hatte ihre Liebe gekannt.

Die Helden nahten der Burg, Brünhild weilte in einem Saale, der war von leuchtend grünem Marmelstein. Als die Königin die Ankommenden gewahrte, ging sie ihnen entgegen, sie begrüßte den Helden aus Niederland

*) In diesem ältesten Theile des Nibelungenliedes, dessen hohes Alter aus allen Zügen spricht, wird der König Gunther „der Vogt vom Rheine" genannt.

und sprach: „Seid willkommen in diesem Lande, Herr Siegfried! Was bezweckt Eure Reise?“ Siegfried that das Begehr Gunther's kund.

Da ließ Brünhild ihr Kampfesgewand bringen, ihre Brünne von Gold und ihren Schild, der von edlem Gestein leuchtete. Siegfried hatte heimlich seine Tarnkappe aufgesetzt, er war für jedermann unsichtbar, er trat an Gunther's Seite und flüsterte ihm zu, guten Muth zu haben.

Man trug Brünhilden's Speer herbei, der war schwer und stark, fest und breit und seine Ecken waren schneidig, man trug den großen Stein herzu, den zwölf Männer kaum zu heben vermochten. An ihrem weißen Arme streifte Brünhild den Aermel auf, sie faßte den Schild in ihre Hand und zückte den Speer — da ging es an den Streit. Siegfried, den seine Tarnkappe verbarg, nahm von Gunther's Hand den Schild, Gunther sollte nur die Geberden machen, Siegfried wollte kämpfen. Da warf die herrliche Maid den Speer mit solcher Gewalt, daß vom Stahle des Schildes das Feuer wehte wie vom Winde getrieben, des Speeres Schneide durchbrach den Schild und traf die Panzerringe Siegfried's, daß ihm das Blut aus dem Munde stürzte. Aber rasch ergriff der kühne Siegfried den Speer, den die Maid geworfen, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zurück, daß Brünhild strauchelte und zur Erde sank. Sie sprang wieder auf und wähnte, Gunther habe das gethan; in zornigem Muthe hob sie den Stein auf und warf ihn zwölf Klafter weit und sprang ihm nach, daß laut ihr Eisengewand erklang. Der schnelle Siegfried aber warf ihn noch weiter und sprang auch noch weiter, und trug dabei den König Gunther im Sprunge mit sich fort. Der Kampf war beendigt, Brünhild, die überwundene, reichte dem Gunther ihre Hand, und alle ihre Helden knieten zu des Königs Füßen und huldigten ihm.

Doch wenn Brünhild sich auch besiegt bekennen mußte, ihr stolzer Sinn war noch nicht gebrochen. Im Angesichte Siegfried's, des Mannes, der einst ihre Liebe erwarb und sie darauf verließ, den Brünhild aber immer noch liebte, sollte sie gezwungen ihre Hand einem andern reichen und ihm ihre persönliche Freiheit sowie ihre Krone zu Füßen legen — das war zu viel; sie schickte nach ihren Mannen, von allen Seiten ritten sie der Burg zu, und der allzeit wachsame Hagen blickte mit ernsten Sorgen auf die Tausende, welche die vier Burgunderhelden nicht würden im Kampfe bestehen können.

Siegfried wußte auch hier wieder Rath; in seiner Tarnkappe trat er ungesehen in ein Schiff, von seinen Händen getrieben flog es mit Windeseile über die See, dem dunklen Norden zu, wohl hundert Tagereisen weit, die es in einem Tage und einer Nacht zurücklegte, so gewaltig war Siegfried's Kraft.

Der Held kam zu dem Lande der Nibelungen*), er pochte an das Thor,

---

*) In den deutschen Quellen ist der Kampf mit dem Drachen und die Gewinnung des Schatzes getrennt. Siegfried erschlug erst den Drachen, dann zog er nach dem Lande der Nibelungen, besiegte sie, erbeutete den Schatz und das Schwert Balmung, und begab sich vom Isensteine aus in das Land der Nibelungen als Herr und König. Da er sich jedoch nicht zu erkennen gab, sondern seine Diener auf die Probe stellen wollte, so erfolgte nun erst der Kampf mit dem Pförtner und dem Zwerge.

das von einem Riesen bewacht wurde, dem zu allen Zeiten seine Waffe zur Seite lag. Durch Siegfried's kecke Worte gereizt stürzte der Riese hervor und bediente in dem Kampfe, der nun begann, sich einer schweren Eisenstange mit solchem Erfolge, daß der Held aus Niederland in große Noth kam. Doch gewann Siegfried den Sieg und band den Pförtner. Nun erschien, durch das Getöse des Kampfes geweckt, der Zwerg Albrich, der war kühn und stark, er trug eine feste Rüstung und als Waffe eine Geißel, an der sieben schwere goldne Knöpfe hingen. Der Zwerg stürzte sich auf Siegfried, mit der Geißel zerschlug er ihm den Schild, da warf der Held die Stücken von sich und faßte den Zwerg bei dem eisgrauen Barte. Das entschied den Sieg, der Zwerg unterwarf sich, und Siegfried gab sich nun als Herrn zu erkennen und befahl, daß tausend der stärksten Nibelungenhelden sich sofort waffnen und ihm folgen sollten. Die Rückfahrt ging wiederum mit Windesschnelle von statten. Als am frühen Morgen die Königin Brünhild am Fenster stand und auf die See schaute, fragte sie: „Weiß jemand, wer die sind, die da so eilend über die See fahren? Ihre Segel sind weißer als der Schnee!“ Da entgegnete König Gunther: „Es sind meine Mannen, nach denen ich gesandt.“

In stolzer Kraft stiegen die tausend Nibelungen mit ihrem Herrn, dem kühnen Siegfried, ans Land und gingen zur Burg der Königin hinauf. Ihr Erscheinen bewirkte, daß Brünhild sich nun in das Unvermeidliche fügte und keinen Widerstand mehr gegen Gunther versuchte. Die Abreise wurde gerüstet, Brünhild folgte dem Könige, der, wie sie meinte, sie überwunden hatte, aber weinend folgte sie ihm. Siegfried fuhr als Bote voraus, am Hofe zu Worms verkündigte er den Erfolg der Fahrt. Herrlich wurde die nachfolgende Brünhild empfangen, Kriemhild wurde mit Siegfried verlobt, und die Vorbereitungen zu der doppelten Hochzeit wurden getroffen.

Am Tage des Festes saß Brünhild an König Gunther's Seite, ihr gegenüber sah sie Kriemhild sitzen, und neben ihr den kühnen Siegfried. Da regte sich die alte Liebe und die brennende Eifersucht in Brünhild's Brust, sie fing an zu weinen, über ihre lichten Wangen rollten ihre Thränen. Auf König Gunther's Frage nach ihrem Kummer gab sie die Antwort, sie wäre traurig, weil der König seine Schwester an seinen eigenen Vasallen vermählt habe. Gunther entgegnete ihr freilich, auch Siegfried sei ein reicher König, und Brünhild selber sah genugsam, wie die Nibelungenhelden ihrem Herrn dienten, aber das alles mußte ja nur das bittere Gefühl verschmähter Liebe und die glühende Eifersucht, die ihr Herz verzehrte, immer mehr aufstacheln. Was auch der König ihr sagen mochte, sie war trüben Muthes und nach den glänzendsten Ritterspielen schaute sie kaum hin.

Der Abend nahte, und Siegfried mit Kriemhild, Gunther mit Brünhild begaben sich in die Brautgemächer. Brünhild wies alle Freundlichkeiten Gunther's schroff zurück, und als er sie dennoch in seine Arme schließen wollte, warf sie in grimmigem Muthe sich auf ihn, mit ihrer dämonischen Kraft überwältigte sie den König, sie band ihm mit ihrem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängte ihn an einen Haken an die Wand, bis er gute Worte gab und fügsam zu sein versprach. Da löste sie seine Bande.

Scham und Zorn bedrückten des Königs Herz, als er am nächsten Morgen dem lachenden Muthe Siegfried's begegnete, und er klagte dem Schwäher sein Leid. Der tröstete ihn und versprach ihm Hülfe; in seiner Tarnkappe wollte er unsichtbar am Abend zu Brünhild gehen und wolle sie zwingen, dem Könige dienstbar zu sein.

König Gunther löschte am Abend die Kerzen aus, statt seiner ging Siegfried zu Brünhild, welche den Tausch nicht bemerkte. Siegfried umschloß sie mit seinen Armen; da begann sie den Kampf aufs neue, sie drückte des Helden Hände, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, aber vor der Kraft des gewaltigen Siegfried konnte sie nicht bestehen, sie bat um Gnade. Da zog Siegfried ihr einen Ring vom Finger und nahm den prächtigen Gürtel der Königin; dann entfernte er sich unbemerkt, und Gunther trat nun ein. Am folgenden Morgen erschien der König unter seinem Hofgesinde um vieles froher als am Tage zuvor.

Vierzehn Tage lang ward gejubelt und gefeiert; da rüstete sich Siegfried, mit seinem Weibe und seinen Helden heimzuziehen in sein Reich, in seine väterliche Burg zu Xanten am Rhein. Von seinem Vater, dem Könige Siegmund, und seiner Mutter, der Königin Sieglinde, wurde er voller Freuden empfangen und beherrschte selber nun als König sein väterliches Reich und das sagenhafte Land der Nibelungen, wo er den großen Schatz besaß.

Von dem letztern wird Siegfried von nun an der Nibelunge genannt. Dieser Name ist mit dem Schatze verknüpft, und der jeweilige Besitzer desselben erwirbt mit dem Horte auch den Namen desselben, so daß auch die Burgunderfürsten später Nibelungen heißen.

Zehn Jahre lang lebte Siegfried in Frieden und Glück mit Kriemhild in seinen Reichen; da sandte König Gunther auf Brünhild's oft geäußerten Wunsch Boten an Siegfried, die ihn zu einem Feste nach Worms laden sollten. Mit reichem, königlichem Gefolge zog er und Kriemhild hin und wurde freundlich empfangen.

Eines Abends saßen Kriemhild und Brünhild bei einander; da sprach Kriemhild: „Ich habe einen Gatten, dem alle diese Lande unterthan sein sollten. So wie der Mond vor allen Sternen an Klarheit steht, so vor allen Helden mein Gemahl, und darüber ist mein Herz fröhlich." Stolz versetzte Brünhild: „Ich hörte oft genug sagen, daß Siegfried der Eigenmann König Gunther's ist!"

„So glaubst Du," entgegnete Kriemhild, „daß meine Brüder mich an einen dienenden Mann gegeben hätten? Ich bitte Dich freundlich, Brünhild, laß solche Rede in Zukunft sein."

„Ich will es nicht lassen," erwiderte König Gunther's Weib finster, „wie sollte ich auf die Dienste so manches Ritters verzichten, der uns mit Deinem Manne unterthan ist?"

„Nun," versetzte Kriemhild aufgebracht, „wenn Du denn so gewaltig über uns bist, so wundert mich's doch, daß wir Dir noch nie den Tribut bezahlt. Und ich will Dir zeigen, ob ich Dein eigen bin, ich werde vor Dir

mit meinem Gefolge in die Kirche gehen und Du sollst sehen, daß ich reicher bin und eine ebenso adelfreie Königin, wie je eine die Krone trug."

Zornig schieden die Frauen; Kriemhild gebot ihren Maiden, ihre Pracht zu zeigen, und als sie mit ihrem Zuge zum Münster schritt, da offenbarte sie solchen Glanz und Reichthum, daß dreißig Königinnen daran zur Genüge gehabt hätten. Vor dem Münster stand Brünhild und gebot in stolzem Tone der Kriemhild, sie solle zurücktreten und warten. Da versetzte Siegfried's schönes Weib spöttisch: „Ist es auch recht, daß eines Mannes Kebsweib als Königin gebietet? Du bist meines Siegfried's Geliebte gewesen, ehe Du König Gunther's Weib wurdest."

Bei diesen Worten fuhr Brünhild betroffen und bestürzt zurück, und stolz an ihr vorüber schritt Kriemhild zuerst mit ihrem Gefolge in das Münster hinein. Brünhild folgte, und während des Gottesdienstes war ihr Herz ein Spielplatz der wüthendsten Leidenschaften. Von Siegfried verschmäht zu sein, das war ihr ein bitterer Schmerz, den keine Zeit lindern konnte, doch sie war zu stolz, ihn zu äußern und ihre Umgebung in ihre verwundete Brust blicken zu lassen. Jetzt aber machte sie die Entdeckung, daß Siegfried sich seines Sieges auch gerühmt hatte; die verhaßte Nebenbuhlerin Kriemhild stand nun nicht allein glücklich in dem Besitze des treulosen, einst von Brünhild so heiß geliebten Mannes da, sie stand nicht allein an Reichthum, Prunk und Macht über der verschmähten Königin, sondern jetzt hatte sie auch noch den Versuch gemacht, der Gemahlin König Gunther's einen Fleck anzuheften, der dieselbe aufs tiefste erniedrigen mußte. Da flammte die Rache in Brünhild's stolzem Herzen unlöschbar auf, sie beschloß, Kriemhild noch weiter zu fragen, sie einer öffentlichen Beschimpfung preis zu geben, indem sie ihre Behauptungen für Lügen erklärte. Siegfried aber mußte sterben, das war die Rache für seine Treulosigkeit und für Kriemhild's Uebermuth.

Als der Gottesdienst beendet war, fragte sie vor dem Münster die schöne Kriemhild: „Sag an, womit willst Du das beweisen, dessen Du mich so schimpflich beschuldigt hast?" Da zeigte Siegfried's Weib ihr den Ring: „Den zog mein lieber Mann von Deinem Finger, als er bei Dir war," sprach sie. „Dieses Gold ist mir gestohlen!" rief Brünhild, „und ich will den schon ausfindig machen, der es mir nahm!" — „Willst Du mich auch noch zum Diebe machen?" entgegnete Kriemhild, „siehst Du diesen Gürtel? Läugnest Du nun noch, daß Siegfried Dein Mann war?"

Als Brünhild den Gürtel erblickt, da schweigt sie und geht weinend fort. Dem König Gunther, seinen Brüdern und seinen Helden klagte sie ihr Leid, Siegfried redete ernst und gütlich zu und wollte die Königinnen wieder versöhnen, aber der Haß brannte schon zu lichterloh, Siegfried's Tod wurde von den Burgundenfürsten beschlossen, und Hagen trat an die Spitze derer, die sich zum Tode des Helden verschworen.

Auf Hagen's Rath kleidete König Gunther zweiunddreißig seiner Mannen in fremdes Gewand, sie mußten thun, als kämen sie von den Dänen und Sachsen, die Siegfried schon einmal besiegt hatte, und mußten dem König

Gunther den Krieg erklären. Mit List wollte man den herrlichen Helden erschlagen, da niemand es wagte, ihn offen anzugreifen.

Siegfried war sofort bereit, für Gunther in den Krieg zu ziehen, er rüstete sich und seine Mannen in fröhlichem Muthe. Kriemhild aber hegte schwere Sorge um sich und ihren Gemahl, sie ließ Hagen rufen und bat ihn in bewegten Worten, er möge auf Siegfried's Schutz bedacht sein. „Du bist ja mit mir verwandt," sagte sie, „Deiner Treue befehle ich meinen Trauten." — „Ich will für ihn sorgen, und ihn beschützen, er mag reiten oder gehen," antwortete der arglistige Hagen, „sagt mir nur, Frau Kriemhild, wie soll ich ihn behüten?" In vollem Vertrauen erwiderte die Königin: „Als Siegfried im Blute des Drachen sich badete, da wurde sein Leib unverwundbar, daß keine Waffe ihn verletzen kann. Aber auf seine Schulter fiel ein Lindenblatt; da blieb er verwundbar, und für diese Stelle fürchte ich." — „So nähet ein Zeichen auf sein Gewand," entgegnete Hagen voller Falschheit, „damit ich weiß, wo ich den Helden im Waffensturm behüten muß."

Kriemhild erwiderte: „So will ich mit Seide ein kleines Kreuz auf sein Gewand nähen." Sie ahnte nicht, daß sie ihrem Siegfried da das Todeszeichen einnähte. Das Verhängniß aber naht mit raschen Schritten und mit furchtbarer Sicherheit, es ist nicht allein der Haß der Brünhild, welcher den Siegfried vernichtet, sondern noch tiefer wirkt der alte grausige Fluch des Fafnir, den er sterbend über den Besitzer des Schatzes aussprach, und der sich nun so erschütternd an dem leuchtenden, herrlichen Helden erfüllt.

Am andern Morgen zog das Heer aus in den vermeintlichen Krieg; als Hagen auf Siegfried's Kleid das Kreuz sah, da frohlockte er, sogleich schickte er zwei seiner eigenen Leute auf einem Umwege zu Gunther, die mußten, als wären sie Feindesboten, um Frieden bitten, der Heereszug wurde abgestellt, die Helden kehrten heim. Um aber eine Gelegenheit zu Siegfried's Mord zu finden, veranstaltete König Gunther nun auf Hagen's Rath eine Jagd im Wasgenwalde, an der Siegfried Theil zu nehmen versprach.

Am Morgen, als die Jäger auszogen, trat Siegfried zu seinem Weibe, er umschloß sie mit seinen Armen und küßte sie auf ihren rothen Mund. Da fing Kriemhild an zu weinen: „Laß Dein Jagen sein," bat sie, „ich sah im Traume, wie zwei Eber Dich über die Haide jagten, die Blumen wurden roth von Blut. Ich fürchte, daß man falschen Rath gegen Dich spinnt."

„Meine liebe Traute," entgegnete der Held in großherzigem Vertrauen, „ich kehre ja in wenigen Tagen zurück. Wer von Deinen Verwandten sollte mir denn gram sein? Ich habe es doch um keinen verdient." — „Und doch fürchte ich Deinen Fall," versetzte Kriemhild; „im Traume gewahrte ich, wie zwei Berge über Dir zusammenfielen, daß ich Dich nimmer wieder sah. Wenn Du von mir scheiden willst, das thut mir im tiefsten Herzen weh." Doch mit sorglosem Muthe nahm Siegfried Abschied von seinem Weibe, die er nie wieder sah.

Tief in den grünen Wald zogen die stolzen Jäger, voran Siegfried, dann Hagen und König Gunther. Die Jäger trennten sich und die Jagd begann; von dem Lärm der Hunde und dem Hussah der Jagdgenossen wurde der Schall

so groß, daß die Berge und der dunkle Tann davon erfüllt wurden. Des Tages Meister war der starke Siegfried, seine Hand traf die Elche, die Wildschweine und Hirsche, und seine Beute war unzählbar.

Zur Mittagszeit ließ König Gunther das Horn blasen, da eilten alle zum Sammelplatze. Siegfried traf auf seinem Wege noch einen stattlichen Bären an, dem lief er nach, er fing ihn lebendig, band ihn und nahm ihn vor sich aufs Roß. Auf dem Sammelplatze angelangt, löste er dem Bären die Bande, das Thier wollte entfliehen, da stürzten von allen Seiten die Hunde auf ihn, und nun begann ein wildes Getümmel, der Bär flüchtete zu der Feuerstatt, wo die Köche in voller Arbeit waren, die Kessel wurden umgeworfen, das Feuer zertreten, und niemand konnte den Speer werfen oder einen Pfeil schießen, da man die Hunde zu treffen fürchten mußte. Der Bär brach sich Bahn, er würde seine Freiheit wiedergewonnen haben, wenn nicht der schnelle Siegfried im Laufe ihn eingeholt und mit seinem Schwerte getödtet hätte.

Man setzte sich zum Essen nieder, die reichsten Speisen wurden aufgetragen, aber der Wein fehlte. Hagen entschuldigte sich, daß kein Getränk vorhanden, er hätte die Saumrosse irrthümlich an eine andere Stelle gesandt. Aber einen klaren Quell wüßte er in der Nähe, setzte er hinzu, dahin könne man gehen und trinken. Siegfried war dazu bereit — da brachen Gunther und Hagen ihre Treue an dem herrlichen Helden und vergalten ihm alle seine Dienste mit dem schändlichsten Verrath.

„Ich habe oft gehört," sprach Hagen von Tronje, „daß niemand im Laufe dem Gemahl der schönen Kriemhild gleichkommen kann, möchte er's uns doch sehen lassen." Siegfried entgegnete: „Das mögt Ihr wohl versuchen, ich will mich zu Euren Füßen niederlegen, ich will auch alle meine Waffen und mein Jagdgeräth tragen. Solche Wette biete ich Euch."

Hagen nahm an. Sie liefen, aber Siegfried war der erste, der an der breiten Linde anlangte, unter welcher der Quell sprudelte. Er löste sein Schwert und legte es nieder, er legte den Köcher von sich und lehnte den starken Ger an die Linde, und nun beugte er sich zu dem Quell und trank in langen Zügen. Da kam Hagen, zuerst trug er die Waffen fort, dann ergriff er den Speer und zielte nach dem Kreuze auf dem Gewande und warf ihn dem Helden in den Rücken, daß Siegfried's Herzblut dem Mörder über die Kleider spritzte. Solche Schandthat hatte noch nie ein Mann begangen.

Siegfried sprang auf, er schaute nach Schwert oder Bogen, da er nichts fand, ergriff er den Schild, ereilte damit den fliehenden Mörder und schlug auf ihn ein, daß die leuchtenden Zierrathen vom Schildesrande absprangen und Hagen zu Boden gestürzt wurde. Doch von der Todeswunde erblich Siegfried's Farbe, seines Leibes Stärke schwand, er fiel in die Blumen und färbte sie mit seinem strömenden Blute. Die Ritter liefen herzu und klagten um den herrlichen Helden, auch Gunther trat heuchlerisch jammernd heran. Da sprach der sterbende Siegfried: „Der braucht nicht um den Schaden zu weinen, der ihn angestiftet hat, wenn ich Euren mordgierigen Sinn erkannte, ich hätte vor Euch allen mich wohl bewahrt. Nun möge es Gott erbarmen,

daß ich einen Sohn gewann, niemand soll es ihm dereinst sagen, daß sein Vater von seinen nächsten Verwandten erschlagen wurde." Mit seinen letzten Worten wandte er sich an den König Gunther: „Könnt Ihr an irgend einem in der Welt noch Treue üben, so laßt Euch mein liebes Weib befohlen sein, gedenkt daran, daß sie Eure Schwester ist und übt alle Tugenden des Fürsten gegen sie. Um mich braucht Ihr nicht zu sorgen, meines Leibes warten mein Vater und meine Mannen. Niemals ward schändlicher an einem Freunde gehandelt." Dann rang er mit dem Tode, doch nur kurze Zeit; so kühn und herrlich der Held war, er mußte dennoch sterben.

Seine Leiche legten die Ritter auf seinen goldfarbenen Schild und trugen sie über den Rhein nach Worms zurück, in grausamer Rachewuth ließ Hagen in der Nacht die Leiche des starken Siegfried vor die Thür seines Palastes legen. Am andern Morgen fand ihn ein Diener und stürzte zu Kriemhild, die schrie auf in maßlosem Jammer, daß ihr das Blut vom Munde stürzte, sie eilte zum Thore, mit ihrer weißen Hand hob sie des Todten Haupt auf und rief: „Dir ist Dein Schild nicht zerhauen, Du bist ermordet!" Siegfried's Mannen, sein Vater und dessen Gefolge kamen und klagten bitterlich um den Tod des Helden.

In kunstreicher Arbeit verfertigten die Schmiede einen Sarg von Gold, Silber und Stahl, man zog dem Helden die blutgetränkten Kleider ab und wusch seinen schönen Leib, in dem kunstvollen Sarge trug man ihn zum Münster. In ungezählten Schaaren drängte das Volk sich herzu und klagte um den milden, freigebigen Helden. Es nahten auch die Burgundenfürsten mit Hagen, und als der Mörder zur Leiche trat, da flossen die Todeswunden aufs neue; Kriemhild erkannte nun unzweifelhaft, daß Gunther und Hagen die Mörder waren, und sie vergaß es nicht.

Am dritten Morgen wurde die Leiche zu Grabe getragen, ein unendlicher Zug geleitete sie. „Gönnt mir noch eine kleine Freude," flehte Kriemhild, „laßt mich sein schönes Haupt noch einmal sehen!" Da öffnete man den Sarg, sie küßte den Helden, ihren Gatten, auf den bleichen Mund, ihre lichten Augen weinten Blut, und in maßlosem Jammer brach sie zusammen, daß sie hinweg getragen werden mußte.

Nachdem Siegfried bestattet war, schickte Siegmund sich an, wieder in sein Land zu ziehen; er bat Kriemhild, ihm zu folgen, doch nichts konnte sie bewegen, die Stätte zu verlassen, wo ihr Gatte begraben lag und wo sie den Mörder desselben erreichen konnte. Selbst die Erinnerung an ihr Söhnchen, das einzige Kind, das sie dem starken Siegfried geschenkt, machte ihren Entschluß nicht wankend, Siegmund trat allein mit seinen Mannen die Heimfahrt an.

Kriemhild blieb in ihrer Trauer in Worms zurück, aller Trost ihrer alten Mutter Ute und ihrer Freunde konnten ihren Schmerz nicht lindern. Nach dem Lieben, den man ihr begraben, hatte sie die größte Noth, die je ein Weib nach dem geliebten Manne gewann. Länger als drei Jahre sprach sie mit Gunther und seiner Umgebung kein Wort. Den großen Nibelungenschatz, den Siegfried ihr als Morgengabe geschenkt, ließ sie nach Worms bringen,

und Wohlthun war nun ihre Freude. Hagen aber fürchtete, daß Kriemhild durch den unerschöpflichen Schatz sich zu viel Freunde machen würde, und er beredete den König Gunther, daß ihr der Schatz genommen und in den Rhein versenkt wurde. Außer Hagen kannten nur die Burgundenkönige die Stelle, wo er lag, und sie waren daher jetzt die Besitzer des Schatzes, aber auch die Erben des Fluches, der auf ihm ruhte, und dessen Erfüllung nicht ausblieb.

König Etzel's Gemahlin war gestorben, er sandte den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn gen Worms und ließ bei Gunther um Kriemhilden's Hand werben. Hagen rieth dringend ab und sagte: „Wenn Ihr den König Etzel kenntet so wie ich ihn kenne, so würdet Ihr, wenn Kriemhild sein Weib wird, um Eure Schuld besorgt sein." Doch Giselher hielt dem Hagen mit Heftigkeit alles Leid vor, welches derselbe seiner Schwester bereits zugefügt, und Rüdiger wurde angewiesen, seine Werbung bei Kriemhild selbst anzubringen.

Kriemhild empfing den Boten des Königs Etzel im Trauerkleide, während ihr Gefolge mit reicher Pracht angethan war, sie hörte Rüdiger's Werbung ruhig an und entgegnete darauf: „Wer mein ganzes Leid kennte, der würde mir nicht zumuthen, je wieder eines Mannes Gemahlin zu werden, denn ich verlor mehr als irgend ein Weib." Alles Zureden des Markgrafen, ihrer Mutter und ihrer Brüder half nichts, bis endlich Rüdiger, nachdem er die Macht und den Glanz des Königs Etzel geschildert, ihr zurief: „Und wenn Ihr im Hunenlande niemand als mich hättet, ich wollte alles Leid rächen, das Euch jemals zugefügt würde."

Das Wort zündete, Kriemhild ließ sich von Rüdiger einen Eid schwören, daß er, sobald sie ihn gemahnte, mit aller seiner Macht für sie eintreten wollte, dann erklärte sie sich bereit, König Etzel's Werbung anzunehmen. Rasch war alles zur Reise vorbereitet, Kriemhild war, obwohl Hagen ihr den Schatz genommen, noch reich genug, um ihr Gefolge aufs prächtigste auszurüsten. Aus ihrem Heimathlande folgte ihr niemand nach als der Markgraf Eckewart, der ihr treu zu allen Zeiten war, und von niemand nahm Kriemhild herzlichen Abschied, als von Giselher, ihrem jüngsten geliebten Bruder.

Tausend Ritter hatte Rüdiger mitgebracht, um seiner zukünftigen Herrin das Geleite zu geben. Als der Zug der Grenze von Etzel's Reichen nahte, wurde Kriemhild empfangen von Frau Gotelind, der Gemahlin Rüdiger's, und ihr erstes Nachtquartier in Etzel's Landen war Rüdiger's Burg Bechlarn an der Donau. Je näher Kriemhild dem Hoflager ihres zukünftigen Gemahls kam, desto stolzer wurde der Zug, der ihr folgte, aus vielen Völkern schlossen Helden sich an, Kristen und Heiden, und die mannichfachsten Sprachen wurden laut.

König Etzel zog der schönen Kriemhild entgegen, vierundzwanzig Fürsten waren in seinem Gefolge, Kriemhild grüßte sie alle freundlich und gewann manches Herz mit reicher Gabe. In Wien wurde das Beilager mit unerhörter Pracht gefeiert, endlose Schaaren tapfrer Ritter tummelten sich vor den Augen ihrer schönen Königin im ritterlichen Spiele. Kriemhild schaute auf die zahllose Menge der Speere und gedachte daran, wie Siegfried, ihr lieber Mann, von Hagen und ihren Brüdern ermordet wurde, und ihre Augen wurden naß.

Am achtzehnten Morgen verließen sie Wien und schifften sich auf der Donau ein, und das Wasser wurde bedeckt von der Unzahl der Schiffe. Als sie nach Etzel's Hofburg im Hunenlande kamen, wurde die Königin Kriemhild von ihrem Ingesinde begrüßt, sieben Töchter fremder Könige waren unter den Frauen, welche zu ihrem unmittelbaren Gefolge gehörten. Und Kriemhild, das stolze, schöne Weib füllte die Stelle auf König Etzel's Thron aus, wie nie seine erste Gemahlin gekonnt, sie herrschte gewaltig in dem Hunenlande und viel tausend Helden dienten ihr. Dem Könige Etzel gebar sie einen Sohn, der wurde Ortlieb genannt, und große Freude herrschte darüber in dem ganzen großen Hunenreiche.

Aber aller Glanz und alle Ehre vermochten nicht, Kriemhilden's Herz zu beschwichtigen. Mit bitterm Schmerze dachte sie fort und fort daran, wie glücklich sie bei dem kühnen Siegfried gewesen, und wie sie nun in der Fremde einem heidnischen Fürsten sich hatte hingeben müssen. An dem allen war Hagen schuld, der Mörder ihres geliebten Mannes, und nie kam ihr der Gedanke aus dem Sinn, wie sie doch den Hagen und ihre Brüder in das Hunenreich locken und sich an ihnen rächen möchte für das unermeßliche Leid, das sie ihr angethan.

Einst, als der König Etzel bei ihr weilte, bat sie ihn, Boten zu senden nach Worms am Rhein und die Fürsten und Ritter einladen zu lassen zu dem Hunenlande. Etzel war sogleich bereit, mit Briefen und mündlicher Botschaft versehen wurden Wärbelin und Swämelin, und Kriemhild rief sie, ehe sie aufbrachen, noch zu sich allein und trug ihnen auf dem Könige Gunther zu sagen, daß dem Hagen die Wege in das Hunenland wohl bekannt wären und daß Hagen dem Könige und seinem Gefolge als Führer dienen müßte. Die Boten ahnten nicht, was das zu bedeuten hatte, daß sie Hagen von Tronje nicht daheim lassen sollten am Rhein, und sie wußten nicht, wie manchem Helden das Leben genommen werden sollte in Folge der Botschaft, welche auszurichten sie sch nun anschickten. Schon der nächste Tag sah sie auf der Reise.

Am Rhein waren die Fürsten zuerst ein wenig erstaunt über die Botschaft, die Etzel und Kriemhild ihnen sandten. Hagen rieth aufs dringendste ab, ihm war es grinmig leid, daß seine Herren sich der Rache Kriemhild's preisgeben wollten. Doch der Fluch Fafnir's bewährte auch hier wieder seine unheimliche Gewalt, niemand sah die offenkundige Gefahr, niemand hörte auf Hagen's Rath, Giselher erwiderte spöttisch, wenn Hagen so sehr um sein eigenes liebes Leben besorgt sei, so möge er fein daheim bleiben und diejenigen ziehen lassen, welche Muth häten. Da schwieg Hagen und rüstete finstern Muthes die Fahrt, aber nicht wie eine Lustreise zu lieben Freunden, sondern wie einen Heereszug in Feindesland, tausend der allerbesten Recken suchte er aus, welche sich wohlbewaffnet dem Zuge anschlossen. Unter ihnen war auch Volker von Alzei, Hagen's vertrautester Freund, der verstand die Geige herrlich zu spielen und hieß davon der Spielmann.

Die Fahrt ging durch Osterfranken, am zwölften Morgen gelangten sie an die Donau. Das Wasser var geschwollen, kein Schiff war zu sehen, da ging

Hagen, einen Fährmann zu suchen. Er hörte, als er suchte, Wasser plätschern, und sah in einem kühlen Quell Wassernixen, welche ihr Gewand abgelegt hatten und sich badeten. Hagen schlich näher und bemächtigte sich der Kleider; um dieselben wieder einzulösen, wahrsagten sie ihm: „Ich warne Dich, Hagen,“ sprach die eine, „kehret wieder um, kommt Ihr zu den Hunen, so seid Ihr betrogen, dort ist Euch allen der Tod bereitet.“

„Euer Trug ist umsonst,“ erwiderte Hagen grimmig, „wie sollte das geschehen, daß man uns alle tödtete? Lieber zeige uns über das Wasser.“ — „Des Königs Kaplan wird allein zurückkehren nach Worms,“ versetzte die andere Jungfrau, „wenn Ihr aber nicht hören wollt, so geht den Strom hinauf, da findet Ihr den Fergen.“ Hagen ging und fand den Fährmann, mit dem gerieth er in Streit und erschlug ihn, das Schiff desselben brachte er zu seinen Herren und setzte das Heer damit über, denn Hagen war ein sehr geschickter Fährmann. Als das Schiff zum letztenmal über das Wasser schwamm und auch der Kaplan mit darin war, stieß Hagen den Pfaffen in das Wasser, aber er schwamm ans Ufer, schüttelte seine nassen Kleider aus und wanderte heim nach Worms. Da erkannte Hagen, daß die Wahrsagung der Meerweiber richtig war, und sein Sinn wurde noch finstrer.

Beim Zuge durch das Baierland wurde die Nachhut, die Hagen und Dankwart führten, von dem Markgrafen Gelfrat angegriffen, der den Tod seines Fährmannes an Hagen rächen wollte. Im heißen nächtlichen Kampfe wurde Gelfrat von Dankwart erschlagen, seine Mannen verfolgt und zerstreut, dann eilten die Helden dem Zuge ihres Königs nach und langten am frühen Morgen mit blutigen Schilden wieder bei ihm an. An der Grenze des Hunenlandes erwartete die Nibelungen der Markgraf Eckewart, der sprach zu Hagen: „Ihr schlugt den starken Siegfried, man haßt Euch bei den Hunen, hütet Euch wohl, ich rathe Euch das!“

Eckewart führte die Könige und ihre Mannen, welche von der langen Reise ermüdet waren, zu Rüdiger's Burg. Der edle Markgraf empfing die Gäste freundlich, seine Gemahlin Gotelind und seine Tochter begrüßten nach der Sitte der damaligen Zeit die Gäste mit einem Kuß. Auch den starken Hagen zu küssen hieß Rüdiger seine Tochter; da blickte die Jungfrau ihren Vater an, der Mann war ihr so fürchterlich anzuschauen, und als sie dem Winke des Vaters dennoch folgen mußte, da wurde sie bleich und roth.

Giselher, der jüngste der Nibelungenkönige, führte des Markgrafen schöne Tochter in den Saal, nach dem Mahle ließ Volker, der kühne Spielmann, süße Weisen erklingen, und mit lächelndem Munde sprach er zu dem Wirthe: „Euch hat Gott reiche Gnade geschenkt, edler Markgraf, er gab Euch ein liebes Weib und eine schöne Tochter, wenn ich ein Fürst wäre und die Krone tragen sollte, so wollte ich keine andere zum Weibe haben, als Euer schönes Kind. Wie freudig wollten wir alle ihr daheim in Burgundenlande dienen, wenn Giselher, unser Herr, sie zu seinem Weibe nehmen wollte!“

Die Rede des kühnen Spielmannes gefiel allen, die sie hörten, am meisten dem Giselher und der jungen Markgräfin. Man schloß einen Kreis um das schöne Paar, und fragte die Jungfrau, ob sie des edlen Königs Weib

sein wolle. Süße Scham schloß ihr den Mund, wie das so mancher Maid schon begegnet, und doch nahm sie ihn so gern! Giselher aber umfing mit seinen Armen die Geliebte — sie sollte seiner so wenig froh werden!

Vier Tage blieben die Nibelungen zu Bechlarn in Freude und Glück, dann zogen sie weiter. Beim Abschied reichte Rüdiger dem Gernot ein herrliches Schwert, Hagen wies das Gold, das ihm zugedacht war, zurück; „wenn ich irgend etwas begehren soll," sprach er, „so möchte ich jenen Schild führen, der dort an der Wand hängt." Als die Markgräfin diese Worte hörte, rannen die Thränen aus ihren Augen. „Den Schild trug mein lieber Vater," sagte sie, „im Kampfe ist Nodung gefallen, und wenn ich sein gedenke, muß ich immer weinen." Mit ihren weißen Händen nahm sie den herrlichen Schild von der Wand und gab ihn Hagen. Noch einmal spielte Volker seine süßesten Weisen und Lieder, Giselher küßte seine schöne Braut, dann bestiegen die Helden ihre Rosse und ritten von dannen, der Hofburg König Etzel's zu.

Am Hofe des Hunenfürsten weilte unter vielen anderen Fürsten auch Dietrich von Bern, der vielberühmte Held, aus dessen Munde Feuer ging, wenn er in heißen Kampfeszorn gerieth. Dietrich ritt den Nibelungen entgegen und begrüßte sie, und auch er wiederholte gegen Hagen die Warnung. Als Kriemhild aber hörte, daß alle ihre Brüder und auch Hagen gekommen waren, da frohlockte sie und rief: „Wer mir zugethan ist, der gedenke nun meines Leides, und ich will ihm immer hold sein." Als die Helden in dem weiten Königssaale erschienen, küßte sie nur den Giselher — da band Hagen seinen Helm fester; „nach solchem Gruße müssen wir uns wohl bedenken," sagte er.

Auch auf Hagen trat Kriemhild zu und fragte ihn höhnisch, ob er ihr etwa den großen Schatz wiederbringe, den er ihr genommen. Trotzig erwiderte der Held mit den breiten Schultern und dem eisgrauen Barte: „Den Teufel bringe ich Euch, ich habe an meinen Waffen genug zu tragen gehabt."

Gunther's Mannen wurden in einer andern Herberge untergebracht, als ihre Herren, Hagen witterte darunter schon den Verrath. Mit seinem Freunde Volker ging er in den Hof der Burg hinab und setzte sich mit ihm auf eine Bank. Kriemhild sah die beiden sitzen, da rief sie ihre Mannen an, ihr Leid zu rächen, und sechzig Hunenkrieger wappneten sich, um die beiden Nibelungen zu erschlagen. Doch als die Schaar leise näher schlich, da legte Hagen über seine Knie ein breites Schwert, Kriemhild kannte es wohl, von Gold war sein Griff, sein Knauf ein leuchtender Jaspis, ehedem hatte der kühne Siegfried diese Waffe, den Balmung, geführt. Und auch Volker legte auf die Bank einen Fiedelbogen, der war lang und scharf; da fürchteten sich die Hunen, niemand wagte näher zu treten, ungefährdet kehrten die beiden Nibelungen zu ihren Herren in den Saal zurück.

König Etzel begrüßte die Helden zuvorkommend, ein reiches Mahl wartete ihrer, alles was sie wünschten wurde ihnen gebracht. Als die Nacht nahte, führte man sie in einen herrlich geschmückten Saal, in dem die prächtigsten Betten standen, da legten sich die Helden zur Ruhe. Als Schildwache aber setzte sich an die Thür des Hauses der grimmige Hagen, und neben ihn

setzte sich Volker, sein treuer Freund, der kühne, starke Spielmann. Seine Waffe legte er zur Seite und holte seine Geige, seine kunstgeübte Hand ließ die Saiten so süß erklingen, daß den Nibelungenhelden oben im Saal alle Sorgen schwanden und sie in den Schlummer gewiegt wurden, so sanft als ruhten sie daheim in ihrem Königspalaste am Rhein. Da legte der Spielmann seine Waffen wieder an und stellte sich an die Thür. Mitten in der Nacht sah Volker Helme scheinen, er rief Hagen an seine Seite, und als die Hunenkrieger, die sich heranschleichen wollten, auf solche Weise die Thür behütet fanden, da wichen sie muthlos zurück, verhöhnt von Volker's verächtlichen Worten.

Dem Spielmann wurden die Panzerringe kühl, der Morgen nahte, die Nibelungen erwachten. Sie wollten herrliche Kleider anlegen, aber Hagen rief: „Statt der Rosen sollt Ihr nun die Waffen in der Hand tragen, statt der zierlichen Hüte die guten Helme, statt der reichen Mäntel die breiten Schilde, heute müssen wir streiten, das sage ich Euch!" Die Helden folgten diesem Rathe, in geschlossenem Zuge gingen sie zum Münster, und als Etzel verwundert fragte, warum sie die Waffen nicht abgelegt hätten, antwortete Hagen, Sitte sei es bei ihnen, an jedem Feste drei Tage lang bewaffnet zu erscheinen.

Am Nachmittage wurde ein glänzendes Turnier veranstaltet, der Abend fand die Gäste in König Etzel's weitem Saale an reich besetzter Tafel, die Nibelungenhelden ließen sich's wohl sein. Doch während die Herren schmausten und freundlich mit König Etzel und seiner Gemahlin sprachen und Etzel's jungen Sohn Ortlieb, der herbei getragen wurde, begrüßten, begab sich der Hunenfürst Blödelin, angereizt durch Kriemhild, zu der Herberge, wo Gunther's Knechte weilten, und fiel über sie her. Diese wehrten sich tapfer und erschlugen Blödelin und seine Schaar, aber nun drangen die gereizten Hunen zu Tausenden heran, alle Knechte des Königs Gunther wurden erschlagen, allein von allen blieb Dankwart zurück, Hagen's Bruder, auf den nun von allen Seiten die Hunen eindrangen. Er brach sich Bahn, er kam vors Haus, durch Tausende seiner Feinde schlug er sich hindurch, und mit Blut übergossen, das scharfe Schwert in der Hand, trat er in die Thür zu des Königs Festsaal und rief laut hinein: „Ihr sitzet allzu lange, Bruder Hagen, Gott vom Himmel klage ich unsere Noth, Ritter und Knechte liegen von der Hunen Hand in der Herberge erschlagen!"

Da sprang Hagen auf: „Bruder Dankwart!" rief er, „hütet die Thür und laßt niemand hinaus, ich will mit den Hunenhelden reden. Nun wollen wir das rechte Fest feiern und Minne trinken in des Königs Wein!" Und damit schlug der furchtbare Mann dem Kinde Ortlieb das Haupt ab, daß es der Mutter in den Schoß sprang, des Kindes Erzieher wurde erschlagen, dem Spielmann Wärbelin, der die Einladung nach Worms brachte, hieb er die rechte Hand ab, und nun schwang auch Volker seinen scharfen Fiedelbogen, Gunther, Gernot und Giselher ließen ihre Schwerter erklingen. Umsonst versuchten die Hunen aus dem Saale zu entfliehen, zu Dankwart hatte sich Volker an die Thür gestellt; „Freund Hagen!" rief der kühne Spielmann,

„nun ist des Saales Thür von zweier Helden Händen also verschlossen, als wären tausend Riegel davor!"

In dem Saale befand sich Dietrich von Bern mit seinen Mannen, in dessen Schutz flüchteten sich Kriemhild und Etzel, und sie wurden von ihm mit Gunther's Einwilligung aus dem Saal geführt, auch Rüdiger mit den Seinen verließ den Saal, dann begann der Streit von neuem, bis der letzte der Hunen erschlagen war. Da legten die Nibelungen die Waffen aus den Händen und ruhten, Volker und Hagen aber traten höhnend in des Saales Thür und zeigten sich, auf ihre Schilde gelehnt, den zahllos versammelten Hunenkriegern. Auf Giselher's Rath warfen sie die Todten, neun tausend an der Zahl, aus dem Saale die Treppe hinab, und bereiteten sich zum neuen Streite.

Hagen war unerschöpflich in seinen Spottreden, so schweigsam der grimmige Mann sonst auch war, er verhöhnte den König Etzel und seine Gemahlin so schonungslos, daß Kriemhild dem den ganzen Schild mit Gold zu füllen und ihn reich an Land und Burgen zu machen versprach, der ihr Hagen's Haupt brächte.

Iring, Markgraf von Dänemark, wollte den hohen Preis gewinnen, mit ihm waffneten sich Irnfried von Thüringen und der starke Hawart. Als Volker sie nahen sah, rief er seine Herren zum Streite. Iring deckte sich mit seinem Schilde, erfaßte den Speer und stürmte auf Hagen ein, der Schall ihrer Waffen klang durch den weiten Saal, keiner vermochte den andern zu fällen. Iring ließ von Hagen ab und versuchte seine Kräfte an den Königen, doch auch umsonst, da streckte er vier von den Mannen Gunther's nieder. Giselher sah es und versetzte dem Markgrafen einen so gewaltigen Schlag über den Kopf, daß Iring betäubt zusammenstürzte. Er sprang wieder auf und warf sich auf Hagen, mit seinem guten Schwerte Waske schlug er dem Tronjer eine Wunde durch den Helm, dann entrann er dem Zorne des Verwundeten und entkam fliehend aus dem Saale. Als er aber zum zweitenmale wiederkehrte, fand er von Hagen's Hand den Tod. Da traten Irnfried und Hawart mit tausend Helden in den Streit. Aber vor Volker und Hagen mußten sie beide ihr Leben lassen, unter ihren Mannen richteten die Burgunden ein so fürchterliches Blutbad an, daß man das Blut der Männer von den Stiegen fließen sah. Sie mußten alle sterben. Da setzten die Nibelungenhelden sich auf die Leiber der Erschlagenen und ruhten aus von ihrer Arbeit. Noch einmal, als es schon zu dunkeln begann, stürmten die Hunen von allen Seiten heran, doch keinen Schrittbreit ihres Saales gaben die Helden vom Rheine preis, und vor ihren Schwertern häuften sich die zu Tode Getroffenen, die Feinde mußten weichen.

Die Nacht brach herein, da begehrten die Nibelungen in ihrer Noth den König Etzel zu sprechen. Er kam heran, Gunther hielt ihm vor, wie sie im Vertrauen auf seine Freundschaft vom Rheine hergekommen wären; „alles mein Gesinde," rief der König, „liegt vor Deinen Helden todt, was haben wir Euch gethan, daß Ihr uns nun an das Leben geht?" — „Was uns geschehen soll," sprach Gernot, „das laßt bald über uns ergehen! Ihr seid so viele gesunde Helden, wie lange sollen wir Sturmesmüden noch in solcher

Arbeit stehen?" — „Schwester mein!" rief der junge Giselher, „bin ich Dir nicht immer getreu gewesen? Ich that Dir nie ein Leid, Du mußt Gnade an uns üben, es kann ja nicht anders sein!" — — „Gebt mir den Einen Hagen," erwiderte Kriemhild, „so will ich Euch leben lassen, denn Ihr seid meine Brüder und Einer Mutter Kinder!" Aber Gernot versetzte rasch: „Davor behüte uns Gott im Himmel! Ob wir unser tausend wären, wir wollten alle eher todt liegen, als den Mann in Deine Hände geben."

Da trieb Kriemhild die Hunenhelden wieder zu dem Saale heran, ganze Schilde voll Gold bot sie, und von allen Seiten sausten die Speere auf die Helden nieder, daß ihre Schilde davon gespickt wurden. Auf der Königin Befehl wurde Feuer an den Saal gelegt, bald lohten die Flammen empor und brachten den Helden furchtbare Qualen. Sie traten an die Wände des Saales und deckten sich mit ihren Schilden gegen die herabfallenden Brände. Einem der Mannen erpreßte der entsetzliche Durst einen Weheruf, da wies Hagen auf die Blutlachen und rief: „Hier ist genug des Weines, wen dürstet, der trinke!" Und in ihrer Qual lösten die Helden das Helmband, sie beugten sich und tranken das Blut. Die ganze Nacht hindurch brannte der Saal, als der Morgen kam, rauchten die Trümmer noch, aber in den geschwärzten Mauern standen ungebeugt die Nibelungenhelden, am Eingange hielten Volker und Hagen immer noch die unnahbare Wacht.

Aber Kriemhilden's Rache schlief nicht, um König Etzel's Thron stand noch mancher tapfre Held, einer der herrlichsten war Rüdiger, Markgraf von Bechlarn. An ihn wandte sich jetzt die Königin und gemahnte ihn des Eides, den er ihr geschworen, als er in Etzel's Namen zu Worms um sie warb. Vergebens wandte Rüdiger erschreckt ein, daß er es ja sei, der die Gäste in das Hunenland gebracht, daß er sie in seinem Hause beherbergt, daß er seine Tochter dem jungen Giselher verlobt habe, vergebens bat er den König Etzel, er möge alles wiedernehmen, was er ihm gegeben, Land und Burgen, und möge ihm dafür diesen schrecklichen Gang erlassen — Kriemhilden's Rachedurst war nicht zu löschen und ihr Herz war unbeweglich. Da sprach Rüdiger: „So laßt mein Weib und mein Kind Eurer Gnade befohlen sein!" und mit gebrochenem Herzen hieß er seine Mannen sich waffnen um gegen die Burgunden zu kämpfen.

Giselher sah seinen Schwiegervater nahen, da rief er freudig aus: „Nun kommt uns Hülfe! Der Freund, den wir auf diesen Wegen gewonnen, dessen sollen wir froh werden!" Aber Volker, der kühne Spielmann, entgegnete dem Jünglinge: „Ich weiß nicht, wessen Ihr Euch tröstet! Sahet Ihr schon jemals Freunde, die helfen wollen, herzugehen, den Helm auf dem Haupte und das Schwert in der Hand?"

Vor der Saalthür setzte Rüdiger seinen Schild vor seine Füße und rief: „Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt Euch alle! Ihr solltet Hülfe von mir erwarten, nun streite ich gegen Euch, ehemals waren wir Freunde, der Treue muß ich ledig sein!" Da erschracken die Helden in ihrer Noth, daß sie gegen den kämpfen sollten, der ihnen so theuer war. „Ich kann es nicht glauben," sprach König Gunther, „was Ihr sagt, edler Markgraf, wolle Gott im Him-

mel geben, daß Ihr die Treue achtet, die wir uns geschworen." — „Ich kann nicht anders," erwiderte der Markgraf, „ich muß gegen Euch streiten, ich habe es geschworen, und König Etzel's Weib will mir den Eid nicht erlassen." — Gunther erwiderte: „Wollt Ihr denn alle Liebe und Treue vergessen, die Ihr uns erwiesen zu Bechlarn in der Burg? Sollen wir niemals Euch bei uns daheim sehen zu Worms am Rhein, und Euch vergelten, was Ihr an uns gethan?" — „Wollte Gott," versetzte der edle Markgraf, „daß Ihr am Rheine wäret, und ich wäre mit Ehren todt! Von keinem wurde noch je so blutige Pflicht verlangt, als von mir!" — „Edler Markgraf," sprach Gernot, „sehet dieses Schwert an, das Ihr mir selber gabet. Es hat mich nicht verlassen in aller dieser Noth, von seiner Schärfe liegt mancher Ritter dahingestreckt, soll ich diese Waffe nun gegen Euer eigenes Haupt erheben?" — „Wollte Gott, Herr Gernot," entgegnete Rüdiger, „daß Ihr diese Waffe am Rhein trüget, und daß alle Eure Freunde hier aus ihrer Noth wären."

Zuletzt wandte auch der junge Giselher sich an den Vater seiner Braut und fragte: „Edler Rüdiger, wollt Ihr Eure Tochter so früh zur Wittwe machen?" — „Gott wolle uns gnädig sein!" rief der Markgraf und wollte sich verzweiflungsvoll in den Kampf stürzen, da hielt Hagen ihn noch auf: „Ich stehe in großen Sorgen," sprach der Held, „der Schild, den Frau Gotelind mir gab, den haben die Hunen mir zerhauen an der Hand, wollte Gott, daß ich mich mit einem so guten Schilde schirmen könnte, als Ihr an Eurer Hand tragt, edler Markgraf!" Da reichte Rüdiger dem Feinde seinen eigenen Schild. „Mag Kriemhild zürnen," sprach er, „sei es darum, nimm den Schild, und wolle Gott geben, daß Du ihn im Burgundenlande trügest!" Da wurden den Helden die Augen naß, als sie solchen Edelmuth des Markgrafen sahen, und wie grimmig Hagen auch war und wie zornig sein Muth, da wurde sein Herz ihm weich, er trat in den Saal zurück und sagte: „Nun mag der Kampf sich wenden wie er wolle, gegen Euch, Herr Rüdiger, hebe ich mein Schwert nicht auf!"

Da stürzte der Markgraf mit seinen Mannen in den Kampf, sie fielen alle von der Hand der Nibelungen, Rüdiger wurde von Gernot mit demselben Schwerte erschlagen, welches der Markgraf ihm geschenkt, doch der letzte Streich, den Rüdiger führte, war auch der Todesstreich für Gernot.

Daß Rüdiger erschlagen war, weckte überall unendliche Klage, denn jeder hatte den edlen Markgrafen geliebt. Dietrich von Bern sandte seinen alten Meister Hildebrand, um selber zu sehen, ob die schlimme Kunde Wahrheit sei. Der ging zu den Nibelungenhelden in voller Rüstung, ihn begleiteten alle Mannen des Königs Dietrich, die tapferen Amelungen, deren vortrefflichster Held der junge Wolfhart war. Hildebrand trat an den Eingang des Saales und forderte von den Nibelungen die Leiche Rüdiger's, um dieselbe zu bestatten. Hagen versagte sie ihm, da er dem König Etzel, der tief um Rüdiger trauerte, nichts zu Liebe thun wollte. Auf Hagen's barsche Worte gab Hildebrand harte Antwort, und von Zorn hingerissen griff Wolfhart zum Schwerte, das war das Zeichen zum allgemeinen Kampfe. Wie müde die Nibelungenhelden waren, sie schlugen doch noch alle Amelungen nieder. Wolfhart und Giselher tödteten

sich gegenseitig, von der Hand des grimmigen Hildebrand fiel Volker, der kühne Spielmann. Als Hagen seinen Freund fallen sah, warf er sich voller Wuth auf Hildebrand, mit Balmung, dem Nibelungenschwerte, traf er des Feindes Helm, daß die Funken wie Feuerflammen aus dem Stahle sprühten, und er schlug dem Amelungenhelden eine tiefe Wunde. Da warf Hildebrand den Schild auf den Rücken und entfloh aus dem Saale, in welchem König Gunther und Hagen als die letzten der Nibelungenhelden zurückblieben. Der Tod hatte furchtbare Ernte gehalten, er hatte, wie es in dem alten Liede heißt, ein reiches Gesinde gefunden.

Von Blut überströmt kam Hildebrand zu seinem Herrn und verkündete ihm, was geschehen. Als König Dietrich hörte, daß alle seine Helden vor den furchtbaren Nibelungen gefallen waren, da gebot auch er sein eisernes Kampfgewand herzubringen, gewaffnet ging er zu dem Saale und forderte, daß beide Helden, König Gunther und Hagen, sich ihm gefangen geben und ihm Buße entrichten sollten für seine erschlagenen Helden. Ihr Leben solle geschont werden, und mit seinem Worte wollte er Bürge dafür sein, daß König Gunther und sein Vasall wieder gen Worms zum Rheine kämen. Aber Hagen erwiderte trotzig: „Das wolle Gott verhüten, daß zwei so kühne Männer wie wir sind, sich einem Feinde ergeben, so lange wir noch in Waffen ihm gegenüber stehen."

Da griff Dietrich zum Schwerte, von der Hand des Amelungenkönigs wurden Gunther und Hagen besiegt und gefesselt zu Kriemhild gebracht. Die empfing mit grimmiger Freude ihre Feinde, sie ließ den König Gunther in ein festes Gewahrsam bringen, dann trat sie zu Hagen heran und sprach: „Gebt mir den Nibelungenhort zurück, den Ihr mir genommen habt, so sollt Ihr frei sein." — „Die Bitte ist verloren, edle Königin," versetzte Hagen, „ich habe geschworen, daß ich niemand den Ort verrathen will, wo der Schatz versenkt liegt, so lange einer meiner Herren lebt." Da ließ Kriemhild dem König Gunther das Haupt abschlagen und trug es zu Hagen. Als der seines Herrn Haupt erblickte, da rief der Held aus: „Ihr habt es nach Eurem Willen zu einem Ende gebracht, und es ist auch alles so ergangen, wie ich es dachte. Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot, den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein, Euch aber soll er verborgen sein auf ewig!" *) Da rief Kriemhild: „So bleibt mir

*) Es könnte befremden, daß Kriemhild, welche um ihre Rache befriedigen zu können, ihre Heimath verließ, sich einem heidnischen Fürsten verband und alle ihre Brüder opferte, jetzt bereit ist, um des Schatzes willen diese lange vorbereitete Rache aufzugeben. Aber wir müssen bedenken, welche bedeutungsvolle Rolle der Schatz und der an ihm haftende Fluch in der ganzen Sage spielt. Karl Lachmann erklärte sogar, daß der Schatz mit seiner verderblichen Wirkung der tiefste Grund sei, auf welchem das ganze Heldengedicht aufgebaut sei. Wir werden es also völlig gerecht finden, wenn der Dichter uns am Ende des großartigen Epos auch Nachricht über das Verbleiben des Schatzes gibt. Denn erst dadurch, daß der Schatz den Elementen zurückgegeben und dadurch der Fluch, der auf ihm haftet, gegenstandslos gemacht wird, erhält die ganze Sage ihren naturgemäßen Abschluß.

nur noch Siegfried's Schwert, das trug mein trauter Gatte, als ich ihn zuletzt sah." Sie zog es aus der Scheide und hieb dem grimmen Hagen das Haupt damit ab. Als aber Hildebrand den besten Helden von eines Weibes Hand gefällt sah, da sprang er zornig auf Kriemhild ein und tödtete sie durch einen schweren Schwertstreich.

Da lagen überall die Leichen, so viel Ehre war in den Tod gegangen, und mit bitterm Leide war beendet des Königs Freudenfest, so wie aus aller Liebe ja immer Leid erwachsen muß. Von all den hehren Helden waren nur die beiden Könige und Hildebrand noch übrig, um ihre gefallenen Freunde zu beweinen. —

So schließt das großartige Heldengedicht in dem Tone tiefster Wehmuth. „Aus aller Liebe muß ja Leid erwachsen!" das ist der Gedanke, der in dem ganzen Gedichte durchgeführt wurde und nun, mit so bewegtem Gefühl ans Ende gesetzt, daran erinnert, wie alles Edle und Schöne auf Erden vergeht.

Wenn wir nun den Inhalt des Gedichtes genauer betrachten und namentlich die einzelnen Personen schärfer ins Auge fassen, so erkennen wir leicht, daß menschliche und übermenschliche Gestalten namentlich in der ersten Hälfte des Epos neben einander stehen. Die Kraft des Siegfried, vermöge welcher er z. B. einen Weg von hundert Tagereisen zu Schiff in vierundzwanzig Stunden zurücklegt, seine Unverwundbarkeit, sodann seine Attribute, das Roß Grani, dessen Abstammung von dem Rosse des Götterkönigs ausdrücklich bemerkt wird, das Schwert Balmung, das zugleich einen Ambos spaltet und eine Wollflocke, die auf dem Wasser schwimmt, zerschneidet, die Tarnkappe, welche unsichtbar macht — alles dieses deutet darauf hin, daß der kühne Siegfried, obwohl spätere Lieder ihm in Siegmund und Sieglind Eltern gaben und ihm eine bestimmte Heimath anwiesen, ursprünglich eine Göttergestalt sei, welche im Laufe der Zeit mehr und mehr mit menschlichen Zügen versehen und zum Menschen gemacht wurde. In dieser Ansicht bestärkt uns die Umgebung, in welcher wir Siegfried gewahren. Ihm sind unterthan die Nibelungen, d. h. die Söhne des Nebels, der Finsterniß, die nach der germanischen Göttersage in stetem Kampfe mit den Asen, den lichten Göttern, lebten, seine Geliebte ist Brünhild, d. h. die im Harnisch kämpfende, eine Walkyre, eine Schlachtenjungfrau Odin's. In ihre Burg, die von der Waberlohe undurchdringlich eingehüllt ist, reitet Siegfried ungefährdet auf seinem Rosse Grani ein, in welchem man eine Personifikazion der Wolke erblicken kann.

Durch alle diese Beziehungen veranlaßt, haben namhafte Gelehrte es versucht, die ganze Nibelungensage symbolisch zu erklären. Im ersten Theile des Liedes stieß dieses Bestreben nicht nur auf keine Schwierigkeiten, sondern die Leichtigkeit, mit welcher der ganze Inhalt der Sage sich an mythologische Gestalten anknüpfen ließ, schien mit Bestimmtheit darauf hinzudeuten, daß der richtige Weg betreten sei. Aber der zweite Theil des Epos zeigt einen so energisch ausgesprochen historischen Karakter, daß alle Versuche, auch hier symbolische Erklärungen anzubringen, mindestens höchst gewagt erscheinen mußten.

Andere Erklärer waren daher der Meinung, der ganze ursprüngliche Kern der Sage sei geschichtliche Thatsache, und das Uebermenschliche sei der Sage

später beigemischt worden, wie die Menschen ja überhaupt zu allen Zeiten mit großer Vorliebe die Thaten ihrer Heroen ebensowohl wie die Heroen selber idealisirten und ihnen göttlichen Ursprung zuschrieben.

Weder die eine noch die andere Art der Erklärungen gibt völlig befriedigende Antworten auf alle Fragen, die gestellt werden müssen, wohl aber bleibt keine wichtige Frage offen, wenn beide Arten der Erklärungen vereint angewandt werden. Wir wollen zuerst die symbolische und dann die historische Erklärung der Nibelungensage in der Kürze betrachten.

Die Franken, unter welchen die Nibelungensage vorzugsweise einheimisch war, verehrten als obersten Gott den Wodan. Während andere Götter den ihnen zugetheilten engern Kreis ihrer Wirksamkeit nicht überschreiten konnten, war Wodan's Wesen ein umfassendes, ein selbständiges, abschließendes; er war die alldurchdringende, schaffende und bildende Kraft, er verlieh den Menschen und allen Dingen Gestalt und Schönheit, von ihm ging die Dichtkunst aus, sowie die Lenkung des Krieges und der Sieg, er verlieh die Fruchtbarkeit der Felder, alle höchsten Gaben und Güter hingen von ihm ab. So wie alle Vorgänge in der äußern Natur in Wodan's Wesen ihre Begründung fanden, so schien den Franken auch das Leben Wodan's seine Wurzeln in allem dem zu haben, was freudevoll und schön und herrlich ist in der äußern Welt, und in den wechselnden Zeiten des Jahres erblickte man die wechselnden Schicksale des obersten Gottes. Dieser Auffassung entsprach der Kultus Wodan's und ihr verdankten die höchsten Feste ihre Entstehung und ihre Begründung; in heiligen, uralten Liedern wurde dieser Auffassung Ausdruck gegeben, das Volk sang sie im Chore bei den großen Festen des Gottes. Im Frühling, wenn der Kampf der Jahreszeiten am heftigsten ist, wenn erstarrende Kälte und belebende Wärme sich gegenseitig zu überwinden streben, dann erwacht der Gott aus seinem Todesschlummer und zieht in den Kampf gegen den Wolkendrachen, der das Licht des Himmels verhüllt, er tödtet den Drachen und entreißt ihm den Schatz des Himmels, den Segen der Wolke. Dann wirbt der Gott um seine Gemahlin, das ist die Frühlingssonne; die Strahlengluthen, die sie umgeben, sind eine feurige, flackernde Lohe, in deren Mitte sie schläft, der Gott muß dieselbe durchreiten, um sie zu erwecken und sich zu erringen. Im Sommer herrscht Wodan mit seiner Gemahlin Brünhild, der im leuchtenden Panzer Kämpfenden, als unbestrittener König der Erde, und da er durch seinen Sieg Friede und Freude bringt, so heißt er Siegfried. Aber die winterlichen Mächte, über die er gesiegt, bereiten ihm den Tod. Die lichten Tage nehmen ab, die Herrschaft der Kinder der Dunkelheit, der Söhne des Nebels, der Nibelungen, wird mächtiger, mit ihren Listen umstricken sie den lichten Siegfried und die leuchtende Brünhild; eine Nibelungin, Kriemhild, d. h. die verhüllte Kämpferin, eine Göttin der Nacht, lockt den Siegfried in ihre Netze, er vergißt seine Brünhild und wird Sklave der Nibelungen, mit dem Nibelung Gunther wechselt er die Gestalt, durchreitet noch einmal die Flammenburg, und Siegfried selber überliefert den Nibelungen nun Brünhild, sie wird Gunther's Weib. Doch nachdem Siegfried den Nibelungen alle Dienste erwiesen, die sie von ihm begehren, da beschließen sie seinen Tod; der Nibelung

Hagen erschlägt ihn, der lichte Gott ist todt, das Reich der winterlichen Nacht bricht herein. Beim Beginn des Winters errichteten die Franken Scheiterhaufen, legten Kostbarkeiten darauf nieder und ließen sie von den Flammen verzehren. Dem Gott, der ihnen den lichten Sommer geschenkt und der nun erschlagen war, wurden gleichsam die letzten Ehren erwiesen. Die Nibelungen hatten nun das Reich allein, und sie herrschten, bis im Frühling Siegfried wieder erwachte.

Dieser Mythus von Wodan enthält alle Grundzüge des ersten Theiles der Nibelungensage, und dieser erste Theil mag wohl seinen wesentlichen Inhalt der Göttersage verdanken. Diejenigen Erklärer, welche nun auch noch auf den zweiten Theil die Deutungsweise des ersten Theiles anwenden wollen, knüpfen an den Fluch an, welcher auf dem Schatze liegt, nämlich daß der Schatz allen seinen Besitzern Verderben bringen soll. In der nordischen Fassung wird dieser Fluch bekanntlich von dem sterbenden Fafnir ausgesprochen, der deutschen Sage ist er unbekannt. Auch will man in Dietrich von Bern die Gestalt des Donnergottes erkennen.

In dem klar ausgesprochenen Inhalte des zweiten Theiles des Nibelungenliedes läßt sich jedoch keinerlei Art von Symbolik finden, wenn man den Thatsachen nicht Gewalt anthun will, ganz abgesehen davon, daß es große Bedenklichkeiten hat, Symbolik in den Dichtungen eines Volkes zu suchen, welches in allen seinen Anschauungen so ganz und gar auf dem Boden des Wirklichen, Thatsächlichen stand, wie das deutsche, dessen Götter selbst nichts weiter als Personifikazionen der sichtbaren Aeußerungen der Naturkräfte waren. Während vor noch nicht langer Zeit die Erklärer mit Vorliebe der symbolischen Deutung unserer Sage sich befleißigten, scheint man schließlich sich doch mehr der historischen Erklärung zuwenden zu wollen, und wenn einzelne symbolische Züge des ersten Theiles sich auch nicht werden hinwegläugnen lassen, so dürfte die Geschichte doch wohl der festeste Grund für den sein, der die Entstehung der Nibelungensage erforschen will.

Die historischen Erklärer finden in der Gestalt Siegfried's den ripuarischen oder den austrasischen König Siegbert, oder beide verschmolzen zu einer Gestalt. Siegbert der Ripuarier erfocht große Siege über Dänen und Sachsen, vermählt war er mit Brünhild, seine Brüder waren Guntram und Chilperich, dessen Weib Fredegunde den Siegbert mitten in seiner jugendlichen Siegesherrlichkeit ermorden ließ. Guntram hatte einen Feldherrn Namens Heune (Hagen), der mit dem Könige in einem hohlen Berge einen großen Schatz gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brünhild wäre nun in der Sage mit ihrer Schwägerin Fredegunde verwechselt. Mit Guntram sollte ferner ein älterer Burgundenkönig Gundikar oder Gundahar verschmolzen sein, der im Jahre 473 mit zwanzigtausend seiner Krieger von den Hunen erschlagen wurde. Auch wird ein König Gundobald von Burgund genannt, der die Familie seiner Nichte Chrodichilde vernichtete und dieselbe dann, obwohl vor ihrer Rache gewarnt, dem noch heidnischen Frankenkönige Klodwig zur Gattin gab. Sie reizte dann ihren Gemahl gegen den feindlichen Oheim an, und der Untergang Burgunds im Jahre 538 war die endliche Folge.

Wie wir sehen, weisen viele geschichtliche Thatsachen mit großer Bestimmtheit der Nibelungensage als Heimath die fränkischen Lande an. Auch der Name von Brünhild's Burg, der Isenstein, Ysselstein (nicht etwa Island), deutet auf eine Gegend, in welcher Franken saßen. In der Gnitahaide hat man das Moor von Gent erkannt, die Wohnung des Zwerges Andvari sollte Antwerpen sein. Daß mehrere burgundische Fürsten, die nicht einmal genau denselben Namen führen, in der Sage zu Einer Person verschmolzen wurden, kann uns nicht wundern, dergleichen trifft man unter ähnlichen Verhältnissen oft an. Wenn nun auch die Art der Erklärung, welche auf historische Thatsachen zurückzugehen sich bemüht, nicht alle Fragen nach jedem einzelnen Punkte der Sage beantwortet und auch schwerlich jemals wird beantworten können, so werden wir die historische Erklärung der Nibelungensage doch im Grundsatz festhalten müssen, da sie auf dem einfachsten Wege uns zu dem sichersten Ziele führt*).

Nachdem wir den Inhalt unseres Heldengedichtes uns genauer betrachtet, werfen wir auch auf die äußere Form einen Blick. Die Zeit, in welcher das Nibelungenlied die Form erhielt, in welcher wir es kennen, wird das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts sein, den Ort seiner Abfassung werden wir im Herzogthum Oestreich zu suchen haben. Daß der letzte Ueberarbeiter ältere, alliterirende Gedichte vor sich hatte, darauf deuten schon die Stabreime der Namen der Hauptpersonen hin: Siegmund, Sieglinde, Siegfried, und wiederum Giebich, Gunther, Gernot, Giselher. Diese Ueberarbeitung ist uns, wiederum vielfach überarbeitet und verdorben, in einer Anzahl von Handschriften erhalten worden. Auf Grund dieses Materials und geleitet durch eine genaue Kenntniß des Stoffes, eine streng geschulte Kritik und einen feinen Takt hat Karl Lachmann zwanzig Lieder ausgeschieden, welche das Aelteste und Echteste des Epos enthalten, sie sind zusammengestellt in der bereits erwähnten Ausgabe. Die Form ist die sogenannte Nibelungenstrofe; sie besteht aus acht Halbversen, von denen die ersten sieben je drei, der achte vier jambische Versfüße enthält, zwei Halbverse treten jedesmal zu einer Langzeile zusammen, deren letztes Wort den männlichen Endreim trägt. Weibliche Reime kennen die echten Strofen nicht, ebenso wenig Reime inmitten der Langzeile**). Neuere Dichter, welche sich der Nibelungenstrofe bedienen, setzen in jeder Langzeile statt des vierten jambischen Fußes einen Anapästus, im Urtext findet das in den meisten Strofen sich nicht. Als Abweichungen von der Regel sind zu bemerken vier Hebungen im ersten Halbverse einer Langzeile, ein Fall, welcher im Nibelungenliede überhaupt etwa 110 mal vorkommt***). Doch muß man sich hüten, die Verse des Urtextes in derselben Weise skandiren zu wollen, wie unsere neuhochdeutschen Verse. Während wir jetzt ausschließlich das Gesetz der Silbenzählung anwenden, gilt in dem alten Liede auch noch

*) Eine genauere historische Erklärung findet sich in dem Buche Oberon von Mons und die Pipine von Nivella von Emil Rückert. 1836.

**) Beispiele: 1, 1a u. 1, 2a. 1, 3a u. 1, 4a. 656, 1a u. 656, 2a.

***) Beispiele: 1257, 4. 1325, 3. 2123, 4. 2125, 2. 2133, 1.

die Quantität, so daß ein Halbvers, der z. B. bei Uhland stets regelrecht sechs Silben zählt, in dem alten Liede oft aus weniger, ja nur aus drei Silben bestehen kann *). Fast in jeder Strofe finden sich Fälle, daß einzelne Hebungen fehlen. Das Lesen der Verse des alten Liedes muß daher wesentlich anders ausgeführt werden, als das Lesen der modernen Nibelungenstrofe.

Alle alten Handschriften, welche wir überhaupt vom Nibelungenliede besitzen, zerfallen in drei Klassen, welche mit A, B, C bezeichnet werden, davon stimmt keine mit der andern völlig überein. Als die älteste Fassung sieht Lachmann C an, B ist eine mit Zusätzen versehene Ueberarbeitung von C, desgleichen A von B. Doch liegen die drei Redakzionen, wie sie in den drei Klassen der Handschriften vorliegen, der Zeit nach nicht weit auseinander, sie stammen aus dem letzten Jahrzehnt des zwölften und dem ersten des dreizehnten Jahrhunderts.

In der spätern Zeit, vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert, hat man nicht allein keine neuen Handschriften des Liedes verfertigt, sondern man hat mit den übrigen mittelhochdeutschen Dichtungen auch das Nibelungenlied bald vergessen, niemand kennt es in dieser Zeit, niemand spicht von ihm, nicht einmal sein Name wird genannt. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden einige mittelhochdeutsche Dichtungen gedruckt, aber das Nibelungenlied findet sich nicht darunter. Es scheint, als ob Kaiser Max, „der letzte Ritter", unser Epos gekannt und es zum Druck bestimmt habe, die Notiz eines Gelehrten vom Jahre 1509 deutet darauf hin, aber der Druck unterblieb. In demselben Jahrhundert wird von drei Gelehrten das Nibelungenlied erwähnt, aber keiner von ihnen ahnte, welchen poetischen Werth das von ihnen flüchtig angesehene und gering geschätzte Gedicht besaß.

Auf die dunkle Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welcher Deutschlands poetisches Besitzthum unter einer Fluth von materiellem und geistigem Elende begraben wurde, folgte der Aufschwung, welchen die großen Thaten der Hohenzollern überall in Deutschland hervorriefen, und zur Zeit Friedrich des Großen tauchte auch das Nibelungenlied wieder auf. Bodmer fand in dem Schlosse Hohenems eine Handschrift, aus welcher er die zweite Hälfte des Epos abdrucken ließ. Sein Buch erschien 1757 in Zürich unter dem Titel: „Chriemhilden Rache und die Klage. Zwei Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte." Zehn Jahre später ließ Bodmer eine Bearbeitung der Sage in Hexametern folgen. Aber keins der beiden Bücher fand großen Beifall, die ungefüge Gestalt des Heldengedichtes schreckte vom Lesen ab und beeinträchtigte in hohem Grade den reinen Kunstgenuß. Lessing kannte das Epos nicht, Göthe erwähnte es flüchtig und geringschätzig in einem Briefe an Knebel vom Jahre 1808.

Beinahe dreißig Jahre später als Bodmer gab ein anderer Schweizer, Kristian Heinrich Müller, der Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin war, eine „Sammlung altdeutscher Gedichte aus dem 12. 13. 14. Jahrhundert" heraus. Hier finden wir auch das Nibelungenlied, freilich in sehr unkritischer Gestalt, weil der Druck nach verschiedenen nicht zu einander passenden

*) Beispiele: 320, 1b. 332, 1b. 397, 1b. 615, 3a.

Handschriften besorgt war. Müller war aber von dem Werthe des Epos so fest überzeugt, daß er es Friedrich dem Großen widmete. Doch als Antwort auf die Widmung schrieb der große König zurück: „daß er solches Zeug nicht in seiner Bibliothek dulden, sondern es herausschmeißen würde."

Der Geschichtschreiber Johannes von Müller sprach mit Begeisterung in den Göttinger gelehrten Anzeigen von dem Nibelungenliede, Joh. Heinr. Voß las es in der Schule zu Eutin. Im Jahre 1802 hielt Aug. Wilh. v. Schlegel Vorlesungen über das Nibelungenlied, 1807 gab v. d. Hagen eine Ausgabe mit einem Glossar, 1808 wies Wilh. Grimm nachdrucksvoll darauf hin. Doch erst dem Fleiße und dem Scharfsinn Karl Lachmann's gelang es, durch Vergleichung aller bekannten Handschriften und durch feinen Takt für Erkennung des Echten dem Liede eine Gestalt zu geben, welche muthmaßlich der ursprünglichen Gestalt sehr nahe kommt. Für ein tieferes Studium sind keine anderen Ausgaben als die seinigen brauchbar.

Unter den vielfachen Uebersetzungen ist die beste noch immer die von Simrock, obwohl sie leider nicht nach der ältesten Form gearbeitet ist und daher noch manchen höchst überflüssigen und beschwerenden Ballast späterer unkundiger Abschreiber mit in den Kauf gibt.

Da unser Nibelungenlied sehr oft der griechischen Ilias gegenüber gestellt worden und dieser Vergleich auch von gefeierten Männern der Wissenschaft, z. B. von Gervinus, durchgeführt wurde, so wollen wir auch darüber einiges sagen.

Die großen geistigen Bewegungen, von welchen unser Volk in der wildwogenden Zeit der Völkerwanderung berührt wurde, der weite historische Umblick, welchen die Zeit und die Regierung Karl's des Großen unmittelbar gewährte, sowie die Gemüthstiefe, welche dem deutschen Volke durch die innige Berührung mit dem Kristenthume zu eigen wurde, sie alle finden ihren Ausdruck in dem Nibelungenliede, und vermählen sich aufs innigste darin mit jenen Karakteren großartigster Kraft, mit jenen riesenhaften Erscheinungen, welche ein Vermächtniß des deutschen Heidenthums waren. Aus beiden Zeiten, der heidnischen und der kristlichen, gemeinsam tritt noch eine erhabene Sittlichkeit, heroische Tugenden, ein unendlich tiefes Gemüth als unveräußerliche Erbgüter des deutschen Volkes bewegend und gestaltend auf den Schauplatz der Nibelungensage. Das sind Thatsachen, welche niemand wird hinwegstreiten können. Hat das griechische Epos Analoges in gleich imposanter Fülle aufzuweisen? Wir müssen diese Frage entschieden verneinen. Der räumlich weit beschränktere Gesichtskreis der Griechen zur homerischen Zeit, die heitere, genußreiche, mühelose Form ihres Daseins, die rasche, gleichmäßige, meist friedliche Gestaltung ihrer Einzelstaaten gab den Dichtern des Volkes keine Gelegenheit, ihrem Epos einen so großartig vertieften Hintergrund zu geben, und die bewegenden Leidenschaften der Helden zu einer solchen Höhe zu steigern, wie die Verhältnisse des deutschen Volkes sie bedingen, ja sogar fordern mußten. Welcher Karakter des ganzen griechischen Epos ließe sich an wilder Kraft einem Hagen, welcher an Gemüthstiefe einem Rüdiger oder Volker, welcher an vollendeter Hoheit einem Siegfried, welcher an weiblicher Anmuth, an furchtbar ergreifender

Treue einer Kriemhild zur Seite stellen? Selbst der begeistertste Verehrer des griechischen Epos wird auf diese Fragen schwerlich eine Antwort geben wollen.

Wenn aber die berührten Thatsachen feststehen, so bezeichnet das Nibelungenlied unweigerlich gegen die Ilias einen künstlerischen Fortschritt, denn der Geist steht höher als die Materie, und der Inhalt höher als die Form. Mit dem farbenglühenden, anmuthig vollendeten, mit allem Liebreiz griechischer Schönheit geschmückten Gewande der Ilias kann sich freilich der Schuppenpanzer, der wuchtige Helm, das schwere, verhüllende Wollkleid der deutschen Helden und Heldinnen nicht messen. Aber so viel höher ein schöner Geist, eine tiefe Seele über dem schönsten Körper steht, so hoch ist auch das deutsche Epos über das griechische erhaben.

Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß ein großer deutscher Dichter es unternimmt, das herrlichste Kunstwerk seines Volkes in ein entsprechend schönes Gewand zu kleiden, dann werden die erhabenen Gestalten des deutschen Heldengedichtes den Wettkampf mit keinem Werke mehr zu scheuen brauchen, das irgend ein Volk, irgend eine Zeit unter dem Menschengeschlechte geschaffen hat.

Die Gudrun.

Zu Hegelingen saß der reiche junge König Hettel, er hatte alles, was er sich wünschen konnte, Land und Burgen und tapfere Freunde und Vasallen, aber er fühlte sich einsam auf seiner Königsburg. Da riethen seine Helden ihm, er solle um die schöne Hilde werben, die Tochter König Hagen's von Irland. Diese Königstochter wurde von ihrem Vater so eifrig gehütet, daß er nicht einmal dem Winde und der Sonne gönnte, sie zu berühren, geschweige denn einem Manne; die Bewerber oder ihre Boten ließ er tödten.

König Hettel's Helden bedienten sich einer List, sie rüsteten ein Schiff reich mit goldnen Kleinoden aus; Frute, der unerschöpflich an List war, Wate der alte grimmige Held, der für alle Fälle tausend Recken in das Schiff versteckte, und Horand, der berühmte Sänger und Held, machten sich auf nach Irland. Dort gaben sie sich als Kaufleute aus, ihre goldnen Kleinode boten sie der staunenden Menge für einen so geringen Preis aus, daß alles über ihren Reichthum ebensowohl wie über ihre Freigebigkeit erstaunte. Dem König Hagen sandten die Gäste ein reiches Geschenk und baten ihn um seinen Schutz; er ließ sie einladen seinen Hof zu besuchen, besonders da auch Hilde, seine Tochter, die Fremden zu sehen wünschte, unter denen der alte Wate mit seinem langen, grauen Barte und seinen rauhen Manieren jedem auffiel.

Frute, Horand und Wate kamen an den Hof, Wate wurde eingeladen

zu den Frauen in ihr Gemach zu gehen, da saß der alte Held unter den schönen Frauen, in sein graues Haar war goldner Schmuck gewunden, das schöne Königskind und ihre Frauen scherzten mit dem Alten und fragten ihn, was ihm nun lieber wäre, bei schönen Frauen zu sitzen oder im wilden Streite zu stehen? Wate entgegnete: „Wohl saß ich noch nie so sanft wie jetzt, aber in harten Stürmen mit guten Genossen zu kämpfen möchte ich doch noch lieber.“ Da lachten die Frauen und fragten, ob dieser Mann zu Hause auch wohl Weib und Kind hätte, und ob er die auch wohl zu herzen verstünde.

König Hagen führte die Gäste zum Ritterspiele und wollte wissen, ob sie in ihrer Heimath wohl jemals dergleichen vollendete Kunst und Kraft gesehen? Wate lächelte spöttisch und erklärte, so habe er's noch nie gesehen, dem wolle er dankbar sein, der auch ihn es lehren wolle. Als aber der wilde Hagen es unternahm, den Alten zu unterweisen, da mußte er bald genug Waten's Meisterschaft erkennen und mußte gestehen, daß er noch nie einen so gelehrigen Schüler gekannt.

Frute's Kostbarkeiten hatten den Weg zum Hofe gebahnt, Wate's Kraft hatte den König günstig gestimmt, gewonnen wurde das Spiel durch Horand's süßen Gesang. Als der Abend nahte, ließ der Sänger seine Lieder ertönen, da schwiegen die Vöglein in den Zweigen, Todtkranke horchten auf den herrlichen Schall, von der Weide des Waldes nahte das scheue Wild, die Würmlein im grünen Grase, die Fischlein im Wasser vergaßen ihre Wege. Bewegt lauschte Hagen, der wilde König, der schönen Hilde aber ward es weh nach dem fremden Sänger, sie bestach einen ihrer Kämmerer und ließ Horand in aller Heimlichkeit in ihre Kemnate führen. Sie hieß den Sänger niedersitzen und bat ihn, einmal noch seine süßen Lieder zu singen. Da entgegnete Horand: „Wie gern wollte ich Euch dienen immerdar mit meinen Liedern und mit allem, was ich vermag, daheim in meines Herren Lande!“ — „Wer ist Dein Herr?“ fragte Hilde, „wie ist er genannt? Trägt er eines Königs Krone, oder hat er eigen Land?“ — Da entdeckte der Sänger der Jungfrau das ganze Geheimniß, wie nur ihretwegen König Hettel seine Mannen geschickt, und wie reich und mächtig sein Herr wäre. Hilde willigte ein, den Helden zu folgen und König Hettel's Gemahlin zu werden.

Am vierten Morgen kam die Königstochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff, um alle Kostbarkeiten zu betrachten, welche dort noch verborgen waren; da stießen die von Hegelingen rasch die begleitenden Ritter in die See, daß sie schwimmen mußten wie die Enten, zogen die Segel auf und fuhren von dannen. Sie gelangten glücklich nach Hegelingen, zugleich mit ihnen kam aber der verfolgende Hagen dort an, ein wilder Kampf entbrannte, Wate brachte den König der Feinde in große Noth, da beendete Hettel den Streit durch gütliche Uebereinkunft. Nachdem Hagen den Reichthum seines Schwiegersohnes kennen gelernt, kehrte er zufrieden nach Irland zurück und sagte seiner harrenden Gemahlin: „Wenn ich noch mehr Töchter hätte, ich würde sie alle zu den Hegelingen senden!“

Hilde, König Hettel's Gemahlin, gebar zwei Kinder, einen Sohn Ort-

wein, der dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter Gudrun, welche an Schönheit ihre schöne Mutter noch übertraf. Ihr Ruf erscholl in alle Lande, um sie warben viele Freier, es kam auch Hartmut, der Sohn des Normannenkönigs Ludwig, aber Hartmut holte sich einen Korb von Gudrun. Da warb um sie König Herwig von Seeland, doch auch dem ward eine abschlägige Antwort. Herwig aber kam mit einer Ritterschaar vor Hettel's Burg, um die Braut zu rauben; in dem Kampfe, der begann, gewahrte Gudrun, wie schön der junge König war und wie tapfer er kämpfte; da bat sie die Helden, den Kampf einzustellen, und ward Herwigs Braut.

Aber der Normannenkönig Ludwig, der Vater des verschmähten Hartmut, kam, als Hettel und Herwig auf einem Kriegszuge begriffen waren, mit Heeresmacht heran; umsonst vertheidigten Hettel's Mannen die Burg aufs tapferste, sie ward von den Normannen erstürmt, Gudrun mit zweiundsechzig ihrer Jungfrauen geraubt, die Königin Hilde blieb in großer Trauer zurück, um ihren heimkehrenden Gemahl die Schreckensbotschaft zu verkünden. Der machte sich sofort mit seinen Helden auf, um dem Räuber seine Beute wieder abzujagen.

König Ludwig war mit Gudrun zu einem breiten Werder gekommen, der hieß der Wülpensand, da rasteten sie auf ihrer Fahrt sieben Tage lang. An dieser Stelle wurden die Normannen von den verfolgenden Hegelingen ereilt. Auf den Fluthen gewahrte ein Späher Schiffe, die in vollen Segeln gingen. Da riefen Ludwig und Hartmut ihre Mannen auf, sie selber griffen zu den Waffen. Bald waren die Schiffe der Hegelingen dem Strande so nahe, daß die Speerschäfte der Normannen die Planken berühren konnten. Wate sprang grimmig vom Schiffe herab und ersah sich sofort den feindlichen König, er schlug ihm einen Schwertesschlag auf den Kopf, der den Helm zerspaltete, und nur ein seidnes Unterkleid rettete ihn vom Tode. Mit Mühe entrann er den Händen des Alten, der nun der kühnen Recken viele niederschlug. Ihm zur Seite kämpften tapfer der junge Ortwein und Herwig, vom Blute der Erschlagenen rötheten sich die Meereswellen, und Gudrun schaute mit ihren Begleiterinnen weinend auf den wogenden Kampf. Auch König Hettel stürzte sich in das Gewühl, aber seine zarte und schöngebaute Gestalt war den Normannenschwertern nicht gewachsen, als der Abend nahte, fiel König Hettel von Ludwig's Hand.

Als Wate des Königs Tod vernahm, da tobte er wie ein wilder Eber, seine grimmigen Schwerthiebe entzündeten auf den Helmen der Feinde ein neues Abendroth. Um seinen Vater zu rächen drang Ortwein vor und mit seinen Helden stürzte Horand sich auf den Feind, der Tag war verendet und nun begann in der sinkenden Nacht ein furchtbarer Kampf. In der Dunkelheit warf ein Krieger sich auf Horand, der kühne Sänger wendete sich und versetzte dem Angreifer einen gewaltigen tödtlichen Hieb, in dem Fallenden aber erkannte er seinen eigenen Neffen. Da rief Herwig laut: „Wir morden unsere eignen Mannen! Wenn wir so bis zum Morgen streiten, nicht der Dritte erblickt das Licht wieder!“

Da ließen die Helden unwillig vom Kampfe ab, und lagerten sich in geringer Entfernung vom Feinde auf dem Wülpensande. Im Dunkel der

Nacht aber entfloh König Ludwig mit den Geraubten. Als der Tag anbrach, ließ Wate laut sein Heerhorn erschallen, und als er die Feinde nicht mehr gewahrte, wollte er sofort zu Schiffe und ihnen nacheilen, doch Frute prüfte den Wind und erklärte, bei dem großen Vorsprunge, den die Normannen hätten, könne man sie nicht wieder einholen, sie in ihrem eignen Lande anzugreifen, dazu sei man nicht mehr stark genug. So wurden denn die Todten, Freund und Feind, bestattet, auch König Hettel fand „um seiner Liebe willen" ein Grab in dem fernen Sande, die Verwundeten wurden an Bord gebracht, langsam kehrten die Hegelingen in ihr Land zurück. Wate, der gewaltige Held, der von keinem Heereszuge anders als mit Siegesjubel wiederzukehren pflegte, stieg vom Schiffe still und verzagt herab. Der Königin brachte er mit wenigen Worten die Trauerkunde, und auf ihren maßlosen Jammer erwiderte er, mit den Klagen schaffe sie die Todten nicht wieder, wenn das junge Geschlecht herangewachsen sei, dann wollten sie zur Rache ausziehen.

Mit günstigen Winden waren indeß die Normannen in ihre Heimath gelangt; als König Ludwig seine Burgen liegen sah, da zeigte er sie der Geraubten und sagte: „Nun freut Euch wieder, alle diese reichen Lande sollen Euch dienen, wenn Ihr nach unserm Willen thut." Aber Gudrun entgegnete ihm stolz: „Wann verschont Ihr mich endlich mit Eurem Drängen? Ehe ich Hartmut's Gemahlin würde, eher wollte ich sterben."

Bei der Normannenkönigin fand Gudrun ihrer Weigerung wegen schlimme Tage; Gerlind, „die Teufelin", plagte die Königstochter mit den niedrigsten Arbeiten und zwang sie zuletzt, an das Meeresufer zu gehen und dort die Wäsche zu spülen. Eine ihrer Gefährtinnen, Hildburg, hielt treulich bei ihr aus, und die Tochter der schlimmen Gerlind, die sanfte Ortrun, Hartmut's Schwester, nahm Antheil an der verlassenen Gudrun und war freundlich gegen sie. Gudrun trug alle Schmach mit stolzer Würde und wies alle Bewerbungen Hartmut's entschieden zurück. Sieben Jahre lang duldete sie mit edler Standhaftigkeit ihr Leid.

Im Hegelingenlande waren indeß die Jünglinge zu schwertreifen Männern herangewachsen, Schiffe waren gebaut und ausgerüstet. Um die Weihnachtszeit stiegen sechzigtausend Krieger, angeführt von allen Helden der Königin Hilde, zu Schiffe und fuhren aus, Gudrun wieder zu gewinnen und Rache zu nehmen an den Normannen. An einem waldigen Ufer gingen sie vor Anker. Irold stieg auf einen Baum und sah die weite Königsburg der Normannen liegen; da hieß Wate die Waffen auf den Strand tragen und die Helden sich rüsten, Ortwein und Herwig bestiegen eine Barke und fuhren heimlich auf Kundschaft aus. Sie kamen an den Meeresstrand, wo Gudrun und Hildburg als Wäscherinnen standen, sie erkannten die Jungfrauen, und Herwig wollte sie sogleich mitnehmen, aber Ortwein sprach stolz: „Und wenn ich hundert Schwestern hätte, ich wollte sie alle hierlassen, ehe ich, die im Sturme mir genommen wurde, meinen Feinden stehlen sollte."

Die Jungfrauen kehrten zur Königsburg der Normannen zurück, Gudrun aber warf, in dem stolzen Bewußtsein, daß zwei Könige sie heute geküßt, die

Wäsche ins Meer. Um der Mißhandlung der wüthenden Gerlind zu entgehen, stellte Gudrun sich, als wolle sie nun Hartmut's Gemahlin werden. Da wurde sie in ein herrliches Gemach geführt, mit königlicher Pracht umgeben und ihre Jungfrauen wieder zu ihr gebracht. Am folgenden Morgen, als es eben dämmerte, blies der Wächter der Normannenburg in sein Horn und rief zum Streite. Als eine von Gudrun's Jungfrauen aus dem Fenster schaute, da sah sie rings umher das Gefilde von Waffen schimmern. „Edle Frau!“ rief sie der Gudrun zu, „erwachet! Unsere Freunde in der Heimath haben uns Arme nicht vergessen!“

Auch Gerlind fuhr von ihrem Lager auf, sie weckte den König, Hartmut griff zu den Waffen, die Normannenhelden öffneten die Burgthore und gingen ihren Feinden entgegen; da entbrannte ein gewaltiger Streit, auf beiden Seiten wurde mit todesverachtender Tapferkeit gekämpft, die einen trieb die Rache und die Begier, die geraubte Königstochter wieder zu gewinnen, die anderen kämpften um ihre Ehre und um ihre ganze Existenz. Wate begann sein Horn zu blasen, daß man es dreißig Meilen in der Runde hörte, daß die Fluthen des Meeres erzitterten und das Ufer bebte, vor seinem Grimm stürzten die Normannen, von Herwig's kühner Hand fiel König Ludwig, Hartmut wurde gefangen, und Wate drang wie ein schnaubender Eber, knirschend, mit ellenbreitem Barte, in die Burg ein, Gerlind, die Teufelin, verlor von seinem Schwerte das Haupt, Ortrun wurde von Gudrun vor des Alten Zorn gerettet.

Mit den Befreiten und den Gefangenen kehrten die siegreichen Helden im Triumfzuge nach Hegelingen zurück, und dort wurde ein herrliches Fest gefeiert, ein Fest der schönsten Versöhnung: Gudrun, die getreue, wird des kühnen Herwig schöne Gemahlin, Ortwein, ihr Bruder, vermählt sich mit Ortrun, Hartmut's edler Schwester, und Hartmut erhält die Hand der Gespielin Gudrun's, der schönen Hildburg. „Nun will ich, daß der Friede ewig bleibt!“ mit diesem Worte der Königin Hilde schließt das Gedicht von Gudrun. Im Nibelungenliede war Leid aus Freude erwachsen, hier erblühte aus thränenschwerer Saat die reichste Freude. —

Was wir in der Einleitung von der Entstehung unserer Volksepen sagten, wird, wenn wir die Gudrun betrachten, uns zur augenscheinlichen Gewißheit. Wir besitzen von dem Gedichte nur eine einzige Handschrift, und in dieser sind dem eigentlichen Gedichte noch verschiedene Theile angesetzt, welche zu demselben gar nicht passen. In 203 Strofen ist uns zuerst in abenteuerlicher Weise eine Jugendgeschichte des Königs Hagen mitgetheilt, auf der Fahrt der Hegelingen nach dem Normannenlande erleben dieselben die wunderlichsten Abenteuer, und dem schönen, künstlerisch befriedigenden und völlig abschließenden Schluß ist noch eine sonderbare Erzählung angehängt, wie ein früher einmal müßig erwähnter Mohrenkönig erscheint und Herwig's Schwester heirathet, so daß es aussieht, als solle das Hochzeithalten nun, wie Göthe sagt, „cum grazia in infinitum“ so fortgehen. Alles das sind Zusätze späterer Abschreiber, im zwölften Jahrhundert kannte man die Gudrun in, wie es scheint, wesentlich anderer Fassung. Genau genommen gehört ja auch die ganze Entführungsgeschichte der Hilde nicht in das Epos. Es wäre nicht möglich gewesen, daß

unser Gedicht von der Gudrun schließlich zu einer so monströsen Gestalt herangewachsen wäre, wenn sie nicht von Anfang an aus einzelnen Liedern zusammengesetzt worden wäre.

Diese Lieder waren sehr weit über den europäischen Norden verbreitet, nordische Zeugnisse für die Sage gehen bis ins neunte Jahrhundert zurück, und angelsächsische sogar des achten Jahrhunderts nehmen Bezug auf einzelne Figuren derselben. In dem Mährchen vom getreuen Johannes finden wir noch heute ganz genau die Grundzüge zu der Entführung der Hilde.

Während nun in die Nibelungensage Erscheinungen aus der Götterwelt hineingezogen und mit den Gestalten der Helden verschmolzen waren, so gewahren wir in der Gudrun nichts Symbolisches, wir stehen bei ihr vielmehr auf völlig historischem Boden. Die angeführten geografischen Bezeichnungen lassen sich zum Theil nachweisen, natürlich mit Ausnahme der fabelhaften Oertlichkeiten, welche der Fantasie späterer Abschreiber ihre Entstehung verdankten. Der Schauplatz der Sage ist die Nordseeküste zwischen Jütland und der Schelde, das Reich der Normannen lag dann wieder südlich der Scheldemündung, das Reich Hettel's wohl zwischen Vechte und Weser, und umfaßte also einen Theil der jetzigen friesischen Gebiete, Oldenburg und einen Theil der Provinz Hannover. Hettel's Burg wird Matelane genannt, Jakob Grimm erinnert dabei an das Dorf Metelen an der Vechte zwischen Horstmar und Bentheim im Westen der Provinz Hannover, nahe der holländischen Grenze. Der Wülpensand, wo König Hettel seinen Tod fand, ist am Ausfluß der Schelde auf dem sogenannten Kassand zu suchen, der früher die Namen Wulpia oder Cassant gemeinsam führte. Die Namen Moorland (später in Mohrenland verdreht, und daher der plötzlich auftauchende Mohrenkönig), Ortland oder Nortland, Seeland, Dänemark weisen auf die Nordseeküste, denn unter Seeland müssen wir eine Gegend nördlich der Scheldemündung verstehen, da statt Seeland im Gedichte auch Sewelant = Siebenland gesagt wird, also wohl das Reich, welches die sieben Hauptinseln an der Scheldemündung umfaßte.

Der festern historischen Grundlage entspricht die Gestaltung der Gudrun, in dem eigentlichen Gedichte sind die Karaktere genau und sicher gezeichnet, während im Nibelungenliede einzelne Karaktere, wie z. B. Dankwart, in den einzelnen Theilen ganz verschieden aufgefaßt werden. Es finden sich in der Gudrun auch keine so auffallenden Widersprüche, wie im Nibelungenliede, in welchem z. B. Dankwart in der Mitte des Gedichtes jünger geworden ist, als er beim Beginn des Epos war. Auch der Faden der Erzählung läuft in der Gudrun ohne Lücken naturgemäß fort bis zum Schluß, und wenn das Ganze nicht in jenen großartigen Verhältnissen wie die Nibelungen entworfen ist und nicht Leidenschaften darin walten, welche wie dort das Menschenherz im tiefsten Grunde erschüttern, so gibt sich doch auch in der Gudrun ein solches Maß der geistigen Bewegung kund, daß unser ganzes Interesse gefesselt wird, und statt der gewaltigen Erschütterungen werden uns Bilder des lieblichsten Inhalts, wie der Gesang Horand's, und ein künstlerisch wie sittlich durchaus befriedigender Schluß zu Theil.

Wie das Nibelungenlied mit der Ilias, so hat man die Gudrun gern mit der Odyssee verglichen, mit der sie auch schon deshalb, weil in beiden Gedichten nur seefahrende Völker auf den Schauplatz treten, Aehnlichkeit zeigt. Auch der Umstand, daß in der Odyssee eine frühere Schuld (die Versündigung des Odysseus an Poseidon) gelöst und gesühnt wird, erinnert an die Schuld der Normannen und ihre Versöhnung. Ueber den Kunstwerth beider Epen, des deutschen und des griechischen, können wir keine andere Meinung aussprechen, als die, welche wir bei Gelegenheit des Vergleiches zwischen Nibelungenlied und Ilias kund gaben. Der vollendeten Form des griechischen Epos will sich das bescheidenere Gewand des deutschen Heldengedichtes nicht zur Seite stellen, mit der herrlichen Darstellung, dem schönen Flusse der Erzählung in der Odyssee will sich die einfache Gudrun nicht messen, was aber die geistigen Grundlagen beider Kunstwerke und ihre sittliche Vertiefung, ja sogar auch den mehr oder weniger vollendeten Bau der Fabel angeht, so steht die Gudrun wieder eben so hoch über der Odyssee, wie das Nibelungenlied über der Ilias. Die beiden deutschen Gedichte veranschaulichen uns gegenüber den griechischen ebenso den geistigen Fortschritt der Menschheit, wie die Totalerscheinung des germanischen Volkes zur Zeit des 12. Jahrhunderts gegenüber dem hellenischen Volke zur Zeit Homer's. Wir können daher mit vollem Rechte behaupten, daß dem deutschen Volksepos von den poetischen Erzeugnissen aller anderen Völker nur das griechische Volksepos vergleichsfähig ist, daß bei diesem Vergleiche aber die wesentlichen und edelsten Vorzüge auf Seite der deutschen Kunstwerke liegen.

Uebrigens ist zwischen der Odyssee und der Gudrun auch in der Form kein so großer Abstand, wie zwischen der Ilias und den Nibelungen. Solche Stellen, wie das Auftreten der Hegelingenhelden am irischen Hofe, der Kampf auf dem Wülpensande, die Wiedergewinnung der Gudrun können sich getrost neben die Blendung des Kyklopen und neben den Freiermord stellen. Auch in der Regelmäßigkeit des Verses zeigt die Gudrun einen bemerkenswerthen Fortschritt, das Fehlen der Senkungen ist lange nicht so häufig wie in den Nibelungen, der Bau der Strofe ist kunstreicher, doch weniger ernst und feierlich in ihrem Gange. Der achte Halbvers weist nämlich fünf Hebungen auf, statt der vier Hebungen, welche das Nibelungenlied an dieser Stelle führt, und die dritte Langzeile reimt mit der vierten in weiblichen Reimen. Die Gesetze der Metrik sind jedoch in der Gudrun mit weniger Feinheit und Strenge gehandhabt, als in dem Nibelungenliede.

So zeigt die Gudrun in jeglicher Beziehung eine größere Einheit, als das Nibelungenlied. Offenbar hat der letzte Zusammensteller oder Ueberarbeiter der Gudrun, von kundiger Hand geleitet, den fügsamern Stoff in höherm Maße in eine ebenmäßige Form drücken können, als dies bei dem Nibelungenliede möglich war.

Wie Karl Lachmann auf kritischem Wege dem Nibelungenliede eine genießbare Gestalt gab, so hat Karl Müllenhoff die Gudrun von Zusätzen zu reinigen und in ihrer ursprünglichen Form herzustellen versucht. Ob Müllenhoff's Kritik durch gänzliche Verwerfung des letzten Theiles der Sage, von

der Eroberung der Normannenburg an, und durch andere schneidende Eingriffe nicht zu weit gegangen ist, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls war seine Arbeit bei den äußerst kümmerlichen Hülfsmitteln, die geboten werden können, eine sehr schwierige.

Unter den Uebersetzern steht wiederum Simrock obenan, wenngleich auch dieser Uebersetzung einige Kürzungen sicher nicht geschadet haben würden.

Schließlich wollen wir noch auf einige Eigenthümlichkeiten des deutschen Volksepos hinweisen. Während im griechischen Epos den Veränderungen, welche die Jahre an jeder Persönlichkeit bewerkstelligen, genau Rechnung getragen wird, so daß Penelope den heimgekehrten Gatten nicht erkennt, bewahren in unseren vaterländischen Heldengedichten alle Personen eine ewige Jugend, die Kraft der Männer und die Schönheit der Frauen vergeht nie. In der Gudrun wird König Hagen, der als ganz kleines Kind von einem Greif fortgetragen wurde, von drei Königstöchtern aufgezogen. Eine derselben ist seine nachherige Gemahlin Hilde, eine andere von den dreien ist Hilde's Gespielin, Hildburg. Diese Hildburg erzieht also zuerst den König Hagen, sie erzieht sodann dessen Tochter Hilde, folgt sodann derselben zu den Hegelingen und erzieht dort die Tochter der Hilde, Gudrun, wird mit derselben von den Normannen geraubt, und nachdem sie sieben Jahre lang mit Gudrun in der Gefangenschaft geschmachtet, wird „die schöne Hildburg" an Hartmut vermählt. Ebenso wenig altert Kriemhild. Wate, der bei Hilde's Entführung schon „der Alte" heißt, wird bis zu Gudrun's Befreiung mindestens dreißig Jahre älter, bleibt aber doch der stärkste Held. Giselher ist zwanzig und mehr Jahre lang „der Junge". Schönheit, Kraft und Jugend ist den Helden des deutschen Volksepos ebenso zu eigen, wie den seligen olympischen Göttern.

Eine andere Eigenthümlichkeit stellt sich uns in dem Umstande dar, daß jede Person sofort spurlos vom Schauplatze verschwindet, wenn ihre Rolle ausgespielt ist. Nach Siegfried's Ermordung wird Brünhild nicht einmal mehr erwähnt, obwohl es doch so nahe lag, das befriedigte Gefühl ihrer Rache oder die Trauer um den Tod des früher so heiß geliebten Siegfried zu schildern. In den nordischen Quellen tödtet Brünhild sich selbst, nachdem Siegfried gefallen, das Nibelungenlied nennt nicht einmal ihren Namen mehr.

Ebenso verschwindet in der Gudrun der König Hagen. Das Epos bedarf ihrer nicht mehr, es wendet sich von den Gestalten sofort völlig ab.

Auch diese beiden erwähnten Eigenthümlichkeiten sind uns ein sicherer Beweis, daß unsere beiden großen Volksepen nicht aus der Hand eines einzelnen Dichters hervorgegangen sein können.

Anhang.

Ueber das Ritterwesen im 10. bis 14. Jahrhundert.

Unser Buch hat sich die Aufgabe gestellt, außer den Werken auch das Leben der Schriftsteller zu besprechen. Da wir nun bei unserm Volksepos von Verfassern nicht reden können, so wollen wir statt dessen einen Blick auf die Personen werfen, welche sich im deutschen Epos bewegen, nämlich auf die Ritter, auf ihr Leben im Frieden und im Kriege. Zu einer umfassenden Abhandlung ist hier jedoch nicht der Ort, wir werden uns auf einige Hauptpunkte beschränken müssen, und beginnen mit der Betrachtung der Burgen.

Von den bekannteren Höhenburgen, denen schon ihre Lage eine bedeutende Festigkeit gab, müssen wir die Burgen im flachen Lande unterscheiden. Der Bau der Höhenburgen mußte sich stets dem gegebenen Bauplatze anpassen, vorhandene natürliche Festigkeit mußte verwerthet, schwache Stellen mußten durch doppelte, ja dreifache künstliche Befestigungen gesichert werden, an den Orten, welche dem feindlichen Angriffe am wenigsten ausgesetzt waren, mußten die Frauengemächer hergerichtet werden, und den höchsten vorhandenen Punkt nahm der Wartthurm ein, von dessen Spitze der Wächter seine unablässige Rundschau hielt. Von einem gemeinsamen Plane für Höhenburgen kann also nicht die Rede sein.

Anders verhielt es sich mit den Burgen, deren Bauplätze man an Straßen, Flüssen, Seen nach Belieben wählen konnte. Für sie war im Großen und Ganzen die Vertheidigung immer dieselbe, und die gleichen Verhältnisse schufen auch gleiche äußere Formen. Die Burgen, welche in der Gudrun genannt werden, müssen sämmtlich als im Flachlande gelegen gedacht werden, da der Schauplatz der Gudrunsage keine Spur von Bodenerhebungen aufzuweisen hat. Dergleichen Burgen findet man noch heute theilweise wohl erhalten in Westfalen, besonders häufig in der Mark, auch wohl in der Provinz Preußen. Die äußerste Umfassung einer solchen Burg bildeten die sogenannten Zingeln; sie bestanden aus einer mannshohen Mauer oder aus einer Reihe starker Palissaden, zuweilen auch aus doppeltem geflochtenen Strauchwerk, welches mit Erde ausgefüllt war. Man ließ die Zingeln gern im Zickzack laufen, um dadurch die Vertheidigungsfähigkeit zu erhöhen. In den Zingeln waren je nach dem Bedürfnisse ein oder mehrere Eingänge, durch starke Pforten versperrt, über denselben erhoben sich zur Vertheidigung je zwei niedrige Thürme, deren auch zuweilen in der Linie der Zingeln an vorspringenden Punkten, an schwachen Stellen angebracht waren. Solche Zingeln finden sich auch an Burgen, welche auf nicht sehr hohen Bergspitzen erbaut waren, so z. B. weisen die Trümmer der einst so großartigen Tecklenburg in Westfalen eine zweite Mauer auf, welche den eben bezeichneten Zingeln völlig gleichkommt. Statt der Zingeln erbaute man auch wohl in einiger Entfernung von der Burg einzelne größere Thürme, welche durch einen unterirdischen Gang von der Burg aus zu erreichen waren. Ein Beispiel gibt der sogenannte Buttermilchsthurm, der in geringer Entfernung nördlich von der herrlichen Marienburg an der Nogat sich erhebt. Diese vorgeschobenen

Thürme konnten eine größere Anzahl von Bewaffneten aufnehmen, welche der Angreifer nicht in seinem Rücken lassen durfte. Einen andern Eingang als den unterirdischen hatten solche Thürme nicht, und waren bei einer muthigen Vertheidigung daher nicht leicht zu nehmen.

Zwischen den Zingeln und der Burgmauer war stets ein nicht unbedeutender Abstand, so daß also rings um die Burg ein freier Raum lief, welchen man den Zwinger nannte. Schiller braucht dieses Wort in der Ballade „Der Handschuh" an zwei Stellen, doch ist dort ein gefängnißähnlicher Raum zu verstehen, der mit dem Zwinger der Burgen keine Aehnlichkeit hatte. Dieser Zwinger enthielt öfter den Burggarten, oder er war ein freier Platz, Linden standen oft auf ihm, eine Abtheilung war in der Regel für die Turniere hergerichtet. Im Nibelungenliede 556 kehren am Abend die Ritter und Frauen nach dem „Buhurt" (Turnier) vom Zwinger in die Burg zurück. Auf dem Zwinger standen aber auch öfter Wirthschaftsgebäude, die reichen und mächtigen Grafen von Tecklenburg hatten in dem Zwinger ihr Gerichtshaus erbaut. Rings um die eigentliche Burgmauer lief ein möglichst breiter und tiefer Wassergraben, den man auf einer Zugbrücke überschritt, wenn man zu dem Burgthore gelangen wollte, welches niemals einer Pforte in den Zingeln gerade gegenüber lag. Thürme zu beiden Seiten des Burgthores oder über demselben sicherten den Eingang, verschlossen wurde es außer den mächtigen, eisenbeschlagenen Thorflügeln auch noch durch ein Fallgitter, in der Thorwölbung waren kleine Pforten zu beiden Seiten angebracht, durch welche man den Feind noch angreifen konnte, wenn er bereits vor dem Gitter stand. Zu beiden Seiten des Burgthores ließ man die Burgmauer gern ein wenig vorspringen, um von den Zinnen herab den Feind auch in der rechten und linken Flanke fassen zu können, wenn er den Graben bereits überschritten hatte. Die Oeffnungen zwischen den einzelnen Zinnen wurden Fenster genannt. Wenn man das Burgthor durchschritten hatte, gelangte man oft in einen kleinen Hof, den von allen Seiten zinnengekrönte Mauern einschlossen, und erst durch ein zweites eben so festes Thor konnte man den eigentlichen Burghof betreten.

Dem Eingange gegenüber lag in der Regel das Hauptgebäude der Burg, der Palas, meist machte der Palas die eine Seite der Burggebäude aus, zuweilen sprang er auch flügelartig in den Burghof hinein, besonders bei großen Burgen, wo es an Platz nicht gebrach. Die Lage des Palas war dadurch um so geschützter. Er hatte stets mindestens zwei Stockwerke, deren unteres gewöhnlich zu Vorrathskammern oder als Küche benutzt wurde. Eine Treppe führte auf der Außenseite des Palas, vom Burghof aus, in das zweite Stockwerk, in den weiten Saal, welcher Palas im engern Sinne des Wortes hieß. In der Provinz Preußen pflegte man diesen Saal „Remter" zu nennen. Die Marienburg an der Nogat hat solcher Remter drei aufzuweisen.

Dieser Saal war der Mittelpunkt des Hauses, in ihm konzentrirte sich das Leben der Familie, er war der gewöhnliche Aufenthaltsort der Männer, die Frauen betraten ihn nur bei besonderer Gelegenheit, beim Empfange Fremder, bei Berathungen, Familienfesten u. s. w. Dem Eingange gegenüber an

der einen längern Seite des meist länglich viereckigen Saales befand sich der Kamin, der zugleich Abends den Saal erleuchtete, nur bei feierlichen Gelegenheiten zündete man Kronleuchter mit Kerzen an. In den Burgen des deutschen Ordens fehlt oft der Kamin und man findet statt dessen Röhrenheizung. Da der Palas gewöhnlich die eine ganze Seite der Burg einnahm, so wurden meist drei seiner Seiten durch die dicken Burgmauern gebildet, in der langen Seite waren tiefe Nischen gelassen für die Fenster, Sitze waren in ihnen als Ehrenplätze für die Frauen und die Fremden angebracht (Nib. 597), von hier aus sah man in der Regel in den Theil des Zwingers, wo die Ritterspiele abgehalten wurden (Nib. 557). An den beiden schmalen Seiten des Palas waren kleinere Gemächer, Kemenaten, meist herrlich geschmückt mit Teppichen und anderm Zierrath, zuweilen mit Betten versehen. Große Flügelthüren verbanden die Kemenaten mit dem Palas, der in der Regel einige Stufen tiefer lag als die kleineren Gemächer. Bei Festen war die Tafel für die dem Burgherrn untergebenen Ritter und das Burggesinde, d. h. die Besatzung, in dem Palas aufgeschlagen, der Burgherr mit seiner Familie und den Gästen von Bedeutung saß in den Kemenaten, deren Thüren aufgethan waren.

Der Fußboden der Kemenaten und des Palas war mit Eichengetäfel oder mit Porzellanfliesen belegt, ersteres findet man auf der Wartburg, letztere auf dem Hochschlosse der Marienburg. Bei festlichen Gelegenheiten wurde der Fußboden mit Binsen oder Blumen bestreut und die Wände mit Tapeten von Leder oder Wollenstoff behangen, die dann nachher wieder abgenommen wurden, die an den Wänden umlaufenden Holzbänke wurden mit Kissen belegt, wie das z. B. der restaurirte große Remter der Marienburg sehr anschaulich zeigt.

Die Kemenaten kommen nicht allein in Verbindung mit dem Palas vor, man findet sie in allen Theilen der Burg, besonders gern in den Thürmen. Solche Thurmgemächer haben zuweilen sonderbare Gestalt; wenn z. B. ein Stockwerk eines runden Thurmes in drei Kemenaten getheilt ist, so zeigt jedes Gemach drei Wände, zwei gerade und die dritte als Drittheil des Kreisbogens. Auf der Stammburg der Fürsten von Bentheim finden sich fünfeckige Thurmgemächer. Thüren verbinden diese Gemächer gewöhnlich mit der Gallerie der Zinnen. Von einer solchen Kemenate, von einem Fenster der Zinnen aus konnte Kriemhild unbemerkt beobachten, wie Siegfried in den Ritterspielen den Preis errang (Nib. 132).

Kemenate im besondern Sinne heißt das Frauengemach (Nib. 224, 279, Gudr. 392), das keinem Manne zu betreten gestattet war. In großen Burgen fand sich ein besonderes Gebäude für die Frauen, welches außer verschiedenen Kemenaten auch ein sogenanntes Werkgadem, d. h. Arbeitszimmer enthielt, in welchem weibliche Handarbeiten betrieben wurden.

Unter Gadem versteht man jeden abgeschlossenen Raum, während Palas und Kemenate nur Wohnräume bezeichneten. Jede Vorrathskammer, die Waffenkammer heißt ein Gadem. Auch die Schlafgemächer der Frauen werden wohl ein Gadem genannt (Nib. 558).

Besonders aufzuführen ist als nothwendiger Bestandtheil einer Burg noch

der sogenannte Berchfriet, der höchste Thurm, der als Warte diente und stets isolirt an dem festesten Punkte stand. Er war, wenn die Burg erobert wurde, oft der letzte Zufluchtsort der Besatzung. Unter dem Berchfriet fand sich häufig das Burgverließ, das immer unterirdisch, nur von oben innerhalb des Thurmes durch eine Klappe zugänglich und völlig ohne Licht und ohne Luft war. Auch enthielt der untere Theil des Berchfriet oft einen Ziehbrunnen, manchmal von sehr bedeutender Tiefe.

Auf den meisten Burgen findet sich auch eine Burgkapelle, sie liegt meist in unmittelbarer Nähe des Palas, bildet aber nicht immer ein eigenes Gebäude, zuweilen ist eine größere Kemenate durch Bauart und Ausschmückung zur Burgkapelle hergerichtet. Größere Burgen besitzen meist eine vollständige Kirche, die auch von außen als solche sich kundgibt.

Von der Betrachtung der Burgen wenden wir uns zu der Kleidung und den Waffen der Ritter.

Es war Sitte, daß Fürsten oder reiche Ritter ihrem Gefolge Kleider schenkten, Nib. 485 werden aus Brünhild's Schatz herrliche Kleider ausgetheilt, Markgraf Rüdiger von Bechlarn schenkt sogar dem König Gunther, Nib. 1634, ein schönes Streitgewand. Diese Kleider wurden von den Frauen angefertigt, selbst Königstöchter scheuten sich nicht, selber thätig mitzuwirken. Als König Gunther zu Brünhild fahren will, ersucht er seine Schwester Kriemhild, Nib. 345, sie möge ihm und seinem Gefolge „zierlich Gewand" besorgen. Darauf macht sich Kriemhild mit dreißig Jungfrauen an das Werk, Nib. 352, sie selber schneidet alle Kleider zu, Nib. 353, und in sieben Wochen ist die Arbeit vollendet, Nib. 357. Schöne Kleider machte man meist von Seide, sie wurden mit Pelzwerk mancherlei Art verziert, und edle Steine wurden mit Gold auf den Gewändern befestigt. Ein reicher Anzug war also höchst kostbar, und man suchte eine Ehre darin, bei besonderen Gelegenheiten auserlesene Pracht zur Schau zu tragen. Als Kriemhild und Brünhild sich entzweit hatten und eine vor der andern in das Münster gehen will, da gebietet Kriemhild ihren Jungfrauen, Nib. 774: „Nun kleidet Euch, Ihr Mädchen, laßt sehen, daß Ihr reiche Gewande habt!" Und mit dreiundvierzig Jungfrauen geht sie zum Münster, sie tragen eine solche Pracht zur Schau, daß wohl dreißig Königinnen vereint nicht aufwenden können, was die eine Kriemhild zeigt.

Beim Ankleiden waren den Frauen ihre Dienerinnen behülflich, die Männer verrichteten dies Geschäft allein, obwohl es in damaliger Zeit nicht so bequem war, als jetzt, denn da man den Gebrauch der Knöpfe noch nicht kannte, so nähten die Männer sich selber in die Kleider, Nib. 1790.

Die Verzierungen mit edeln Steinen waren auch bei den Gürteln, Nib. 793, bei den Wehrgehängen und den Schildrändern, Nib. 1640, gebräuchlich, überhaupt verwendete man viel auf die künstlerische Ausstattung der Schilde; Frau Gotelind schenkt dem Hagen einen Schild, dessen Werth auf tausend Mark angegeben wird.

Unter der Kampfesausrüstung besprechen wir zuerst die Rüstung im engern Sinne. Im Nibelungenliede sowohl wie in der Gudrun wird stets

von Ringen gesprochen, im Kampfe werden Ringe zerbrochen, das Blut sieht man durch die Ringe fließen, wenn der Morgen naht, werden den Helden die Ringe kühl. Man trug vom 8. bis 13. Jahrhundert allgemein Ring- oder Kettenpanzer. Zuerst bestanden sie aus einzelnen in einander gehängten oder neben einander befestigten Ringen, später aus Ketten von engen, gebogenen Gliedern, die neben einander auf eine lederne Unterlage genäht wurden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts zeigt sich ein Geflecht ohne Unterlage, worin je vier Ringe durch einen fünften zusammengehalten wurden. Diese Ringe bedeckten den ganzen Körper, auch die Arme und den Kopf, stark gefütterte Unterkleider hielten den Druck und die Wucht der feindlichen Hiebe vom Körper ab. Im Kampfe auf dem Wülpensande verdankt König Ludwig seine Rettung vor Waten's Hieben einem Hemde von Seide, Gudr. 864, Brünhild legt vor dem Kampfe ein seidnes Waffenhemd an, das keine Waffe zerschneidet, Nib. 408.

Zum Schutz des Halses wurde eine besondere Halsberge getragen, Nib. 2132, meist ein festes Stück, welches auch zur Befestigung des Helmes diente, den man daran festband, Nib. 1675. Es wurden auch Kragen von feinem Kettengeflecht gebraucht, besonders in späterer Zeit. Ueber dem Kettenpanzer trug man früher ein eng anschließendes ledernes Wamms, später die oben besprochenen reichen Kleider, doch erscheinen Helden auch in der Rüstung ohne Oberkleid.

Zum Schutz des Kopfes diente zuerst die seidne Kapuze des Waffenhemdes, sodann der Theil der Ringe, welcher den Kopf überzog, und schließlich der Helm. Man unterschied davon zwei Arten, nämlich die kleinere Sturmhaube, welche das Gesicht frei ließ und fast genau die Form des preußischen Kürassierhelmes zeigte, und den größern sogenannten Stechhelm, der mit seinem beträchtlichen Gewicht auf den Schultern ruhte und besonders von Reitern angewendet wurde. Er hatte in früheren Zeiten ein Visir, später zwei, die den dreieckigen Ausschnitt auf der Gesichtseite des Helmes bedeckten, wenn sie geschlossen waren. Sie bewegten sich in zwei Nieten an der Schläfe. Das untere, schwächere Visir hatte zwei groschengroße Löcher für die Augen und eins für den Mund, das obere Visir hatte statt der großen Löcher an jeder Stelle fünf erbsengroße Löcher. Auf dem Helme befand sich als Zierrath der Helmbusch, welcher in späteren Zeiten die Farben der Partei zu zeigen pflegte.

Der Schild war für Fußgänger größer als für Reiter, stets dreieckig, von Holz, mit Leder, Lindenbast oder Metall überzogen, oft sehr kostbar mit Gold und Gesteinen verziert, wie schon oben bemerkt wurde, öfter auch bunt bemalt, aber erst im zwölften Jahrhundert zeigte diese Schildbemalung ein Wappen, niemals früher. Wenn daher Nib. 214 erzählt wird, Siegfried's Schild habe als allbekanntes Wappen des gefürchteten Helden von Niederland eine Krone gezeigt, so ist das ein Beweis, daß diese Stelle des Gedichtes erst von einem Ueberarbeiter im 12. Jahrhundert eingeschoben sein muß.

Das Schwert, welches alle deutschen Stämme, mit Ausnahme der Franken, führten, war lang und breit, einschneidig und nur zum Hauen eingerichtet, doch kommt in den Nibelungen wie in der Gudrun auch schon an einigen

Stellen das zweischneidige Schwert vor. Die Schneide wird stets Ecke genannt, sowohl beim Schwert als beim Ger. Der Griff war mit einfacher Parirstange versehen, ohne Korb. Man liebte es, schöne Schwerter reich zu verzieren; Siegfried's Schwert, der berühmte Balmung, hatte statt des Knaufes einen leuchtend grünen Jaspis, das Heft war von Gold. Berühmte Schwerter pflegten einen Namen zu führen; Iring's Schwert wird, Nib. 1988, Waske genannt, Roland's Schwert, das er im Thal von Ronceval vergeblich auf einem Marmorblocke zu zerschlagen versuchte, heißt in den alten Liedern Durandarte oder Durande. Die Edda erzählt von König Högni's Schwert, dem Dainsleif, das sich, entblößt, immerfort schwang und Wunden schlug, die niemals heilten.

Die Helden des deutschen Volksepos tragen die Schwerter an einem Gürtel um den Leib. Von dem Dolch, der in späteren Zeiten allgemein auf der rechten Seite getragen wurde, findet sich im Nibelungenliede und in der Gudrun noch keine Spur. In dem Nibelungenliede ist das Schwert stets die Hauptwaffe, in der Gudrun werden schon mehr die Speere erwähnt. Der Kampf zu Pferde kommt in der Gudrun öfter vor, im Nibelungenliede nur in den Kämpfen Siegfried's gegen Sachsen und Dänen, wiederum ein Beweis von dem jüngern Alter dieser ganzen Stelle.

Der Ger wird in unseren Heldengedichten fast nur zum Werfen, oder wie die Lieder sagen zum Schießen benutzt. Das Wort sper bezeichnet die Spitze, im Gegensatz zum schaft, die ganze Waffe heißt stets ger. Die Spitze war zweischneidig, Brünhild's Ger war so schwer, daß drei ihrer Mannen kaum ihn trugen. Von einer kräftigen Hand geworfen, durchbricht der Ger Schilde und Ringe, auch feuersteinharte Helme. Im Nibelungenliede 1826 sticht Volker einen gepanzerten Hunen durch und durch, 2001 wirft Hagen dem Markgrafen Iring den Ger durch den Helm. In späteren Zeiten übte man mit Vorliebe das Gegeneinanderrennen zu Pferde mit eingelegter Lanze. Dies wird nur einmal in der Gudrun 1407 erwähnt, die angeführte Stelle im Nibelungenliede, wo Volker den Hunen ersticht, scheint in demselben Sinne aufgefaßt werden zu müssen.

Bei Kriegsfahrten wurden Fahnen geführt, welche vor Beginn des Kampfes an die Fahnenstange gebunden wurden, Nib. 193. In der Gudrun 1372 ff. werden Wappen auf den Fahnen beschrieben, das Banner der Königin Hilde ist weißer als ein Schwan, goldne Wappenbilder sind darin, Herwig führt ein Banner von wolkenblauer Seide, Seeblätter schweben darin, Ortwein's Banner zeigt rothe Sparren, Oerter stehen darin. Die tapfersten Helden tragen die Fahnen, das Banner der Königin Hilde führt in dem letzten siegreichen Kampfe Horand, der kühne Sängerheld.

2.

Wolfram von Eschenbach.

Im ganzen Gebiete der Geschichte möchte wohl keine Zeit zu finden sein, in welcher jugendliche Herzen, gleichviel ob sie in einem alten oder einem jungen Körper schlagen, so gern verweilten, als in der Ritterzeit. In sie hinein verlegt die Fantasie alles, was groß und edel, was anmuthig und schön ist, in dem Ritter, der gepanzert auf seinem Rosse hinauszieht in die Welt, sieht sie das Ideal der verlockendsten Träume, die zinnengekrönte Burg, welche stolz auf dem Felsen, auf der bewaldeten Bergeskuppe thront, scheint ihr das Ziel aller Wünsche, die Heimath der Poesie zu sein, und ihre bemoosten Trümmer stimmen das Herz zu wehmüthiger Erinnerung an die große, die glanzerfüllte Vergangenheit.

Wir brauchen nicht lange zu suchen, wenn wir den Grund dieser Erscheinung erkennen wollen: jedes Alter und jedes Geschlecht verweilt darum mit so großer Vorliebe in der Ritterzeit, weil sie das Zeitalter, die Welt der Ideale ist.

Von ältester Zeit her hatten die deutschen Stämme ein tiefinniges Gefühl, ein warmes Gemüth zu eigen gehabt, und beigemischt war demselben eine leise Neigung zu wehmüthigem Träumen und Grübeln, zu süßschmerzlichem Verweilen bei der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Freude und Größe. Aus dem Leben der germanischen Götter wie der Menschen bricht dieser Karakterzug hervor, ja sogar die ernste, nüchterne Geschichte erzählt uns davon, wie der gewaltige Kaiser Karl oftmals an einem See saß und träumerisch in seine Fluthen schaute, und wie Kaiser Otto der Große es liebte, auf seinen einsamen Jagdpfaden wehmüthige Weisen zu singen.

In dieses zum Nachdenken geneigte, der tiefsten Empfindung fähige Volk traten die Sendboten des Evangeliums ein, sie verkündeten ihm eine Religion, welche in ihrer ursprünglichen Reinheit eine Religion der edelsten Ideale und der glühendsten Empfindung war, und nachdem dieselbe einmal den ersten Widerstand überwunden, bemächtigte sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt der

deutschen Herzen und übte eine schrankenlose Herrschaft über sie aus, stellte ihnen hohe, lichtumflossene Ziele vor Augen und trieb sie an, danach zu streben mit der ganzen Fülle jener gewaltigen, wilden, allen Widerstand vernichtenden Kraft, welche ein Erbtheil des naturwüchsigen Heidenthums war.

Konnte es fehlen, daß unter solchen Verhältnissen der ganze Sinn des Deutschen sich dem Idealen zuwandte, und sein Bestreben dahin ging, all sein Thun und Lassen mit den Gesetzen der reinsten Sittlichkeit in Einklang zu bringen? Und in der That gewahren wir, daß in der reinsten Epoche der Ritterzeit die persönliche Selbstsucht auf ein verschwindend kleines Maß herabgedrückt war, die edelste Tugend, die Treue gegen Gott und Menschen, in der schönsten Blüthe stand, ja wir treffen sogar eine Tugend an, welche gleichsam die Spitze aller moralischen Vollkommenheit bildet und nur in sittlich sehr hoch stehenden Herzen eine Heimath findet: das ist die eiferlose, milde Duldung gegen Anhänger fremder Religionen.

Und der ideale Sinn, welcher mit heiligem Ernste dem deutschen Ritter das hohe Ziel seines Lebens zeigte, leitete ihn auch in allen Verhältnissen des Familienlebens, keine Stunde und kein Gedanke blieb unberührt von den Forderungen des Ideals, das ganze Dasein des Ritters war gleichsam ein verkörpertes Ideal. Im Bewußtsein seiner Kraft zog er hinaus und schwang seine unbefleckte Waffe gegen die Verächter seines Ideals, gegen die Beschädiger seines Glaubens, gegen die Heiden, und sein kühner Muth ließ ihn jede Gefahr gering achten und anscheinend Unüberwindliches bezwingen, im Bewußtsein seiner Macht schützte der Ritter den Unterdrückten, den Schwachen, den Flehenden, von seinem Ueberflusse gab er willig dem Bedürftigen, sein Unwille und seine strafende Hand, seine Verachtung wendete sich gegen alles Unreine, alle Schlechtigkeit, und im Bewußtsein aller seiner hohen Pflichten beugte der Ritter sich bescheiden und willig vor den Frauen und lieh ihrem Gebote die Kraft seines Armes und den Muth seines treuen Herzens.

Die Frauen, deren Sinn ja zu allen Zeiten für das Edle und Große empfänglich war, wandten sich voller Anerkennung und Bewunderung dem tapfern Ritter zu, und nun vereinigte sich mit der Kraft und dem Muthe noch die Schönheit und die Anmuth, ihre Frucht war die Bändigung aller Rohheit, welche der Kraft noch innewohnte, und die festbegrenzte, feine, höfische Sitte, welche so hoch im Ansehn stand, daß alle Tapferkeit nur sehr gering geachtet wurde, wenn die Sitte ihr nicht Zügel anlegte und ihre Führerin war.

In gemeinsamer Bestrebung pflegten Ritter und Frauen alles Große und Schöne, und das Band zwischen ihnen wurde eine Liebe, welche zu der Sittenreinheit und Keuschheit der heidnischen Vorzeit die schwärmerische Innigkeit der kristlichen Religion gesellte und wiederum ein Ideal aufstellte, wie es reiner und schöner weder vorher noch nachher erdacht und im Leben erschienen ist. Willig folgte der kraftvolle Ritter, der keinen Gegner scheute, dem Gebote, das ihm der lächelnde Mund seiner Geliebten gab, ihr die Treue zu halten, das war nächst der Treue zu Gott seine höchste und heiligste Pflicht, und mußte er auch sein Leben hingeben, seine Treue durfte er nicht brechen, sonst

war er ausgestoßen aus aller ritterlichen Gemeinschaft und kein edles Weib schenkte ihm ihre Neigung wieder. Gleiche Treue bewahrte die Jungfrau dem Geliebten, die Gattin dem Gemahl, sie trug seine Farben, sie wirkte mit kunstgeübter Hand für ihn den Schmuck seiner ritterlichen Kleidung, sie pflegte seine Wunden, sie trauerte bis an ihr Lebensende um seinen Tod. In jeder bittern Stunde gab der Gedanke an die Geliebte dem Ritter Muth, im heißen Kampfe rief er ihren Namen aus und stärkte dadurch seine Kraft, seinen besiegten Feind schickte er zu seiner Geliebten und hieß ihn, von ihr seine Freiheit zu erbitten. Mit süßem Danke belohnte die Geliebte den heimkehrenden Sieger, die weniger engherzig gezogenen Schranken der Sitte gestatteten ihr, auch als unverlobte Jungfrau den tapfern Helden, als verheirathete Frau den ehrenreichen Gast mit ihrem Kuß zu begrüßen.

So erblühte in der Ritterzeit eine Fülle der schönsten Tugenden, jede Seite dieses poesievollen Daseins strebte der Vollendung, dem Ideal zu. Wo wäre eine herrlichere Heimath für die Poesie gewesen? Mußten nicht die Tapferkeit und die Liebe, das Glück und der Ruhm ihre Sänger finden, die mit begeisterten Lippen priesen, was ihr Auge in schönster Wirklichkeit schaute?

Von Hof zu Hof und von Burg zu Burg zogen die Sänger; wohin sie kamen, da fanden sie willig Gehör, Fürsten und Könige und edle Frauen rührten mit fertiger Hand die goldnen Saiten. Im Liede gestand der Ritter wohl oftmals zuerst der lauschenden Jungfrau seine Liebe, im Liede erinnerte der Held, der zugleich Sänger war, die Geliebte an die nur ihnen beiden kund gewordene Wonne ihrer heimlichen Liebe, das Lied erhielt dem Helden den heiß errungenen Lorbeerkranz ewig frisch und grün, das Lied lieh der Sehnsucht Worte und Trost, es sprach vom schönsten Tage der Liebe, vom schönsten Lohne der Treue, vom Wiedersehen, das Lied jubelte mit den fröhlichen Sängern des Waldes, es pries die Blümlein auf der Haide, den murmelnden Bach, die ewige Schönheit der Sterne. In immer neuer Jugendlust glühte die Welt, alles Hohe und Schöne umfaßte sie mit der innigen, tiefergreifenden Schwärmerei der Jugend.

Darum kann auch niemand diese wunderbare Zeit verstehen, der nicht einmal jung gewesen ist und geschwärmt hat. Wer mit grämlichem Ernste, mit kaltem, genau messendem und wägendem und schätzendem Verstande und mit harter Hand an diese Blumenwelt herantritt, dem wird ihre Sprache ein unverständliches Gewirr von tonlosen Stimmen sein und umsonst wird er streben die leise, süße Harmonie zu erfassen, welche aus den Liedern der Ritterzeit klingt. Für jugendliche Herzen aber wird der Minnegesang eine nie versiegende Quelle der reinsten und lautersten Genüsse zu allen Zeiten bleiben.

Diese wunderbare Welt währte in ihrer Reinheit leider nur eine kurze Spanne Zeit, nur zu bald stieg sie von ihrer Höhe herab, und statt ihrer behaupteten Rohheit und Gemeinheit jeglicher Art den Platz. Uns aber ist sie nicht verloren, aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe ist uns ein Spiegelbild hinterlassen, welches mit begeisterten Lippen ein Dichter schuf, der, selber ein Held, zu den größten Dichtern aller Zeiten sich gesellt, vielleicht die höchste Krone

deutscher Dichtung auf seinem gottgeweihten Haupte trägt. Dieser Dichter ist **Wolfram von Eschenbach**.

Es sieht fast aus, als sei es Absicht des Schicksals gewesen, das Leben derer in Dunkel zu hüllen, welchen die vollsten Kränze des Ruhmes zu Theil wurden. Mit völliger Sicherheit kennen wir von Wolfram von Eschenbach nichts weiter, als den Ort, wo einst sein Grab gewesen. Was an dürftigen Nachrichten erhalten und durch Vermuthungen gewissenhafter Männer gewonnen ist, stellen wir nachstehend zusammen.

Bodmer und Johannes von Müller zählten unsern großen Dichter dem schweizerischen Geschlechte **von Eschenbach** zu, welches durch die Theilnahme an Kaiser Albrecht's Ermordung befleckt und fast ausgerottet wurde. Da Wolfram selber (Parzival 121, 7) sich einen Baiern nennt, und da zu seiner Zeit die Namen der adligen Geschlechter nur nach den wirklichen Stammbesitzungen gewählt wurden, so scheint Wolfram aus dem bairischen, etwa sechs Meilen von Nürnberg bei Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach zu stammen, in welchem auch ein sehr altes Schloß sich befindet. Bestärkt wird diese Meinung noch durch den Umstand, daß alle Ortsnamen, welche Wolfram gelegentlich in seinen Werken nennt, dieses Städtchen Eschenbach so umgeben, daß es gleichsam den Mittelpunkt für alle bildet*). Schloß und Städtchen gingen schon in früher Zeit in den Besitz des deutschen Ordens über. Ob Wolfram's Familie erlosch oder ob die im dreizehnten Jahrhundert mehrfach genannten Herren von Eschenbach in Baiern seine Nachkommen waren, ist nicht bekannt. Eine Familie von Eschenbach gibt es noch jetzt in Baiern, ihr Wappen sind drei silberne Messer im rothen Felde, und auch dem Dichter legt ein Bild aus der sogenannten Manessischen Sammlung zwei silberne Messer im rothen Felde als Wappen bei **).

Wolfram's Geburtsjahr ist unbekannt. Daß er Ritter war und schon durch Geburt Anspruch auf diese persönliche Würde hatte, beweist außer dem Worte „Herr", welches wir bei seinen Zeitgenossen und bei Späteren seinem Namen stets vorgesetzt finden, auch das schon erwähnte Manessische Bild, welches ihn ganz im Ringpanzer, im Wappenrock mit umgegürtetem Schwerte, das Haupt im geschlossenen Helm, den Schild in der Linken, die Lanze in der Rechten, darstellt. Auch sagt er selbst von sich im Parzival 115, 11:

„Zu Schildesamt bin ich geboren."

Schildesamt war schon zur Zeit Friedrich's I. die Bezeichnung für die Ritterschaft. Also steht fest, daß Wolfram aus ritterlichem Geschlecht stammte und selber auch die persönliche Ritterwürde erworben hatte.

Mit irdischen Glücksgütern war er gar wenig gesegnet, an verschiedenen Stellen im Parzival spricht er in bitterm Tone über seine Armuth. Er sagt 185, 1—8:

---

*) Simrock, Einleitung zum Parzival, 1.

**) San Marte, Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach, II. Thl. Seite 299 u. f.

„Daheim in meinem eignen Haus
Freut auch sich selten eine Maus.
Die Maus muß ihre Speise stehlen:
Die braucht man nicht vor mir zu hehlen,
Ich finde doch schon keine offen.
Allzu oft hat das betroffen
Mich Wolfram von Eschenbach,
Zu erdulden solch Gemach."

Als er die Pracht der Gralsburg beschreibt, bricht er aus in den Schmerzensruf:

— „Daß mich die Armuth schmerzlich müht,
Da der Erde solcher Reichthum blüht!"

Es scheint also, als ob Wolfram ebensowohl wie sein Zeitgenosse Walther von der Vogelweide selbst durch die herrlichsten Sangesgaben sich nicht vor Dürftigkeit schützen konnten.

Daß Wolfram von Eschenbach ein unstätes Wanderleben geführt habe und von einem Hofe zum andern gezogen sei, um durch die Gunst der Großen sein Leben in ihrem Gefolge zu fristen, ist durchaus unwahrscheinlich, denn keins seiner Werke ist einem Fürsten gewidmet. Wenn er an einer Stelle im Parzival einen Grafen von Wertheim seinen Herrn nennt, so ist daraus nicht mit Sicherheit auf ein Abhängigkeitsverhältniß zu schließen, da Wolfram sich dieses Ausdrucks auch öfter da bedient, wo von einem solchen Verhältnisse nicht die Rede sein kann.

Eine zeitlang lebte Wolfram am Hofe des Landgrafen von Thüringen in Eisenach. Landgraf Hermann, der Sohn Ludwig des Eisernen, seit 1190 Landgraf von Thüringen, war berühmt durch seine hohe Bildung, durch den Glanz seines Hofes auf der Wartburg und durch die Gunst, welche er den ausgezeichnetsten Dichtern seiner Zeit angedeihen ließ. Wahrscheinlich im Jahre 1204 kam Wolfram nach Eisenach. Daß er an diesem Hofe keine abhängige Stellung eingenommen, beweist der freimüthige Tadel, welchen er im Parzival über die Schmarotzer an des Landgrafen Hofe ausspricht. In diese Zeit fallen die heftigsten Kämpfe zwischen Filipp von Schwaben und dem Gegenkaiser Otto dem Vierten aus dem welfischen Hause. Wolfram gibt sich als einen Anhänger Otto's zu erkennen. Dessen Gegner war aber Landgraf Hermann bis kurz vor seinem Tode (1215), wo er im Begriff war, sich wieder mit Otto IV. zu verbinden. Wenn Wolfram daher an einer Stelle seines „Willehalm" erzählt, daß Landgraf Hermann ihn mit dem Inhalt dieser Erzählung bekannt gemacht habe, und wenn er im weitern Verlauf des Gedichtes von Hermann als einem bereits Verstorbenen spricht, so muß der zweite Aufenthalt in Eisenach, bei welcher Gelegenheit der Landgraf dem Dichter den Stoff des „Willehalm" mittheilte, kurz vor dem Tode Hermann's stattgefunden haben, da Wolfram als Anhänger Otto's den Landgrafen nicht zu einer Zeit besuchen konnte, in welcher derselbe noch Feind des Kaisers war.

Aus einigen Stellen in Wolfram's Werken schließen Simrock und San Marte, daß er verheirathet gewesen sein müsse. Die vielen Stellen im Par-

zival, in welchen er abschweifend seiner eignen Liebe gedenkt, scheinen darauf hinzudeuten, daß Wolfram längere Zeit ein Liebesverhältniß unterhielt, dessen Glück für ihn wechselnd war. Das letzte seiner lyrischen Gedichte scheint anzugeben, daß dieses Verhältniß doch schließlich zur Ehe wurde. Ob er in irgend einer nähern Beziehung zu einer Markgräfin von „Hertstein" gestanden habe, deren Lob er episodisch im Parzival mit begeisterten Worten singt, kann nicht entschieden werden.

Die letzte Nachricht über Wolfram's Grab erhalten wir durch einen Edlen Püttrich von Reicherzhausen, einen Ritter, der eine bedeutende Büchersammlung besaß und der ein großer Verehrer Wolfram's war. Püttrich erzählt, daß er im Jahre 1452 nach dem Marktflecken Eschenbach geritten, um das Grabmal des großen Dichters, der in der Kirche Unsrer Lieben Frauen daselbst beigesetzt war, zu sehen. Das Jahr seines Todes sei nicht mehr zu sehen gewesen und die Farben des Wappens auf dem Denkmal habe man nicht mehr erkennen können. Es ist wahrscheinlich, daß Wolfram im Jahre 1230 gestorben sei. Von dem oben erwähnten Grabmale ist keine Spur mehr vorhanden, da die Kirche in Eschenbach in den Jahren von 1460—1470 gänzlich umgebaut wurde. Püttrich wird also nicht die jetzige, sondern die frühere Kirche gesehen haben.

Ueber seine eigene Bildung sagt Wolfram selbst im Parzival 115, 27 ff.:

„Ich kenne keinen Buchstaben.
An Büchern mag wer will sich laben,
Diesen meinen Abenteuern
Sollen keine Bücher steuern."

Wolfram war also ebenso wie Walther von der Vogelweide des Schreibens unkundig. Der Ritter der damaligen Zeit gab sich nie Mühe, das Schreiben zu erlernen. Gleichwohl stand Wolfram bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen. Nur Gottfried von Straßburg spricht in seinem Tristan von Wolfram als einem „Erfinder unverständlicher wilder Mähren, der mit dem Stock Schatten zu geben sich bemühe, und nicht mit dem grünen Blatte, mit seinem Gedichte müsse er Erklärer umherschicken, da sonst niemand es verstehen könne." Künstlerneid scheinen dem Gottfried diese völlig ungerechtfertigten Worte eingegeben zu haben. Nach Wolfram's Tode wuchs sein Ruhm immer mehr, so daß in dem seltsamen Gedichte vom Wartburgkriege, welches aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammt, Wolfram als der größte Dichter und Sänger hingestellt wird.

Wenn wir nunmehr zu den Werken Wolfram's von Eschenbach übergehen, so nennen wir zuerst den Parzival, der in der Zeit von 1205 bis 1215 gedichtet wurde. Er ist nicht in Strofen geschrieben, sondern zwei neben einander stehende Verse, deren jeder vier Hebungen trägt, reimen in stumpfen oder klingenden Reimen auf einander. Lachmann hat je dreißig Verse zu einem kleinern Abschnitte zusammengestellt und das ganze Epos auf diese Weise in 827 Abschnitte eingetheilt. Vom Dichter rührt diese Eintheilung nicht her. Wolfram selber hat seinem Heldengedichte vielmehr sechzehn Unter-

abtheilungen gegeben, in der bereits angeführten Stelle aus dem Parzival will Wolfram sie nicht „Bücher" genannt wissen, da er mit der Buchmacherei nichts zu thun haben wolle. San Marte hat in seiner Uebersetzung drei größere Theile angenommen, in allerdings willkürlicher, aber sehr wohl treffender Weise. Simrock folgt in seiner vortrefflichen Uebersetzung dem Lachmann'schen Texte.

Als seine Quelle nennt Wolfram selber einen Provenzalen, Namens Kiot. In Toledo habe derselbe ein arabisches Manuskript gefunden, welches Flegetanis, ein Heide von Vaterseiten, von der Mutter ein Jude aus Salomon's Geschlecht, über den Gral geschrieben habe. Darauf habe Kiot in lateinischen Büchern weiter geforscht, er habe die Kroniken von Britannien, Irland und Frankreich durchgelesen und habe endlich in der Kronik von Anjou Nachrichten über das Geschlecht der Gralskönige gefunden.

Im Parzival sind drei für sich selbständige Sagen verschmolzen, nämlich die von Parzival und seinem Geschlechte, vom Gral und vom König Artus und der Tafelrunde. Es ist ohne Zweifel nur die Sage vom Gral, welche Kiot in dem Manuskript zu Toledo las, und wenn Wolfram später einmal sagt, Kiot habe auch die Sage von Parzival in dem heidnischen Buche gesehen, so wird das jedenfalls ein Irrthum sein, da diese Sage bretagnischen Ursprungs ist. Da uns Kiot's Werk nicht erhalten ist, so können wir nicht entscheiden, in welchem Verhältnisse Wolfram zu seiner Quelle steht, ohne Frage wird seine Selbständigkeit ihr gegenüber eine sehr große sein, denn der ganze Parzival ist so sehr aus Einem Guß und trägt in jeder Zeile so ausgeprägt Wolfram's Geist, daß kein fremder Einfluß zu gewahren ist.

Kiot wird außer den Kroniken, welche er durchgelesen, auch der Tradizion gefolgt sein. Freilich gibt San Marte in seiner Uebersetzung von Wolfram's Werken Bd. 2, Seite 387 als alte echte und noch unvermischte Quelle der Parzivalsage die Geschichte von Peredur, the son of Evrawc, an, welche in dem zweiten Bande des von Lady Guest herausgegebenen Mabinogion from the Llyfr Coch o' Hergest and other ancient welsh manuscripts enthalten ist. Doch hat Simrock (I, S. 491) überzeugend nachgewiesen, daß nicht diese wälsche Geschichte der Parzivalsage zu Grunde liegen kann, sondern daß diese Erzählung von Peredur vielmehr eine spätere Bearbeitung derselben Quellen enthält, aus welchen auch wohl Wolfram schöpfte. Am Ende des Parzival tadelt Wolfram die Bearbeitung eines gewissen Kristian, in welchem er den Chrétien de Troyes meint, den ältesten Bearbeiter der Gralsage in französischer Sprache. Meister Kristian starb, ehe er sein Werk vollendete, welches von einigen anderen Poeten fortgesetzt wurde. Der Tadel, welchen Wolfram hier und auch noch an einer Stelle seines Willehalm gegen Meister Kristian ausspricht, machen es höchst unwahrscheinlich, daß der deutsche Dichter den Franzosen zum Muster genommen habe.

Es bleibt uns keine Annahme übrig als diese, daß Wolfram von Eschenbach in allen seinen Quellen nur nach den äußerlichsten Zügen seiner Sage geforscht habe, daß aber, wie auch schon Lachmann sagte, der epische Plan Eigenthum des deutschen Dichters ist. Diese Ansicht gewinnt noch an Wahr-

scheinlichkeit, wenn wir betrachten, wie bunt gemischt, wie zusammenhanglos, wie wirr und ziellos die landläufigen Bearbeitungen der Gralsage, der Artussage und der Parzivalgeschichten sind, und wie streng gegliedert, wie systematisch geordnet, wie kunstvoll nach dem einheitlichen Plane gebaut Wolfram's Werk sich uns zeigt.

Freilich sagt Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung I, S. 390: „Das träumerische Hinleben ohne Prinzip, das dünkelhafte Wesen ohne Grund, die tapferen Thaten ohne Zweck, das Gewirr der Abenteuer ohne Ende, das innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist auch im Parzival zu treffen." Aber ein solches Urtheil kann uns nicht befremden, da diesem ausgezeichneten Gelehrten in der That das Verständniß unserer ältern deutschen Literatur nicht in dem Grade aufgegangen ist, wie das tiefe und feine Verständniß der Dramen des Shakespeare. Wir wollen nachstehend versuchen, nachzuweisen, daß ein großartiger, scharf ausgesprochener Grundgedanke im Parzival liegt, der jeden Gedanken an ein „inneres Drängen ohne Ziel" völlig ausschließt. Um das tiefsinnigste aller deutschen Dichterwerke genügend erklären zu können, müssen wir ein wenig weiter zurückgehen.

Aus dem, was wir oben über das Wesen des Ritterstandes sagten, geht hervor, daß an demselben zwei Seiten zu erkennen waren: Dem Streben nach dem Ideal, der Demuth, der Sittenstrenge stand ein Leben voller Glanz, voller Ehre und voller Poesie gleichsam als Lohn für das Streben nach sittlicher Vollkommenheit zur Seite. Ein Dichter, welcher ein Bild des Ritterthums schaffen wollte, hatte sich also zu entscheiden, ob er die geistige oder die weltliche Seite desselben, oder beide zugleich zeigen wollte. Wolfram stellte sich die umfassendste Aufgabe: er gab in Parzival das Ideal eines nach geistiger Vollkommenheit ringenden Ritters, in Gawan das Musterbild eines glänzenden, ehrenreichen Helden der ritterlichen That und des höfischen Lebens. Wolfram zeigte aber auch, wie hoch erhaben die geistige Seite über die weltliche des Ritterthums war, er zeigte, wie das geistige Ritterthum schließlich alle Belohnungen des weltlichen gewähren, außerdem aber noch auf eine Stufe des Ruhmes heben müsse, welche dem weltlichen Ritterthum ewig versagt sei. In meisterhafter Anordnung stellte er aber nicht allein zwei einzelne Helden einander gegenüber, sondern er verknüpfte dieselben auch aufs engste mit den beiden großartigsten Sagen seiner Zeit, in welchen ebenfalls die geistige und die weltliche Seite des Ritterthums sich dargestellt fanden: nämlich mit der Gralsage und der Sage von der Tafelrunde des Königs Artus.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Held derjenigen Seite, welche der Dichter als die erhabenste hinstellen wollte, auch äußerlich schon den breitesten Raum zugemessen erhalten mußte, sowie das für das Leben Parzival's geschehen ist.

Doch auch diese Gesichtspunkte genügten dem Dichter noch nicht, er gründete den Bau seines großartigen, gewaltigen Werkes noch tiefer. In dem Seelenleben des geistigen Helden mußten Grundzüge zu erkennen sein, deren Ausführung die geistige Vollkommenheit und den ausschließlichen Vorrang

herbeiführten, es mußte dem Helden eine Tugend innewohnen, welche gleichsam die Sonne war, um welche seine eigenen Bestrebungen sowie die ganze dichterische Welt sich drehte, die Sonne, von welcher jeder Theil des Dichterwerkes sein Licht empfing, die Sonne, deren Strahlen gleichsam das tiefste geistige Band für alle Gestalten des Epos bildete, das Band, das sie zu einer lebensvollen Welt zusammenknüpfte. Diesen Grund, diese Sonne, dieses Band erkannte Wolfram in der Tugend, welcher er mit so großem Nachdruck die ersten Worte seines Gedichtes und nachher noch so viele andere weiht: es ist die Treue gegen Gott und gegen die Menschen; sie allein verleiht dem Helden die höchste Würdigkeit, durch sie allein erklären sich alle Räthsel des großen Epos, in ihrem Spiegel erscheint kein Theil des Gedichtes als werthloses Anhängsel, sondern selbst die kleinste Episode gewinnt Leben und Bedeutung und wird ein Schmuck für das Ganze.

Wir wollen sehen, ob dieser Grundgedanke uns alle Theile des umfangreichen Gebäudes in hellem Lichte erscheinen läßt.

Gleichsam als Einleitung in sein Epos gibt uns Wolfram zuerst, nachdem er die Treue gepriesen und vor der Untreue gewarnt hat, die Lebensgeschichte des Vaters seines Helden, des Gahmuret. Diesem tapfern Jünglinge blieb als zweitem Sohne keine andere Wahl beim Tode seines Vaters, des Königs von Anschau (Anjou), als Dienstmann seines ältern nun zur Krone gelangten Bruders zu werden, oder auf Abenteuer auszuziehen. Er wählte das letzte. Nur dem Mächtigsten wollte er seine Dienste weihen, er ging deshalb in den Dienst des Baruch von Baldag, der gegen zwei Brüder von Babilon Krieg führte. Dort errang er sich im Kampf wie im Ritterspiel den höchsten Preis, so daß niemand mehr ihm gegenüber treten wollte. Er ging wieder zu Schiffe und wurde vom Sturme in den Hafen von Patelamunt verschlagen, wo Belakane, die Königin von Zaßamank im Mohrenlande, von zwei Heeren, einem kristlichen und einem heidnischen, belagert wurde. Belakane war der Ermordung des Mohrenkönigs Eisenhart von Aßagog beschuldigt. Dieser Fürst hatte im Minnedienste Belakanen's auf ihren Befehl und zum Beweise seiner Kühnheit und Ergebenheit die Rüstung abgelegt, und war, als er nun auf Abenteuer ausritt, in der Tjost, dem ritterlichen Zweikampfe, von Prothißilas, einem Fürsten Belakanen's, seinem Nebenbuhler, erschlagen worden, und Belakane sollte ihn verrathen haben. Der Schottenkönig Friedebrand, ein Verwandter des Eisenhart, war übers Meer gekommen und belagerte Patelamunt von der einen, der Mohr Raßalig, ein Vasall Eisenhart's, von der andern Seite. Belakane war in der That unschuldig, und Gahmuret, dem die Königin trotz ihrer schwarzen Haut gefiel, bot ihr seine Dienste an, er besiegte und fing die Anführer der beiden feindlichen Heere, entschied dadurch den Krieg und wurde Belakanen's Gemahl. Aber nur kurze Zeit hielt es ihn in Patelamunt, er sehnte sich wieder nach Kampf und Turnier, und verließ heimlich seine Gemahlin, welche kurze Zeit nachher einen Sohn gebar, der war schwarz und weiß gefleckt und erhielt den Namen Feirefiß. Gahmuret gelangte nach langer Seefahrt in den Hafen und stieg zu Sevilla ans Land, von da begab er sich zum Turnier gen Kanvoleis.

Dieses Turnier hatte Herzeleide, die jungfräuliche Wittwe, ausgeschrieben, und dem Sieger ihre Hand nebst den beiden Königreichen Wals und Norgals verheißen. Die herrlichsten Waffenthaten verrichtete Gahmuret. Freilich war er traurig über den Tod seines Bruders, den er hier erfahren, auch peinigten ihn Gewissensbisse über seine treulose Flucht von Patelamunt, doch als die Schiedsrichter ihm den Preis zuerkannten, da gab er sich der Freude hin, hielt mit Herzeleide eine glänzende Hochzeit und war nun Herrscher über drei Königreiche, da ihm durch seines Bruders Tod auch Anschau zugefallen war. Doch auch hier fand er nur achtzehn Monate lang Ruhe, da zog er wieder fort um dem Baruch beizustehen, der abermals von den Babiloniern überfallen war. Hier fand der tapfre Gahmuret sein Ziel, er wurde durch Hinterlist getödtet, sein Meisterknappe brachte die Trauerbotschaft der jammernden Herzeleide, welche vierzehn Tage später den Parzival gebar, die Blüthe aller Ritterschaft, den eigentlichen Helden des Epos.

Dieser erste Theil des Gedichtes wird, wie auch Simrock I, S. 482 ausführlich darthut, in dem Werke Kiot's des Provenzalen nicht enthalten gewesen sein, es könnten sonst nicht so viele deutsche Namen, wie Eisenhart, Friedebrand und andere, in so unentstellter Form darin vorkommen, während doch in dem ganzen übrigen Gedichte kein deutscher Name sich zeigt. Wolfram wird also diesen ersten Theil absichtlich dem Stoffe, den Kiot ihm überlieferte, hinzugefügt haben. Nehmen wir nun an, daß Wolfram in seinem Werke nur das Musterbild eines geistig vollendeten Ritters darstellen wollte (Gervinus I, S. 393), so können wir allerdings in diesem ersten Theile von Gahmuret eine zufällige Beigabe erkennen, welche in keiner andern Verbindung mit dem Hauptheile steht, als daß auch in ihr geabenteuert wird. Doch des Dichters künstlerischer Blick war nicht so blöde, und seine Absicht lag tiefer: Gahmuret's Leben und Thaten bilden den ersten Anfang des Knotens, der geschürzt wird, um in den letzten Theilen des Gedichtes in schönster Weise gelöst zu werden. Gahmuret hatte seiner Gemahlin Belakane die Treue gebrochen, er hatte sie verlassen, auch seiner Pflicht gegen Herzeleide war er ungetreu geworden, sein Drang nach Abenteuern veranlaßte ihn, die heiligsten Bande zu lösen, dadurch lud er eine Schuld auf sein Haupt, welche gesühnt werden mußte, und diese doppelte Schuld Gahmuret des Vaters zu lösen, dazu waren die beiden Söhne desselben Feirefiß und Parzival bestimmt. Da wir dem Gang des Epos nicht vorgreifen können, so werden wir im weitern Verfolg unseres Gedichtes seiner Zeit ausführlicher auf die Sühne dieser Schuld zurückkommen. Sollte jemand der Meinung sein, daß die Vergehungen des Gahmuret gegen seine Gattinnen nicht so arg schwer gewesen seien, so wollen wir dagegen bemerken, daß im ganzen Mittelalter kein Laster mehr verachtet wurde, als die Untreue. Auch Dante läßt den Odysseus in der Hölle schmachten, weil nicht die Liebe zum Sohne, zur Gattin, zum Vater ihn abhalten konnte, auf Abenteuer in die Fremde hinauszuziehen.

Da wir die Behauptung aufgestellt haben, um Treue oder Untreue drehe sich Wolfram's ganzes Gedicht, so wollen wir an dieser Stelle aufmerksam machen auf eine Beziehung, welche vom Dichter selber zu stark ausgeprägt ist,

um übersehen werden zu können. Daß Wolfram sein Gedicht einer Frau gewidmet, haben auch schon andere Erklärer bemerkt, uns scheint es jedoch, als habe Wolfram in ganz bestimmter Weise auf seine Geliebte durch sein Epos einwirken wollen. Die Stellen, in welchen Eine Frau, eine ganz bestimmte aber nicht genannte, angeredet wird, wiederholen sich sehr häufig, und wenn San Marte II, 321 meint, auf dergleichen sei kein Gewicht zu legen, weil ähnliche Liebesklagen sich bei den Dichtern jener Zeit zu oft wiederholten, so wollen wir dagegen bemerken, daß bei sehr vielen Dichtern sich wohl abgerissene Liebesklagen finden, daß bei Wolfram aber alle diese subjektiven Ergüsse auf ein bestimmtes Ziel in vernehmlich fortschreitender Handlung zusteuern. Schon in der Widmung sagt Wolfram 3, 3:

„Von Gott ersleh ich gutem Weibe,
Daß sie dem Maß getreu verbleibe.
Scham ist ein Schloß vor aller Sitte:
Dies Heil ist's, das ich ihr erbitte."

Des Dichters Bitte ist aber nicht erhört worden, seine Geliebte hat ihn vielmehr schwer gekränkt, wie er 114, 5—19 sagt:

„Wer nun von Frauen besser spricht,
Fürwahr, ich haß ihn darum nicht,
Ich vernehme gern was sie erfreut.
Nur Einer bin ich unbereit
Hinfort zu dienstlicher Treu,
Ihr ist mein Zorn immer neu:
Ihr Fehltritt schafft mir Ungemach.
Ich bin Wolfram von Eschenbach,
Nicht unerfahren im Gesange,
Und halte fest wie eine Zange
Meinen Zorn wider ein Weib,
Denn sie hat mir Seel' und Leib
Betrübt durch solche Missethat,
Sie zu hassen, anders ist kein Rath."

Wer solche Stellen, deren noch andere anzuführen sind, für einen allgemeinen weltschmerzlichen Puff ins Blaue halten will, der muß den klarsten Worten des Dichters offenbar Gewalt anthun.

Die Bitterkeit des Dichters steigert sich mit dem Fortgange seines Gedichtes. In langer Rede gießt er 291, 292, 293 seinen Groll gegen die „Frau Minne" aus, er wirft ihr Untreue vor, klagt über ihre Tücke, erzählt, daß er nie Trost von ihr gewonnen und freut sich, daß er ihr nichts schuldig ist, da sie schlecht für ihre Schuldner sorge. Je mehr sich jedoch das Epos dem Ende nähert, desto mehr nehmen die eingestreuten persönlichen Bemerkungen an Bitterkeit ab, und am Schluß des Parzival klingt die Rede wieder ganz versöhnlich, die letzten Verse lauten:

„Mich sollten billig gute Frauen,
Verständ'ge, desto lieber schauen,

Wenn noch ein Weib mir freundlich lacht,
Weil ich dies Werk zum Schluß gebracht.
Geschah das einer Frau zu Ehren,
Die soll mir süßen Dank gewähren."

Hier wird also ausdrücklich in dem zweitletzten Verse wieder eine Frau angeredet, und süßer Dank von ihr begehrt. Es scheint demnach, daß Wolfram durch sein herrliches Gedicht seine Geliebte errungen habe und sie sein Weib geworden sei. An einer Stelle im Titurel, der später als der Parzival gedichtet wurde, erzählt er, wie Kiot's geliebtes Weib ihm ein Kind geschenkt, selber aber bei der Geburt gestorben sei, dann ruft der Dichter aus:

„Daß mich Gott erlasse
In meinem Hause solchen Ingesindes,
Wenn ich es so theuer müßt entgelten!"

So kann nur jemand sprechen, der selber ein liebes Weib hat. Im Willehalm 33, 22 spricht Wolfram auch von der Puppe seines Töchterchens.

In den wenigen, so unübertrefflich schönen lyrischen Gedichten, welche wir von Wolfram besitzen, läßt sich genau ebenso wie im Parzival ein fortschreitendes Minnewerben erkennen, das zum Ziele der Ehe führt.

Im Hinblick auf alle diese Stellen und Verhältnisse scheint es uns gerechtfertigt, wenn wir uns den Parzival als im steten Hinblick auf die Geliebte und mit beabsichtigter Einwirkung auf sie geschrieben denken. Es thut sich unserm Blicke so wieder ein neuer Hintergrund des Parzival auf, und immer mehr muß uns der Dichter jenes wunderbaren Werkes als einer der größten Meister aller Zeiten erscheinen. Die höchste Dichterkrone des deutschen Mittelalters trägt Wolfram von Eschenbach allein. —

Doch nun zurück zu unserm Epos. Die Vorhalle dieses herrlichen, von allen Seiten gewaltig emporstrebenden Tempels haben wir kennen gelernt, wir überschreiten nun die Schwelle, welche uns in das eigentliche Heiligthum führt.

Herzeleide, die schöne Königin, fand nach dem Tode ihres Gemahls keine andere Freude mehr, als ihren Knaben, den sie Parzival nannte. Sehr schön erklärt Wolfram diesen Namen selber, wenn er 114, 16 ff. sagt:

„Fürwahr du heißest Parzival.
Der Name sagt: Inmitten durch.
Die Liebe schnitt wohl solche Furch'
In Deiner Mutter treues Herz,
Dein Vater hinterließ ihr Schmerz."

Um ihr Kind vor dem Schicksale seines Vaters zu bewahren, entsagte Herzeleide allen ihren Kronen und zog sich mit Parzival in eine Wildniß zurück, wo er nichts von Waffen und von Rittersitte gewahrte, und wo ihm niemand von dergleichen ein Wort sprach. Doch das Blut des kampfesfrohen Gahmuret regte sich in dem Knaben: er schnitzte sich selber Bogen und Pfeile und schoß die Vögel des Waldes. Auch seiner weichen, treuen Mutter Sohn war er: wenn die lieblichen Sänger todt zu seinen Füßen lagen, dann weinte er laut

um sie. Nur draußen im Freien, im Walde meinte er sich geborgen; wenn die süßen Stimmen des Waldes ihm seine Brust ausdehnten und ihm sein Herz durchdrangen, dann brach er in Thränen aus und konnte doch auf seiner Mutter Frage nach seinem Leid kein Wort erwidern. Das lag so in seiner Art, sein Vater Gahmuret stammte von dem Geschlechte der Feen ab, von ihnen hatte er und seine Nachkommen die übermenschliche Schönheit und das Sehnen in die Ferne geerbt. „Was ist Gott?" fragte der Knabe einst seine Mutter. „Seine Treue bietet uns immer Hülfe," entgegnet die Königin, „der Hölle Wirth aber wird die Untreue nicht meiden."

Auch den Wurfspieß lernte Parzival schwingen, damit erlegte er manchen Hirsch, den er selber unzerlegt, so schwer er auch war, in seiner Mutter Küche trug. Einst vernahm er auf seinem Waidegange Hufschläge; als der unbekannte Schall an sein Ohr schlug, hub er seinen Wurfspieß und wünschte, der Teufel möchte kommen, damit er ihn bestehen könne. Doch drei Ritter im Glanz der Rüstung erscheinen dem staunenden Jünglinge, ein vierter folgt kurze Zeit danach, Parzival hält ihn in seinem schimmernden Panzer für Gott. Der Ritter weist ihn auf seine Frage: wer Ritterschaft verleihe? an den König Artus.

Da lief Parzival zu seiner Mutter und begehrte Abschied von ihr, König Artus solle ihn des Schildes Amt und Pflichten lehren. Herzeleidens Schreck war groß bei diesen Worten, da sie ihren Sohn nicht halten konnte, so ersann sie eine List: in Narrenkleider wolle sie ihn stecken, dann würde der Leute Spott ihn wohl bald wieder zu ihr zurücktreiben. Bevor er ging, gab ihm die Mutter noch gute Lehren mit auf den Weg. Im buntscheckigen Gewande, auf einem elenden Gaule zog der Jüngling in die Welt hinaus. Herzeleide küßte ihn immer wieder und lief ihm nach, doch ihr Schmerz währte nicht lange Zeit: der Abschied von ihrem Sohne brachte ihr den Tod.

Von demselben Triebe gedrängt wie Gahmuret sein Vater, hatte Parzival dieselbe Schuld auf sich geladen wie jener, er hatte seiner Mutter die Treue gebrochen. Mit diesem Treubruch hebt eine Kette von Vergehungen an, bis zur Mitte des Epos wird die Verwicklung gesteigert, um später wiederum stufenweise, mit genauen gegenseitigen Beziehungen, sich wieder zu lösen, bis schließlich jede Schuld gesühnt ist, und in dem großartig versöhnenden Schlußakkorde verklingt auch des Dichters Groll um die Geliebte.

Auf seiner Fahrt gelangte Parzival an ein prachtvolles Zelt, in welchem Jeschute, die schöne Gemahlin des Herzogs Orilus, schlummernd ruhte, an ihrer Hand trug sie einen Ring. Seine Mutter Herzeleide hatte dem Jünglinge gerathen, nach den Ringlein der Frauen zu trachten; in seiner Einfalt gedachte er jetzt an seiner Mutter Wort und raubte der Herzogin ihren Ring mit Gewalt. Darauf ritt er weiter. Der Gemahl der Herzogin aber, der gleich hernach zu seiner Gattin kam, nahm an den zerrissenen Zeltschnüren wahr, daß ein Fremder in dem Zelte gewesen sein mußte. Er beschuldigte seine Gemahlin der Untreue und verstieß sie von seiner Seite. Sie aber, die nicht von ihm lassen wollte, folgte ihm lange Zeit in der niedrigsten Gestalt nach, bis Parzival sie später wieder mit ihrem Gemahl versöhnte. Der Jüngling hatte durch den Raub des Ringes und dessen Folgen ein neues Vergehen

wider die Treue begangen, er hatte den Verdacht der Untreue auf ein getreues Weib gebracht.

Als „der täppische Knabe" Parzival einen Bergesabhang hinunter ritt, hörte er die klagende Stimme eines Weibes. Er ritt näher und erblickte die jammernde Sigune, sie hielt in ihrem Schooß die Leiche ihres Geliebten, des Schionatulander, der um seiner treuen Liebe willen erschlagen war. Sigune bewahrte ihm ihre Treue in edelster Reinheit, sie trauerte auf dem Grabe des Geliebten bis an ihren Tod. Wir begegnen ihr noch öfter. Nicht ohne Grund stellt der Dichter hier die Jungfrau von makelloser Treue dem ungetreuen Sohn des Gahmuret entgegen. Die Jungfrau wies den Jüngling nach der Bretagne, und von einem Bauer geführt gelangte er nach Nantes; vor dem Thore begegnete ihm ein Ritter in rother Rüstung, Ither von Gahevieß. Dieser Ritter hatte sich zu König Artus begeben und hatte Anspruch auf sein Land, das Artus besaß, erhoben; als symbolisches Zeichen dieser Besitzergreifung hatte er, wie es Sitte war, einen Becher Weines vergossen. Wider seinen Willen war etwas von dem Weine der Königin Ginover, Artus' Gemahlin, in den Schooß geflossen, von der Tafelrunde aber hatte niemand gewagt, den kühnen Ither mit Kampf zu bestehen. Ither gab dem Parzival nun den Auftrag, den Rittern von der Tafelrunde zu sagen, daß er sie zum Kampfe erwarte.

Parzival kam zum König Artus, richtete Ither's Gebot aus und verlangte zum Ritter geschlagen zu werden. Keie, der Seneschant des Königs, spottete des Jünglings, der noch mit mancher Ruthe geschlagen werden müsse. Parzival begehrte die rothe Rüstung Ither's, und Artus schenkte sie ihm scherzweise. Der Jüngling aber brach sogleich auf, um sie sich zu holen. Ueber seinen wunderlichen Aufzug lachte eine Edeldame, Kunneware de Lalant, welche gelobt hatte, nicht eher lachen zu wollen, bis sie den besten aller Ritter sähe. Der Seneschant Keie züchtigte die Edeldame, da sie nie beim Anblick der Helden des Königs, nun aber vor einem Narren gelacht hätte. Parzival bemerkte die Mißhandlung und gelobte, sie dereinst zu rächen. Im Kampfe besiegte und tödtete der Jüngling, der keinen Panzer und nur seinen Wurfspieß als Waffe hatte, den stolzen Ritter. In Ither aber hatte er einen edeln Mann und seinen eigenen Vetter erschlagen, und zu diesem Vergehen trieb ihn, was er von seinem Vater geerbt hatte, die unbändige Sucht nach Kampf und Abenteuer, die selbstsüchtig nicht einmal die Bande des Blutes achtet, sondern alle beheiligten Schranken der Zucht und der Sitte durchbricht, nur um der eigenen Lust willen.

In des erschlagenen Ither's Rüstung und auf desselben Roß zog Parzival von dannen, am Abend kam er zu einem alten Ritter, Gurnemans, der ihn bei sich behielt, ihn pflegte und ihn Sitte lehrte. Unter andern gab er ihm auch den Rath, er solle sich der überlästigen Fragen enthalten.

Schon nach kurzer Zeit trieb es den Jüngling, der mit seiner stattlichen Rüstung nun auch durch Gurnemans' weise Lehren ritterliche Sitte angethan hatte, wieder hinaus in die Welt. Er kam zu der Stadt Pelrapär, welche von einem feindlichen Heere belagert wurde. Parzival drang hinein und bot

seine Dienste der jungfräulichen Königin, der schönen Kondwiramur, Tampentär's Tochter. In der Nacht kam die Königin an des Gastes Bett, weckte ihn mit ihren Thränen und klagte ihm ihre Noth. König Klamide und sein Seneschant Kingraun hatten der schönen Kondwiramur vieles Leid angethan. Klamide hatte Schenteflur erschlagen, den Sohn Gurnemans', Kondwiramur's Verlobten, und hatte darauf selber die Hand der Königin, der keine an Schönheit und Anmuth gleichkam, begehrt. Kondwiramur aber weigerte sich, seine Gemahlin zu werden, und rief ihr Volk zur Hülfe auf. Da verwüsteten Klamide und Kingraun das Land der Königin, brannten ihre Burgen nieder und hatten sie nun in ihre Hauptstadt Pelrapär, ihre letzte Zufluchtsstätte, zurückgetrieben. Kondwiramur aber war entschlossen, eher sich selbst den Tod zu geben, als Klamide ihre Hand zu reichen. Das alles klagte dem jugendlichen Helden die königliche Maid, und entflammte in seiner muthigen Seele heiße Kampfeslust. Schon am nächsten Morgen wappnete sich Parzival und ritt hinaus vors Thor, da kam ihm Kingraun entgegen, der stolze, gefürchtete Seneschant. Ihre Rosse stürmten wie der Wind zusammen, die Lanzen brachen und die Sattelgurte sprangen von der Gewalt des Stoßes, da griffen die Helden zu den Schwertern, durch Helm und Harnisch schlug des jungen Ritters gewaltige Hand den stolzen Seneschant und warf ihn zu Boden, daß er um Gnade flehen mußte. Der niebesiegte Kingraun erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß er gelobte, an des Königs Artus Hof zu ziehen und sich der Kunneware de Lalant als Gefangener zu stellen, die Keie mißhandelt hatte.

Als Kingraun, der stolze, starke Seneschant, besiegt war, wurde das Belagerungsheer stark entmuthigt, die Belagerung wurde freilich nicht aufgehoben, aber von weiteren Angriffen stand man ab. Parzival, der schöne, mannhafte Held, zog im Siegesjubel der Städter in die Hauptstadt wieder ein, und Kondwiramur wurde seine Gemahlin, er selber König des Landes. Dem König Klamide brachte ein Knappe, der sein Roß mit Sporen wund geschlagen, die Nachricht, daß sein starker Seneschant von Heldenhand bezwungen sei. Da zog der König selber heran, an Kondwiramur schickte er Boten und ließ den Gemahl der Königin zum Zweikampf fordern. Parzival säumte nicht, er trat dem Könige entgegen auf dem grünen Plan, wo es sich entscheiden mußte, ob Gott ihm die schöne Kondwiramur noch ferner gönnen wollte. In gewaltigem Kampfe stritten die Helden, bis ihre Rosse stürzten, da entlockten sie mit den scharfen Klingen den Helmen sprühendes Feuer. Parzival's Kraft wuchs mit jedem Hiebe, dem Könige Klamide schlug er den Helm vom Haupte und zwang ihn nieder, dann hob er sein Schwert zum Todesstreich und rief: „Nun bleibt mein Weib wohl unbelästigt von Dir, Du aber lerne jetzt, was Sterben heißt.“

Da entgegnete der König: „Halt ein, kühner Held! Du hast Dein Land nun erlöst, und meine Macht ist zum Spott geworden. Mannesstolz und hoher Sinn sind von mir gewichen, wozu nützte Dir nun noch mein Sterben?“

Da gedachte der Sieger an die Lehren, welche Gurnemans ihm gabe daß zu kühner Mannheit Barmherzigkeit sich zieme, er schenkte dem Könige

das Leben und schickte auch ihn zu König Artus, daß er dort der Gefangene Kunnewaren's de Lalant sein sollte.

König Artus feierte ein großes herrliches Fest zu Pfingsten; zu Diänasdron in der Bretagne waren alle Ritter von der Tafelrunde um ihn versammelt, der Plan um die Stadt mußte mehr Zeltstangen tragen als im Spessart Stämme stehen. In diese glänzende Versammlung hinein ritt König Klamide und stellte sich ebenso wie sein Marschall der Kunneware de Lalant als Gefangener. Die ganze Tafelrunde wunderte sich über den Kühnen, der den gewaltigen Seneschant Kingraun und den gefürchteten König Klamide besiegt hatte, und alle sagten, Keie habe Unrecht gethan, Kunneware zu schlagen, denn sie habe in der That nur beim Anblick des herrlichsten aller Ritter gelacht.

Wo Parzival die Krone trug, da wurde zur blühenden Flur das wüste Land, Reichthum und Macht besaß der junge Held, die Tapfersten dienten ihm, und sein eigen war das schönste und getreueste Weib, in dem nicht Wank noch Wandel sich zeigte.

Doch alles Glück und alle Liebe konnten Gahmuretens Sohn nicht fesseln, der schönsten Königin brach er die Treue und zog allein von dannen, um wieder zu kämpfen und seines unruhigen Herzens Lust zu büßen. Seine Mutter hatte er verlassen, Herzeleide war um ihn gestorben, Ither, seinen Verwandten, hatte er erschlagen, nun verließ er auch sein Weib — konnte er die Treue schwerer verletzen? Nicht umsonst sagt der Dichter an dieser Stelle: „Wo nun getreue Leute sind, die wünschen dem Helden Heil und Gedeihen, denn er muß fortan hohe Pein erleiden.“ —

In unmittelbarer Nähe neben dem schwersten Treubruch zeigt der Dichter in der Ferne den erhabensten Lohn für irdische Treue: den heiligen Gral mit allen seinen Wundern.

Mit schnellem, ziellosem Ritt gelangte Parzival Abends an einen See wo er Fischer nach der Herberge fragte. Einer derselben, reich gekleidet, doch traurig, beschied ihn zu einer nahen Burg, wo er selber Wirth sein würde. Er ritt dahin, ein Knappe ließ die Zugbrücke nieder, als er hörte, daß der Fischer den Fremden gesandt hätte. Im Burghofe wuchs Gras, ein Zeichen, daß fröhliche Ritterspiele hier selten begangen wurden. Man empfing ihn zuvorkommend und rief ihn zum Könige in den Saal. Und nun thut eine mährchenhafte Pracht sich vor dem erstaunten Parzival auf.

In dem Saale hängen hundert strahlende Kronleuchter von der Decke hernieder, die Wände sind mit Kerzen überdeckt. Hundert Ruhesitze hat man an den Wänden aufgeschlagen, je vier Ritter sitzen auf jedem, ihre Füße ruhen auf einem bilderhellen Teppich. Auf drei Kaminen von Gold und Marmor lodern hohe Feuer von Aloeholz. Auf einem Spannbette an der mittlern Feuerstatt liegt der kranke König, sein siecher Leib ist in das feinste Pelzwerk gehüllt, ein leuchtender Rubin schimmert von der Mütze seines Hauptes. Der Wirth läd Parzival ein, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Da öffnet sich eine Thür, ein Knappe trägt eine lange Lanze herein, von deren Schneide tropft Blut nieder und läuft den Schaft hinab. Großer Jammer

erhebt sich bei diesem Anblick im Saale, der erst schweigt, als der Knappe mit der Lanze wieder verschwunden ist.

Nun thut sich am Ende des Saales eine Thür von Stahl auf, zwei liebliche Jungfrauen treten ein, sie tragen Kränze in ihrem Haar, ein lichtes Band hält die Blumen in den blonden Locken fest, jede trägt in der Hand einen Leuchter von Gold mit brennender Kerze. Ihnen folgen zwei Herzoginnen, die setzen zwei Stollen von Elfenbein vor den König und seinen Gast, andere acht Frauen nahen, vier tragen hohe Kerzen, vier legen eine Tischplatte auf die Stollen, welche aus einem großen, leuchtenden, dünnzersägten Edelsteine besteht. Die Jungfrauen grüßen und treten zurück. Grafentöchter bringen silberne Messer herbei.

Immer reicher in Kerzen strahlt der glänzende Saal, es naht die Königstochter, von ihrem Antlitz geht ein Schimmer aus, als wolle es tagen, in ihren jungfräulichen Händen hält sie ein grünes Kissen, darauf ruht der Gral, der allen irdischen Segen in sich trägt. Repanse de Schoie heißt die Jungfrau, von ihr allein läßt der Gral sich tragen, weil ihr Herz rein und frei von aller Falschheit ist. Dem Gral werden sechs lange Gläser vorangetragen, darin brennt wundersam duftender Balsam. Die Königstochter und die balsamtragenden Jungfrauen verneigen sich vor dem Könige und seinem Gaste, und Repanse de Schoie setzt den Gral vor dem Könige nieder. Dann treten alle Jungfrauen zur Seite des Saales, zwölf rechts, zwölf links, in ihrer Mitte steht die schöne Königstochter, auf deren Haupte die Krone ruht.

Kämmerlinge nahen und bringen den Rittern in goldnen Becken Wasser, dem Könige und dem Gaste bietet ein Grafensohn knieend ein seidnes Handtuch. Auf hundert Tafeln wird nun reich gedeckt, knieende Knappen zerschneiden den Rittern die Speise, vier Wagen werden im Saale umhergerollt, daraus nehmen vier Ritter goldne Trinkgeschirre hervor und setzen sie auf die Tafeln. Hundert Knappen neigen sich ehrerbietig vor dem Gral und nehmen von dem Grale die köstlichsten Speisen, denn vor ihm steht alles bereit, was jeder sich nur wünschen mag:

„Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, Wild und Zahm.
Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße ein volles Horn,
Er that es dem beinahe gleich
Was man erzählt vom Himmelreich."

Die Kraft des Grales verschaffte einem jeden das Getränk, wonach er Verlangen trug, er mochte begehren was er wollte.

Parzival sah staunend alle die Wunder, aber er gedachte an Gurnemans' Lehren, unnütze Fragen zu vermeiden, und deshalb fragte er nicht, sondern schwieg zu allem still. Ein Knappe brachte ein herrliches Schwert, seine Scheide war tausend Mark werth, der Griff war ein Rubin. Der Wirth schenkte es seinem Gaste und sagte: „Es half mir aus mancher Noth, bevor mich Gott

so schwer am Leibe verletzte. Führt das Schwert künftighin, Ihr seid wohl damit bewahrt, wenn Ihr seine Art erkennt."

Die Königstochter trat mit ihren Jungfrauen nun wieder vor den Wirth und den Gast, sie trug den Gral von dannen, und in derselben Ordnung wie sie alle kamen, entfernten sie sich wieder. In dem Vorgemache, ehe die Thür sich wieder schloß, gewahrte Parzival einen schönen Greis, der auf einem Bette ruhte.

Von des kranken Königs Rittern wurde Parzival in ein prächtig ausgestattetes Schlafgemach geleitet. Als er am andern Morgen erwachte, fand er vor seinem Bette seine Rüstung, aber kein Mensch war zu finden in der ganzen Burg. Sein Pferd fand Parzival gesattelt und gezäumt am Burgthore; nachdem er vergeblich oft gerufen, schwang er sich hinauf und ritt über die Zugbrücke. Da schlug sie hinter ihm so heftig in die Höhe, daß sein Roß beinahe gestürzt wäre, ein verborgner Knappe fluchte dem Parzival, daß er nicht gefragt und dadurch sein Heil verscherzt hätte. Vergebens bittet der Ritter wieder um Einlaß, ihm wird keine Antwort, und es bleibt ihm nichts übrig, als fortzureiten.

Obwohl Wolfram erst im neunten Buche seines Epos die Wunder aufklärt, welche Parzival hier im fünften Buche erlebt und erblickt, so müssen wir der Erklärung wegen die Sage vom Gral doch schon jetzt berühren *).

Das provenzalische Wort Gral bedeutet ein Gefäß, eine Schale. Als Luzifer von Gott abfiel, ließen die gefallenen Engel eine Krone für ihn bereiten. Im gewaltigen Kampfe gegen die Abtrünnigen brach der Erzengel Michael diese Krone vom Haupte Luzifer's, dabei sprang ein großer Edelstein heraus, und dieser Stein ist der Gral. „Von einer Schaar von Engeln wurde er zur Erde gebracht und Kristen zur Hut übergeben," so hatte Flegetanis, der bereits erwähnte Heide, in den Sternen gelesen **). Derjenige, der für würdig befunden wird, den Gral zu hüten, ist der König Titurel. Er vererbte das Gralkönigthum auf seinen Sohn Frimutel, der fünf Kinder gewann. Nachstehende Tafel wird die Uebersicht erleichtern:

Titurel, erster Gralkönig

Frimutel, zweiter Gralkönig

Anfortas, dritter Gralkönig. — Trevrezent. — Schoisiane. — Herzeleide. — Repanse de Schoie. vermählt mit Feirefiß.

Schoisiane: Sigune.

Herzeleide: Parzival, vierter Gralkönig

Parzival: Loherangrein, fünfter Gralkönig.

---

*) Umfangreiches Material zur Gralsage giebt San Marte in seinem Wolfram von Eschenbach, Theil II, Seite 359 u. f.

**) Spätere sagten, der Gral sei die Schüssel, aus welcher Kristus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen, und in der nachher Josef von Arimathia Kristi

Der Tempel, in welchem der Gral aufbewahrt wurde, befand sich in der Burg auf dem Berge Monsalväsch, eine große Schaar auserlesener Ritter, welche alle vom Gral ihre Nahrung empfingen, bewachten den Monsalväsch auf einen weiten Umkreis und verhüteten, daß irgend ein Unberufener sich dem Heiligthum nahte. Als Wappen führten die Gralritter eine Turteltaube. Seine Ritter wählte der Gral sich stets selbst, eine Schrift erschien an seinem Rande, in der die Namen der Auserwählten bezeichnet wurden, war die Schrift gelesen, so verschwand sie wieder. Auf diese Weise that der Gral alle seine Befehle kund. Aus der Zahl der Gralritter wurden den herrenlosen Ländern Fürsten zugesandt, die auf eine geheimnißvolle Weise in das betreffende Land kamen, z. B. in einem von Schwänen gezogenen Schiffe (Schwanritter). Auch Jungfrauen erwählte der Gral sich zum Dienste. Diese durften sich vermählen.

Die Gralritter mußten alle, mit Ausnahme derer, die in herrenlose Länder als Fürsten gesandt wurden, die Frauenliebe abschwören, doch durfte der König eine rechtmäßige Gemahlin, die reines Herzens und Wandels war, besitzen. König Anfortas aber und sein Bruder Trevrezent hatten sich sündiger Minne hingegeben, und dafür war Anfortas in einem Zweikampfe mit einem Heiden, den er erschlug, von dessen vergifteter Lanze verwundet worden. Von dem scharfen Gifte war sein ganzer Leib siech geworden, nur der Anblick des heiligen Grals bewahrte ihn vor dem Tode, denn wer den Gral erschaute, der starb in den nächsten sieben Tagen nicht, wie todeswund er auch sein mochte. Ueber Anfortas' Verwundung herrschte großer Jammer unter den Seinen, Boten wurden ausgesandt in alle Welttheile, um Arzneimittel zu beschaffen, aber selbst solche, die alles heilten, blieben dieser Wunde gegenüber machtlos. Beim Mondwechsel faßte den König ein grimmiger Frost, es schützte ihn dagegen nicht der wärmste Pelz, das glühende Gift des Speeres war das einzige Gegenmittel, die Speerspitze mußte dann in die Wunde gedrückt werden. Parzival, der an einem der schlimmsten Tage in Monsalväsch gewesen war, hatte die Lanze gesehen, welche vom Blute des Königs Anfortas, seines Oheims, geröthet war.

Als alle Arzneimittel sich vergeblich erwiesen, hatten die Angehörigen des Königs sich vor dem Gral nieder geworfen und ihn um Rettung angefleht. Da erschien am Gral eine Schrift, welche sagte, ein Ritter würde kommen, wenn derselbe aus freien Stücken, ohne daran erinnert zu werden, nach dem Leiden seines Oheims fragte, so solle Anfortas augenblicklich gesund und jener Ritter solle König des Grals werden.

Eine kleine Erholung war es für Anfortas, wenn die Seinigen ihn zu dem See Brumbane führten, wo er fischte und die milde Luft einathmete. An diesem See hatte Parzival den König gefunden, er war von ihm zur Burg gewiesen worden, aber die Frage, an der die Heilung des Anfortas und das Glück des Parzival hing, hatte er unterlassen.

Blut aufgefangen, das durch des Longinus Lanzenstich der rechten Seite des Erlösers entströmte. Wolfram von Eschenbach kennt diese Deutung noch nicht.

Warum unterließ Parzival diese Frage? Nur deshalb, weil Gurnemans ihm allzu viel zu fragen verboten hatte? Das wäre ein armseliger Grund für ein Ereigniß, von welchem einzig und allein der Fortgang des Epos abhing. Oder ließ der Dichter seinen Helden die Frage nur deshalb nicht stellen, damit er die Neugier des Lesers noch höher spannen und ihm noch mehr Abenteuer vorführen konnte? Ein solches Armuthszeugniß einem Dichter wie Wolfram ausstellen zu wollen, wäre mehr als lächerlich. Aber diejenigen Erklärer, welche in Parzival nur das Musterbild eines vollendeten Ritters sehen, können nicht angeben, warum die Frage diesmal unterblieb, denn wenn Parzival schon jetzt die Frage gethan hätte, König des Grals geworden wäre und mit Kondwiramur sich wieder vereinigt hätte, wäre das Epos dann nicht auch im Sinne jener Erklärer zum völlig befriedigenden Abschluß gelangt?

In ganz anderm Lichte erscheinen uns aber sofort alle Verhältnisse, wenn wir die Erklärung festhalten, daß Treue oder Untreue der Angelpunkt sei, um den Wolfram's großartiges Gedicht sich drehe. Anfortas mußte leiden, weil er die Treue gegen die Gesetze des Grals durch seine sündige Liebe verletzt hatte, erlöst werden konnte er also nur durch denjenigen, der die Treue rein bewahrt hatte. Da aber Parzival, als er zum erstenmal nach Monsalväsch kam, schwere Sünden auf sein Haupt geladen hatte, so war er als Treuloser nicht fähig, die Untreue zu sühnen, und als Sündhafter nicht würdig, König des Grals zu werden, und allein aus diesem Grunde that er die Frage nicht. Erst mußte seine Schuld gesühnt werden, dann erst, wenn er wieder rein war, konnte er Untreue sühnen und den höchsten irdischen Lohn, die Krone des Grals, erlangen. Sein Unrecht hob an, als er den Ritter Ither von Gahevieß, einen edlen Mann, erschlug, die Rüstung und die Waffen desselben, die er trug, waren gleichsam ein sichtbares Zeugniß für sein Unrecht. Sollte es nun ganz absichtslos von dem Dichter so eingerichtet sein, daß dieses Schwert Ither's gerade in demjenigen Kampfe in Stücke zerbricht, der als der schwerste und härteste gegen den eigenen Bruder des Parzival, gegen Feirefiß, auch zugleich das Ende von Parzival's Leiden ist und den Wiederbeginn der Freude und des Heils bezeichnet? Wir glauben, daß der bedeutungsvolle Zug in Betreff dieses Schwertes mit wohlbewußter, weiser Absicht von Wolfram eingeflochten wurde.

Parzival hatte sich in zweifacher Weise vergangen, zuerst dadurch, daß er seine Mutter und Kondwiramur, seine Gattin, verließ, und auf diese Weise an der Treue in der Liebe sündigte, sodann dadurch, daß er Ither erschlug, und auf diese Weise gegen die Gesetze des Ritterthums verstieß. Seine Buße und die Sühne mußten nun gleichfalls doppelt sein: er mußte die Schmerzen der Liebe tragen und ihr getreu bleiben, er mußte allen Glanz des Ritterthums entbehren und alle ihre Gesetze heilig achten. Wir werden sehen, daß alle Thaten Parzival's und alle Ereignisse, die ihn betreffen, mit Rücksicht auf den eben bezeichneten Gesichtspunkt aufgeführt und eingeordnet sind, während an die Thaten des Gawan, der später in zweiter Stelle als Held des Epos erscheint, sich dieser Maßstab nicht anlegen läßt, wodurch zum Ueberfluß die Absicht des Dichters und die Richtigkeit unserer Erklärungen

dargethan wird. — Wir gehen nun in der Analyse unseres Gedichtes weiter.

Als Parzival sein Roß wandte und Monsalväsch verließ, war er noch nicht lange geritten, da hörte er eine klagende Frauenstimme; er folgte ihr und fand Sigune, welche den gebalsamten Leichnam ihres Geliebten in ihren Armen hielt. Sie, die ewig und unwandelbar getreue, schalt den Ritter hart, daß er die Frage in Monsalväsch unterlassen habe. Sehr bedeutungsvoll kommt dem Parzival der Tadel seiner Untreue aus dem Munde des Weibes, an deren Treue kein Flecken haftete.

Parzival ritt weiter, er fand auf einem elenden Gaule ein in Lumpen gehülltes Weib, deren Schönheit gleichwohl durch die armselige Kleidung nicht entstellt werden konnte. Es war Jeschute, des Herzogs Orilus verstoßene Gemahlin, welche ihrem Gemahl in diesem unwürdigen Aufzuge getreulich folgte. Frau Jeschute erkannte sogleich den schönen Mann, der ihr den Ring geraubt, und klagte ihm ihr Leid, doch wünschte sie großmüthig, daß Gott ihm mehr Freude und Ehre gewähren möge, als er an ihr verdient habe. Während beide sprachen, wieherte Parzival's Pferd laut, der Herzog Orilus, der in kurzer Entfernung vorausritt, wandte sich um, und als er einen Ritter mit seinem Weibe sprechen sah, wandte er sein Roß und griff den Ritter heftig an. In dem heißen Kampfe, der sich entspann, wurde Orilus, der berühmte Kämpfer, der auch den Schionatulander, Sigune's Geliebten, erschlagen hatte, besiegt; Parzival schenkte ihm das Leben unter der Bedingung, daß der Herzog zu König Artus reiten und sich der Kunneware de Lalant als Gefangener stellen solle, auch mußte er seine Gemahlin wieder zu Gnaden annehmen, was er, nachdem Parzival in der Hütte eines Klausners einen Eid über Jeschuten's Unschuld abgelegt, auch gern that. Vor Freude weinend, lag Frau Jeschute in ihres Gemahles Arm, Parzival aber hatte ein Unrecht, das er begangen, wieder gesühnt.

Der Herzog Orilus zog mit seiner Gemahlin zu König Artus, und als nun abermals einer der gefeiertsten aller bekannten Helden sich der Kunneware de Lalant als Gefangener stellte, überwunden von Parzival's Hand, da beschloß der König, mit allen seinen Rittern nach dem tapfern Parzival zu suchen und ihn in die Tafelrunde aufzunehmen. Parzival war zufällig in die Nähe von König Artus' Lager gelangt, über Nacht war Schnee gefallen, ein Falke hatte Tauben gejagt, von einer derselben waren drei Blutstropfen in den Schnee gefallen, Parzival erblickte sie, und sie erinnerten ihn aufs lebhafteste an die verlassene Gattin. Ihre schöne Gestalt, weiß wie Schnee und roth wie Blut, stieg vor ihm auf, ihm schwebte ihr Antlitz vor, wie er es beim Abschied sah, zwei Thränen auf ihren Wangen, die dritte am Kinn. Da versank er in tiefe Gedanken, er konnte sich nicht losreißen von den drei Tropfen im Schnee, so heiß war seine Sehnsucht nach der Gattin.

In dieser Stellung traf ihn ein Knappe des Königs Artus, der verkündete der Tafelrunde, ein gewappneter Ritter halte im Walde zum Kampfe bereit. Da wurde die Aufregung groß im Kreise der tapfern Ritter, mit des Königs Erlaubniß ritt zuerst Segramors hinaus, forderte den unbekannten

Helden zum Kampfe und ward von ihm im ersten Anlaufe mit gewaltigem Stoße vom Rosse gestürzt. Darauf ritt Parzival wieder zu der Stelle, wo die Blutstropfen lagen, und schaute sie wieder an. Nun ritt des Königs Seneschal, Keie, der kühne Mann, hinaus, dem tief in Nachsinnen verlorenen Helden stieß er den Schaft seiner Lanze ans Haupt, da erwachte Parzival, im Kampfe warf er den Seneschal und dessen Roß so gewaltig nieder und gegen einen Baum, daß das Roß todt war und Keie einen Arm und ein Bein zerbrach. So rächte Parzival den Stoß an sein Haupt und zugleich die Mißhandlung, welche Kunneware de Lalant von dem Seneschal Keie erdulden mußte, als sie über Parzival lachte. Seine Freunde trugen den Seneschal zurück in sein Zelt, Parzival kehrte zu den Blutstropfen zurück.

Da machte sich der gefeiertste Held der Tafelrunde, Gawan, Parzival's Vetter, auf, um zu sehen, mit wem der Kampf geschehen wäre, aber er ritt ohne Waffen hinaus; als er sah, wohin der Held blickte, warf er ein Tuch über die Blutstropfen, da kehrte dem Ritter die Besinnung wieder, wie das Gedicht so schön sagt:

„Der Schleier barg das schnee'ge Blut,
Nicht sah es mehr der Degen gut,
Da gab zurück ihm Witz und Sinn
Von Pelrapär die Königin,
Jedoch sein Herz behielt sie dort."

Parzival erkannte seinen Vetter Gawan und folgte ihm zum König Artus. Kunneware de Lalant empfing den Ritter, der so glänzend ihre Schmach gerächt, sehr zuvorkommend, sie schenkte ihm prächtige Gewande, König Artus aber sagte zu Parzival: „Ihr habt mir Leid angethan, als Ihr meine Ritter schlugt, doch habt Ihr mir auch wieder mehr der Ehre gesendet, als ich je von einem Manne empfing." Darauf erzählte ihm der König, wie die Tafelrunde über Berg und Thal geritten sei, ihn zu suchen, und bat den Helden, in den Kreis der Ritter von der Tafelrunde einzutreten. Parzival folgte der Einladung und wurde ehrenvoll aufgenommen. Ihm zu Ehren wurde ein Fest veranstaltet, Ginover, die Königin, küßte ihn, er war der Mittelpunkt dieses glänzenden Kreises von tapfern, lebenslustigen Rittern und schönen Frauen.

Doch das Fest wurde arg gestört. In die glänzende Versammlung trat Kondrie la Sorziere, die Botin des Grals; sie hatte ein erschreckend häßliches Antlitz, ihre Nase war wie die eines Hundes, aus ihrem Munde ragten spannenlang zwei Eberzähne, wie zwei Zöpfe hingen ihre Augenbrauen herab. Die behaarte Hand mit langen Nägeln trug eine Geißel, deren Stiel war ein Rubin, die Schnüre von Seide. Sie ritt auf ihrem Maulthiere vor den König Artus und sprach: „In Deinem Kreise saßen ehedem die Besten aller Lande, jetzt aber habt Ihr Euch Schande geworben: ein Falscher ist in Eurem Bunde! Euer Preis sinkt, Eure Würde hinkt, Euer hohes Lob wird tief geneigt, aller Preis der Tafelrunde ist dahin, seit Ihr Parzival, den falschen, in Euern Kreis aufgenommen." Dann ritt sie zu Parzival und

fluchte ihm, daß er in Monsalväsch nicht gefragt habe. Vom Glücke verwiesen, vom Heil verbannt nannte sie ihn; ehrlos sei er, und nie habe man größern Trug in einem so schönen Manne gesehen.

Die Worte der Gralsbotin erschütterten Parzival tief. An dieser Stelle mußte es sich entscheiden, ob er der Tafelrunde angehören und ein weltliches Leben voller Glanz führen, oder ob er im Kampf und Entsagen sich läutern und den Gral gewinnen wollte. Sein tiefes Gemüth ließ ihn das letzte wählen, er war tiefen Kummers voll, und der Trost seiner Freunde war vergeblich. Eine heidnische Königin erzählte ihm von seinem Bruder Feirefiß, dem Sohne der Belakane im Mohrenlande, dessen Haut schwarz und weiß gefleckt war, und der ein reicher und sehr tapfrer und mächtiger König geworden war. Parzival entsagte der Tafelrunde. „Ihr gelobtet mir Genossenschaft," sprach er zu den Rittern, „als mein Preis blühte, jetzt eile ich von Euch zu scheiden und den Gral zu suchen, nach dem mich nun all mein Sinnen hinzieht. Tiefen Jammers soll mein Herz pflegen, bis ich des Königs Anfortas seufzerreiche Qual geendet." König Artus gelobte ihm noch in seine Hand, daß, wenn sein Land und sein Weib Kondwiramur je wieder in solche Noth kämen, als es von Klamide einst gewann, er mit seinen Helden zum Schutze bereit sein wolle.

Wenn in Parzival's Herzen auch die Verzweiflung wohnte, so daß er dem Gawan, der ihm Gottes Hülfe wünschte, bitter entgegnete: Was ist Gott? Warum gibt er mich solchem Spotte preis? — so trug die verzweiflungsvolle Reue doch jetzt schon Früchte in seinem Herzen: Die schöne Kunneware de Lalant, die er selber liebte, verlobte er mit dem Könige Klamide, den er vor Pelrapär überwunden. Zum Abschied küßte er „die klare Magd", traurig schieden sie beide von einander, Parzival ritt hinweg.

Während Parzival's Verzweiflung und Prüfung tritt nun ein anderer Held in den Vordergrund, Gawan. Sehr geschickt leitet der Dichter auf ihn hin, indem er zu dem Feste der Ritter von der Tafelrunde einen fremden Ritter kommen läßt, der den Gawan zum Zweikampf fordert. Die ganze Tafelrunde aber bricht auf, um die Abenteuer von Schatelmerveil zu bestehen, dem Zauberschlosse, in dem vier Königinnen und eine große Anzahl edler und schöner Jungfrauen gefangen sind. In schön gewähltem, bedeutungsvollem Gegensatze tritt dem geistig so tief angelegten Parzival der äußerlich glänzende Gawan gegenüber, und den heiligen Wundern von Monsalväsch die unheimlichen Zauber von Schatelmerveil, wo der berüchtigte Zauberer Klinschor sein Wesen treibt. In den Abenteuern Gawan's ist nun nicht ein bestimmter Grundsatz zu erkennen, nach dem sie geordnet sind, sie beziehen sich nicht aufeinander, wie z. B. der Raub des Ringes und der Kampf mit Orilus, sondern die glänzende That ist der alleinige Beweggrund für Gawan's Abenteuer. Wenn Gawan jetzt aber auch in den Vordergrund tritt, so läßt Wolfram mit großer Kunst uns doch nie Parzival, den Haupthelden, aus den Augen verlieren, sondern wir bemerken ihn stets, wie Simrock sagt, kämpfend und siegend im Hintergrunde. Die Abenteuer, welche Gawan besteht, sind nun ganz anderer Art, als die Kämpfe Parzival's.

Gawan ritt durch einen Wald, da begegnete ihm der König Meljanz mit einem Heere, das er gegen seinen Lehnsfürsten und Erzieher Lippaut nach dessen Burg Beaurosche führte, weil Lippaut's schöne Tochter Obie, obwohl sie ihn liebte, seine Liebe nicht hatte erhören wollen. Auch Gawan kam vor die Mauern von Beaurosche, und hier wurde er durch die Bitten von Obie's Schwester Obilot, die noch ein Kind war, vermocht, der Stadt und dem Fürsten Lippaut seine Hülfe zu weihen. Obilot das Kind nahm ihn zu ihrem Ritter an und schenkte ihm einen Aermel ihres Kleides, den Gawan auf seinen Schild heftete. Im Kampfe nahm Gawan unter andern auch den König Meljanz gefangen, und er würde das ganze Heer desselben und alle seine Tapfern in die Flucht geschlagen haben, wenn nicht auf Seite des Königs Meljanz ein rother Ritter (Parzival) dem Gawan Halt geboten. Seinen Gefangenen, den König Meljanz, schenkte Gawan der kleinen Obilot, diese schenkte ihn ihrer Schwester Obie, und dadurch kam Versöhnung und Vermählung zu Stande. Gawan nahm nun Abschied von Obilot und zog weiter.

Er kam vor die prächtige Burg Schampfanzon, die lag am Meere, zu dem sie steil absiel, mancher Saal und ungezählte Thürme erblickte Gawan. Ihm kamen fünfhundert Ritter entgegen, an ihrer Spitze der König Vergulacht, der stammte ebenfalls von den Feen, seine Mutter Fleurdamur war die Schwester Gahmuret's gewesen, und Vergulacht sowohl wie seine Schwester Antikonie zeigten die wunderbare Schönheit des ganzen von den Feen stammenden Geschlechtes. Der König war ein eifriger Jäger, er wollte gerade auf die Reiherbeize ziehen und sandte den Gast deshalb durch einen Ritter zu seiner Schwester Antikonie. Gawan traf sie in einem Saale, sie empfing ihn freundlich, er setzte sich zu ihr, beide plauderten in süßer Rede mit einander. Die Reize des schönen Mädchens verleiteten den Ritter zu ungestümer Liebeswerbung, er schlug seinen Arm um sie, da trat ein alter Ritter herein, der rief empört, Gawan wolle die Königstochter beleidigen, und eilte fort, um Bewaffnete zu holen. Gawan hatte, wie es Sitte war, beim Eintritt in die Burg seine Waffen abgegeben, Antikonie zog den Gast, der ihr lieb war, mit sich in einen Thurm, gegen den Angriff des Ritters und seiner Begleiter vertheidigte sich Gawan durch einen schweren eisernen Riegel, Antikonie schleuderte die großen Figuren eines Schachspiels gegen die Angreifer. Vergulacht kam dazu, und statt seiner Pflicht zufolge den Gast zu schützen, trieb er die Seinen zu erneutem Sturme an, und waffnete sich selber zum Kampfe. Da kam in der höchsten Noth der Landgraf Kingrimursel, derselbe, der den Gawan zum Zweikampfe gefordert hatte. Kingrimursel hatte seinem Gegner freie und gesicherte Fahrt durch sein Land zugesagt und sein Wort dafür verpfändet, und damit er das nun hielte und der Gast geschützt würde, begab er sich zu ihm in den Thurm, schloß mit ihm vorläufig Frieden und ermahnte den König Vergulacht sehr eindringlich, nicht allen Rittergesetzen zum Hohn den Gast in seinem eigenen Hause zu erschlagen. Vergulacht gab nach, es wurde Friede geschlossen und verabredet, daß der Zweikampf zwischen Gawan und Kingrimursel nach einem Jahre vor dem Könige Meljanz von Li aus-

gefochten werden sollte. Vergulacht erzählte, wie er jüngst auf Abenteuer ausgeritten sei und einem Ritter (Parzival), der ihn besiegt, habe geloben müssen, ihm den Gral zu erwerben. Unter der Bedingung, diese Verpflichtung Vergulacht's auf sich zu nehmen, wurde Gawan entlassen.

Die Erzählung kehrt nun zu Parzival zurück. Der hatte manches Land durchzogen und hatte in harten Kämpfen sich so versucht mit Lanze und Schwert, daß niemals irgend jemand von ihm Sieg errungen hatte. Sein Weg führte ihn von neuem in den Wald, welcher in weitem Umkreise Monsalväsch umgab. In einer neuerbauten Klause fand Parzival die getreue Sigune, welche in härenem Hemde auf dem Grabe ihres Geliebten trauerte. Sie erzählte dem Ritter, daß der Gral sie mit Nahrung versorge, und daß all ihr Thun darin bestände, um Schionatulander zu weinen. Sie zeigte auf einen Ring, den sie trug, und sprach: „Den mir Orilus im Kampfe erschlug, dem weihe ich alle meine Liebe. Wenn ich auch Jungfrau geblieben bin, so sind wir vor Gott doch Mann und Weib:

„Vor Gott soll dieses Ringelein
Uns wahrer Ehe Zeugniß sein,
Es bindet meine Treue fest,
Mit Herzensthränen oft genäßt."

Sie fragte den Parzival nach dem Gral, und sagte ihm, daß sie ihm, der nun so viel Leid getragen, nicht mehr zürnen könne. Sie erzählte ihm, Kondrie la Sorziere, die Botin des Grals, habe ihr soeben Speise gebracht und sei erst vor ganz kurzer Zeit fortgeritten, er möge ihren Spuren folgen, vielleicht käme er auf diese Weise zum Gral. Aber Parzival, der voll Freude und Hoffnung Sigunens Rath befolgte, verlor die Spur sehr bald, und irrte nun wieder in der Einöde umher. —

Wir können nicht unterlassen, an dieser Stelle wieder auf den großen Unterschied aufmerksam zu machen, der sich zwischen Gawan's und Parzival's Abenteuern zeigt. Gawan erlebt „Abenteuer ohne Zweck und ohne Ziel", wie Gervinus sagt, in bunter Reihe schließen sich die Erlebnisse aneinander, sie folgen keiner innern Nothwendigkeit, die sie schafft und treibt, man könnte die meisten von ihnen fortlassen, ohne irgend eine Lücke im Epos zu empfinden. Wie bedeutungsvoll dagegen ist selbst das kleinste Erlebniß Parzival's. Jetzt, nachdem er so manches Leid gekostet, so manchen Schmerz getragen, steht er seinem Ziele schon näher; wenn sein Herz auch noch nicht völlig geläutert ist, so ist sein ungestümer Uebermuth doch schon um vieles milder geworden, und sein Sinn ist jetzt unverwandt auf das Hohe, das Ewige gerichtet, seine Vergehungen sind schon um ein gutes Theil gesühnt. In diesem Augenblicke trifft er wieder auf Sigune, die ihm gleichsam als Musterbild gegenüber gestellt ist, jetzt zürnt sie, die ihn früher hart gescholten, ihm nicht mehr, sie selber weist ihm die Spur, die zum Grale leiten kann. Noch näher deutet der Dichter darauf hin, daß der Weg zum Gral sich mehr und mehr für Parzival öffnet: der Held stößt auf einen Gralritter, besiegt ihn, ohne ihn zu tödten, und erbeutet das Roß desselben, welches das Wappen des Grals, die Taube, trägt.

Auf diesem Pferde ritt Parzival weiter; da sein Roß das Wappen des Grals trug, so wurde auch er für einen Gralritter gehalten, und niemand bot ihm wieder Kampf. Eines Morgens war ein dünner Schnee gefallen, im Walde begegnete dem umherirrenden Parzival ein grauer Ritter mit seinem Weibe und zwei Töchtern, sie schritten alle in groben Kleidern demüthig einher. Der graue Ritter machte dem Parzival Vorwürfe, daß er zu so heiliger Zeit in der Rüstung und im glänzenden Waffenrocke einherreite, statt barfuß den Tag zu begehen. Parzival entgegnete, er wüßte nicht, an welchem Ziele das Jahr nun stände. Ehedem habe er treulich Gott gedient, doch jetzt habe Gott ihm alle seine Hülfe versagt. Der Ritter belehrte ihn, daß es jetzt Karfreitag sei, wies ihn mit Ernst darauf hin, daß Gott ewig getreu sei und rieth ihm, zu einem Einsiedler zu wallfahrten, der in der Nähe wohnte, ihm zu beichten und sich von ihm belehren zu lassen.

Traurig ritt Parzival von dem Ritter wieder fort, leise Reue über seinen Trotz gegen Gott regte sich in seiner Brust, und es kam ihm der Gedanke, ob Gott nicht doch bald seinen Jammer wenden könne. Er beschloß, Gottes Führung dadurch zu erproben, daß er seinem Rosse den Zügel ließ. Es brachte ihn nach Fontänsauvasch, wo der Einsiedler Trevrezent wohnte. Es ist voll tiefer Bedeutung, daß Parzival in diesem Orte, wo er genaue Auskunft über den Gral erhält, wo seine Sünden ihm vergeben, sein Vertrauen zu Gott und seine Hoffnung neu erweckt werden, gerade die Stelle wiedererkennt, an welcher er einst ein begangenes Unrecht durch den Eid wieder sühnte, welchen er dem Herzog Orilus über Jeschutens Treue schwur.

Auch Trevrezent erinnerte sich jenes Eides und belehrte seinen Gast, daß vier und ein halbes Jahr seit jenem Tage verflossen seien. Da sprach Parzival: „Nun habe ich erst erfahren, wie lange ich weisungslos umherirre, mir ist Freude wie ein Traum geworden. In aller dieser Zeit hat kein Münster oder keine Kirche mich gesehen, denn ich trage Haß und Zorn zu Gott in meiner Brust, er ist die Quelle meiner Sorgen, lebendig ist mein Glück begraben. Wollte Gott mir helfen, so war die Macht wohl sein, allen anderen hat er Trost gegeben, nur mir allein half er nicht.“

Da verwies der Einsiedler dem Gaste mit freundlichen Worten seinen Trotz und ermahnte ihn, nimmermehr zu verzagen, wenn Gottes Hülfe auch lange verziehe; denn Gott vergesse niemand, und wer trotzig gegen Gott sei, der trüge selber immer nur den bittersten Schaden davon:

„Seid getreu ohn' allen Wank,
Da Gott selbst die Treue ist!“

Parzival gestand, daß ein schwerer Irrthum seine Sinne gefangen gehalten habe. Auf Trevrezent's Aufforderung bezeichnete er demselben als doppelten Grund seines tiefen Leides die Sehnsucht nach seinem Weibe und nach dem Gral. Da versetzte ihm der Einsiedler: „Wenn Ihr nach Euerm Ehegemahl Sehnsucht im Herzen tragt, so thut Ihr nicht anders, als man soll. Sehnt Ihr Euch aber nach dem Gral und wollt Ihr ihn suchen, so seid Ihr ein Thor, denn niemand kann zum Gral gelangen, als wen der

Gral selber zu sich ruft.“ Trevrezent nahm nun Gelegenheit, seinem Gaste die Wunder des Grals aufzuklären, was er ja am besten konnte, da Trevrezent des Anfortas' Bruder war. Die schwere Verwundung des Gralkönigs und seine unsäglichen Schmerzen hatten den tapfern, lebensfrohen Trevrezent so erschüttert, daß er das Ritterkleid mit dem Mönchsgewande vertauscht hatte und nun schon geraume Zeit in seiner einsamen Klause von Wurzeln lebte.

Da wir die Wunder des Grals bereits erklärt haben, so können wir jetzt auf diese oben gegebenen Erklärungen verweisen. Zum Abschied küßte Trevrezent seinen Neffen und erließ ihm seine Sünden. Neugestärkt im Glauben an Gott ritt Parzival von dannen, um seine Pilgerfahrt mit froherm Herzen fortzusetzen. Die Erzählung nimmt nun des Ritters Gawan Thaten wieder auf.

Auch zu Barbigöl, der Hauptstadt des Königs Meljanz, wurde aus dem Zweikampfe zwischen Gawan und Kingrimursel nichts, da die beiderseitige nahe Verwandtschaft sich herausstellte. Seinem Versprechen gemäß ritt Gawan nun aus, nach dem Gral zu forschen, und traf dabei in Logrois die Herzogin Orgeluse, um deren Minne er warb. Da er trotz ihrer schnöden Antworten darauf bestand, ihr zu dienen, gebot sie ihm, ihr Pferd aus einem nahen Baumgarten zu holen, wo viele Ritter und Edelfrauen ihn vor der Herzogin warnten. Er achtete dieser Warnungen nicht, und brachte der Herzogin das Pferd. Nach einem langen abenteuerlichen Ritt, während dessen Gawan unausgesetzt Orgelusens Spott zu erdulden hatte, kam er mit ihr an einen breiten Strom. Orgeluse fuhr auf einem Kahn hinüber, weigerte sich aber, Gawan mit in ihr Schiff zu nehmen, und alsbald trabte auf stattlichem Roß ein Kämpfer der Herzogin heran, der Gawan angriff. Doch Orgelusens Kämpfer wurde besiegt. Am andern Ufer des Stromes stand ein herrliches Schloß, aus dessen Fenstern mehr als fünfhundert Frauen dem Kampfe zuschauten. Von dem Fährmann wurde Gawan bewirthet, und am folgenden Morgen erzählte derselbe dem Gaste auf sein Befragen, daß jenes Schloß am andern Ufer das Chatel merveil in Klinschor's Lande sei, daß in dem Zauberschlosse sich das Lit merveil befinde, wer dessen Zauber löse, würde die fünfhundert Frauen befreien. Gawan ritt, von dem Fährmann unterrichtet und ausgerüstet, nach dem Zauberschlosse, er trat in den Saal, den die Frauen eben verlassen hatten, und von da in ein Gemach, über dessen spiegelglatten, mit Edelsteinen getäfelten Fußboden das Wunderbett auf vier rubinenen Scheiben vor ihm hin- und herrollte. Er sprang glücklich hinein, da prallte es mit ihm unter furchtbarem Getöse gegen die vier Wände. Als es endlich still stand, schleuderten fünfhundert Wurfschwingen und Armbrüste Steine und Pfeile gegen ihn, welche ihn durch den harten Schild des Fährmanns vielfach verwundeten. Dann trat ein wilder Mann mit einer Keule ein, als er sah, daß Gawan noch lebte, ließ er einen Löwen gegen ihn los, den der Ritter zwar erschlug, aber er selber sank auch ohnmächtig auf das todte Thier nieder. Die gefangenen Königinnen erquickten und heilten den Ritter wieder. Kräftige Mittel thaten so gute Wirkung, daß Gawan schon am folgenden Morgen wieder in den Kampf reiten und einen Ritter Orgelusens besiegen konnte.

Die Herzogin hatte für Gawan's tapfre Thaten wieder nur Spottreden, versprach ihm aber Minne, wenn er ihr aus dem Klinschorwalde einen Kranz von dem Baume brächte, den König Gramoflanz bewachte. Dieser König hatte Orgelusens Gemahl Zidegast erschlagen und die Herzogin selbst entführt, ohne sie gewinnen zu können, aus Rache stellte sie ihm jetzt nach dem Leben. Als Gawan den Kranz vom Baume brach, erschien Gramoflanz und es wurde ein Zweikampf verabredet, zu welchem Gawan mit Artus und seiner ganzen Tafelrunde sich einzufinden versprach. Gawan brachte der Herzogin den Kranz, da bat sie ihn fußfällig um Verzeihung und gelobte, nun sein eigen sein zu wollen. Sie ritt mit ihm nach dem Zauberschlosse, unterwegs erzählte sie dem Gawan, sie habe viele Ritter um reiches Gold und um Minnelohn geworben zur Rache gegen Gramoflanz, der ihren Gemahl erschlug. Nach dem Tode ihres Gemahls sei König Anfortas ihr Geliebter gewesen, bis jener heidnische Speer ihn so schwer verwundete. Selten sei ein Mann zu ihr gekommen, den ihre große Schönheit nicht bald für ihren Dienst gewonnen habe. Nur Einer sei vor Logrois, ihre Hauptstadt gekommen, dem habe sie fünf ihrer Tapferen entgegengeschickt, er habe sie aber alle fünf niedergestochen. Da sei sie selber ihm nachgeritten, und habe ihm ihre Hand und ihre Krone angeboten, der Ritter aber habe entgegnet, er habe ein schöneres Weib, die ihm lieber wäre, das sei die Königin von Pelrapär, er selber heiße Parzival und kümmere sich nicht darum, ob Orgeluse ihn liebe, sein Trachten ginge auf den Gral. Darauf sei der Held im Zorn fortgeritten. Gawan, der mit Orgeluse von Klinschor's Ritterschaft nach dem Zauberschlosse eingeholt wurde, feierte ein glänzendes Fest mit den Rittern und Edelfrauen, nach einem fröhlichen Tanze vermählte Gawan sich mit Orgeluse, doch wurde ihre Ehe noch geheim gehalten. —

Wir stehen nun vor dem letzten Abschnitte unseres Epos, und wollen erst noch einen Blick auf die Verhältnisse der angesehensten Personen werfen. Orgeluse, in deren Namen man leicht das Wort Orgueilleuse erkennt, ist die Geliebte des Anfortas gewesen, ihn fesselte eine Liebe an das schöne Weib, welche für den König des Grals eine schwere Sünde war. Dem Parzival trat dasselbe schöne Weib entgegen, alle ihre Reichthümer und Reize legte sie zu seinen Füßen, doch er verschmähte alles, weil er seiner Gemahlin treu bleiben wollte. Durch diese Treue sühnte Parzival den Treubruch, den er gegen Kondwiramur begangen, und durch seine geläuterte Treue war er nun auch fähig, den Bann der Untreue, der den Anfortas in so schmerzlichen Fesseln hielt, zu lösen.

Doch auch das weltliche und das geistige Ritterthum finden hier ihre Würdigung. Dem Parzival, dessen hohes Streben voll reinster Treue nur nach dem Höchsten gerichtet war, bietet sich als freies Geschenk der Preis dar, nach welchem der Vertreter des weltlichen Ritterthums, Gawan, mit unsäglicher Mühe ringen muß. Parzival verschmäht geringschätzig den Preis, nach dem Gawan mit beiden Händen greift, und während dem Helden des geistigen Ritterthums die höchste irdische Krone und die Liebe der anmuthigsten, treuesten Gattin aufbewahrt bleiben

wird dem Helden des weltlichen Ritterthums ein Weib zu Theil, deren Schönheit berühmt, deren Reichthum unschätzbar und deren Gefälligkeit gegen viele Ritter sehr weitgehend war. Während Orgelusens Liebe für den Gralkönig eine schwere Sünde war, war sie für den Tapfersten aus König Artus' Tafelrunde ein begehrenswerther Lohn. Schärfer konnte der Dichter seine Absicht nicht ausprägen. —

König Artus war mit einem großen Heere herangezogen, König Gramoflanz war benachrichtigt, am andern Tage sollte der Zweikampf zwischen Gramoflanz und Gawan stattfinden. Abends zuvor ritt Gawan hinaus und begegnete einem Ritter, den er für Gramoflanz hielt, da derselbe einen Kranz von des Königs Baum trug. Gawan gerieth mit ihm in Streit und war eben nahe daran, dem Unbekannten zu unterliegen, da kamen die Boten des Artus von Gramoflanz zurück, sie riefen klagend Gawan's Namen aus, darüber bestürzt gab sich der Sieger als Parzival zu erkennen. Gawan war ohnmächtig niedergesunken; als er wieder zu sich kam, folgte Parzival ihm zu König Artus, der ihn wieder in die Tafelrunde aufnahm. An Gawan's Stelle kämpfte Parzival mit Gramoflanz und besiegte ihn. Nun wurde eine Sühne gestiftet, Gramoflanz vermählte sich mit einer der von Gawan erlösten Königinnen, sie hieß Itonje und war Gawan's Schwester, die zweite der Gefangenen war Gawan's andere Schwester, die dritte seine Mutter, in der vierten erkannte König Artus seine lange vermißte Mutter. Es wurde nun ein großes glänzendes Fest gefeiert. Parzival, dessen Stimmung zu diesen Freuden nicht paßte, ritt heimlich hinweg.

Parzival begegnete einem heidnischen Ritter, der mit fünfundzwanzig Heerschaaren von verschiedenen Sprachen über Meer gekommen war. Zwischen diesen beiden entbrannte ein heißer Kampf, der in glänzender Schilderung das Interesse des Lesers aufs höchste spannt: der Heide kämpfte mit gewaltiger Kraft, schon ermattete Parzival und der Gegner war dem Siege nahe, da gedachte Parzival an sein treues Weib, und der Gedanke entfachte seinen Muth von neuem. „Kondwiramur!" rief er aus und schwang sein Schwert mit solcher Wucht auf das Haupt seines Gegners, daß der Heide vor Parzival auf beide Knie stürzte, das Schwert aber zerbrach. Da senkte der Heide großmüthig auch sein Schwert, er war begierig den Namen des Helden zu erfahren, der ihn, den bis dahin nie besiegten, in so große Noth gebracht, und nun erkannten sich die beiden Söhne des Gahmuret, Parzival und Feirefiß, Belakanens Sohn. In treuer Liebe hatte der Heide stets seines Vaters gedacht, er wähnte ihn noch am Leben und hatte sich aufgemacht, ihn zu suchen. Durch diese Treue des Feirefiß wurde die Untreue des Gahmuret gegen Belakane wieder gesühnt. Parzival aber, der einst in weltlicher Begier Ither, seinen Blutsverwandten, erschlagen, hatte nun durch den unverschuldeten Kampf gegen seinen Vetter Gawan und seinen Bruder Feirefiß reichlich gebüßt, und war nun, da er gegen Orgelusens Werbung auch seine Treue so glänzend erwiesen, der höchsten Ehre würdig. Alle seine Vergehungen waren gesühnt, als Wahrzeichen dafür zerbricht ihm in dem letzten Kampfe das geraubte Schwert. Dieser symbolische Zug scheint Absicht des Dichters gewesen

zu sein, da er dem Parzival sonst bei seinen Kämpfen das Gralsschwert leiht (434, 25—29).

Die beiden Brüder ritten nun zu Artus, wo beide, namentlich Feirefiß, in seiner königlichen Pracht, bewundert wurden. Als die Helden und die schönen Frauen beim Mahle saßen, da kam die Botin des Grals wieder geritten, sie kniete zu Parzival's Füßen nieder und verkündete ihm, die Stunde sei nun gekommen, er sei zum König des Grals erlesen, auch Kondwiramur, seine Gattin, und die beiden Zwillingsknaben, welche die schöne Königin ihm geboren, habe der Gral erwählt. Kondrie wollte Parzival selber nach dem Gral geleiten, doch nur Ein Mann dürfe sein Begleiter sein. Parzival erwählte zum Begleiter seinen Bruder Feirefiß. Von Kondrie geführt, machten sie sich auf den Weg zum Gral.

So nahte Parzival seinem Königreiche, der erste nicht allein an Reinheit des Herzens und Hoheit des Geistes, sondern auch der erste an heldenmüthiger Tapferkeit und an ritterlicher Kraft, ein Kämpfer, der nie besiegt worden war, vor dessen gewaltigem Schwerte selbst Gawan, der Preis der Tafelrunde, und Feirefiß, der Sieger über eine stolze Reihe von Königen und Herzögen, sich beugen mußten. Wenn Gervinus I, 396 sagt, Gawan, Gramoflanz und Feirefiß hätten sich an ritterlicher Kraft dem Parzival überlegen bewiesen, so ist das ein starker Irrthum, es würde aber auch, wenn es der Fall wäre, von Seiten des Dichters ein Fehler in der Komposizion sein, wenn der Hauptheld, der Träger der tiefsten und edelsten Idee des Epos, den Weltkindern an ritterlicher Tüchtigkeit unterlegen wäre. Vielleicht kann dieses kleine Beispiel uns einen Maßstab geben für die Würdigung der so außerordentlich ungünstigen Kritik, welche Gervinus, ein sonst so ausgezeichneter Gelehrter, unserer älteren deutschen Literatur zu Theil werden ließ.

Anfortas war immer noch krank, seine Schmerzen waren ärger als je, er bat die Seinen unaufhörlich um den Tod. Da nahte Parzival, er that mit reinem Munde die verhängnißvolle Frage: „Oheim, was fehlet Dir?“ Augenblicklich wurde Anfortas gesund, doch König des Grals durfte er nicht bleiben, diese höchste Würde fiel dem Parzival zu.

Nun kam auch die Botschaft, die treue Kondwiramur, die schöne Königin, nahe. Sofort ritt Parzival ihr entgegen, und der Dichter erzählt ausdrücklich, daß Parzival seine Gattin gerade an der Stelle wiederfand, wo einst die drei Blutstropfen im Schnee seine Treue wieder wach gerufen hatten. Konnte es deutlicher gesagt werden, daß Treue oder Untreue die Gewichte waren, welche diese oder jene Wagschale im Leben Parzival's bewegten?

Die schöne Königin hatte an jener bedeutungsvollen Stelle ihre Zelte aufschlagen lassen, es war noch früh am Morgen, als Parzival ankam. Die treue Kondwiramur schlummerte noch, zu ihren beiden Seiten ruhten Kardeiß und Loherangrin, die lieblichen Zwillingsknaben, welche des Vaters Auge jetzt zum erstenmal sah. Als das süße Weib erwachte und den so lange verlorenen Gemahl neben sich stehen sah, da sprang sie auf und schloß ihn in ihre Arme und küßte seinen Mund:

„So hat das Glück mir Dich
Gesendet, Herzensfreude mein,
Nun sollst Du mir willkommen sein!
Nun sollt' ich zürnen, kann nicht, ach!
Heil sei der Stunde, sei dem Tag
Die mir brachten diesen Kuß,
Davon mein Trauern schwinden muß.
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt,
Allen Sorgen ist der Sieg verwehrt!"

Seinem Sohne Kardeiß übergab Parzival nun die Herrschaft über seine weltlichen Reiche, mit Kondwiramur und Loherangrin zog er gen Monsalväsch.

Auf seinem Weg dahin traf er auf Sigunens Klause, er fand sie todt auf dem Grabe des Geliebten und ließ sie neben ihm bestatten. So war auch diese Treue mit dem einzigen armen Lohne geschmückt, der auf Erden ihr zu Theil werden konnte. Sigune ruhte mit dem Geliebten in Einem Grabe.

Tief in der Nacht gelangte man nach Monsalväsch, das ganze große tapfere Gralsheer war hier versammelt, von tausend und abertausend Kerzen strahlte der Wald, als stände er in Flammen, in stolzer, feierlicher Pracht wurde der König empfangen. Alle Wunder des Grals thaten sich wieder auf, doch in fröhlichster, freudigster Stimmung wurde das Fest begangen, dessen Wirth und Herr Parzival jetzt war.

Feirefiß, der Heide, wurde gefesselt von den Reizen der schönen Repanse de Schoie, er wurde Krist und Repanse de Schoie wurde sein Weib, sie folgte ihm in sein großes Reich nach Afrika. Nach seiner Taufe erschien am Gral eine Inschrift, daß kein Ritter, der als Herrscher in ein fremdes Land geschickt würde, eine Frage nach seiner Herkunft gestatten solle. Würde die Frage doch gethan, so solle er zum Gral zurückkehren.

In seinen Ländern verbreitete Feirefiß das Kristenthum, und so wurde nach manchem Jahre noch Gahmuret's Untreue die Ursache, daß vielen Heidenländern die Segnungen des Kristenthums zu Theil wurden. Der Sohn des Feirefiß und der Repanse de Schoie hieß Johannes, alle seine Nachfolger führten diesen Namen und waren alle eifrige Pfleger des Kristenthums. Da durch Gahmuret's Untreue die kristliche Religion jenen Völkern zugeführt wurde, so wird also auch dieses Johannesreich dadurch mit innerm Bande mit dem Epos verknüpft.

Man sollte denken, die Geschichte wäre nun völlig zu Ende, aber Wolfram hat seinem Epos noch einen kleinen Anhang gegeben. In Brabant die Herzogin war unvermählt, da wurde vom Gral Loherangrin ihr als Gemahl gesendet. Bei seiner Ankunft warnte er, die Frage nach seiner Herkunft zu thun; mehrere Jahre war die Herzogin dem Gebote folgsam, einst aber konnte sie ihrem Drange nicht widerstehen, sie fragte nach ihres Gemahls Herkunft, und sofort schwamm das Schifflein, von Schwänen gezogen, herbei, welches den Loherangrin einst gebracht hatte und ihn nun wieder zum Gral zurückführte, dessen Krone er später empfing.

San Marte sagt II, 361, daß die Geschichte des Priesters Johannes

und die des Loherangrin sich dem Epos auf eine unverkennbar gezwungene, fast gewaltsame Weise anschlössen. Unserer Erklärung nach sind auch diese beiden Sagen lebendige Glieder des einen Grundgedankens. Dem Priester Johannes haben wir seine Stellung schon bezeichnet, und auch in der Geschichte vom Schwanenritter liegt ein eng verwandter Sinn: die Herzogin, welche nach langem Harren durch treues Festhalten an Gottes Gebot den herrlichen Gemahl erringt, verliert ihn wieder, sobald sie Untreue begeht und die verbotene Frage ausspricht. Wenn Wolfram also im Parzival darthut, daß die Treue allein den höchsten Preis erringen läßt, so ist die Sage vom Schwanritter ein bedeutsamer Mahnruf, daß selbst derjenige, welcher durch Mühe der Krone der Treue theilhaftig geworden, nicht sicher sein solle in ihrem Besitze, sondern daß er eifrig wachen solle, damit eine unbewachte Stunde ihm nicht den Lohn seiner langen Anstrengungen wieder entreiße.

So stellt sich uns der Parzival als ein künstlerisch abgeschlossenes, in allen seinen Theilen innig verbundenes, von einem großartig erhabenen Gedanken beherrschtes und geleitetes Ganze dar, dessen funfzigtausend Verse mit solcher Kunstgewandtheit geordnet, zusammengestellt und in harmonische Glieder zertheilt, und von einer solchen Fülle von Poesie überhaucht sind, daß wir aus der Gesammtheit deutscher Poesie kein zweites Werk, das Volksepos ausgenommen, dem Parzival zur Seite stellen können. Es wird dadurch die Stellung begründet, welche wir dem Dichter Wolfram von Eschenbach anwiesen.

Der Vergleichung wegen wollen wir die Erklärung, welche Gervinus dem Parzival gab (I, 394 ff.), hier in den Grundzügen folgen lassen:

„Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, Selbstsucht und Gewalt wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größern untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen bestimmten Zweck gerichtet, jene Selbstsucht einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches Letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie der Sache einzig gemäß ist, das Ahnungsvolle und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen zu eigen ist; liegt über dem Gedichte ebenso vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie karakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapfrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den

Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm so lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dieses reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm daher ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Karakters des Helden und in den Lagen, in welche ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Gegensatzes der Einbildung in dem Jüngling mit der Wirklichkeit immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Einbildung entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keie abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die ersten Rathschläge des alten Gurnemans auf vorbereiteten Boden fielen, zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramur einen edlern Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgescheucht, verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorene Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abenteurer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der reroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Grals bald würdig, bald unwürdig machte, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Kondrie am Hofe des Königs Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Merveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneuert, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Merveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkür ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichtes ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber sein innerer Drang, vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück; dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrezent und hören die Geschichte seiner geistigen

Reinigung und Zerknirschung, vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgibt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrezent wird Parzival's Lehrer und Erlöser, er klärt ihn über den Gral auf und über sein eigenes Innere, er lehrt ihn den Zweifel überwinden und das Vertrauen zu Gott wiederfinden,[1] er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen reroup bereuen heißt, er nimmt seine Sünden auf sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Anfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Grals bestimmt, und zum deutlichern Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edlern Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiß gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen erweisen, ohne darum jenen höhern Preis und Rang ihm ablaufen zu können.“ —

Daß diese Erklärung sich nur auf der äußersten Oberfläche bewegt, ist leicht zu erkennen, und verschiedene offenbare Unrichtigkeiten in dem wiedergegebenen Gang der Erzählung scheinen darauf hinzudeuten, daß diese Erklärung des Parzival nicht auf einem eben so tiefen Studium beruht, als die ausgezeichneten Erklärungen, welche Gervinus uns für die Dramen Shakespeare's hinterlassen hat.

Außer dem Parzival besitzen wir von Wolfram von Eschenbach noch sieben vortreffliche lyrische Gedichte, welche sich kühn neben das Schönste stellen können, was der Minnesang uns überhaupt bietet. Es sind meist sogenannte Tagelieder, Liebende werden aus ihrer heimlichen Zusammenkunft durch den Mahnruf des Wächters aufgescheucht. Wolfram soll diese Gattung von Liedern, welche nach ihm vielfach kultivirt wurde, erfunden haben.

Auch noch ein Bruchstück eines epischen Gedichtes ist uns erhalten, der sogenannte Titurel, der die Geschichte des Fürsten Schionatulander und der Sigune, welche aus dem Parzival bekannt ist, behandelt. Dieses leider so kurze Bruchstück ist an Form und Inhalt vielleicht das Schönste, was wir in der ganzen Poesie des deutschen Mittelalters finden können. Selbst Gervinus hat begeistertes Lob für dieses Bruchstück, welches er den von ihm so hoch gefeierten Griechen unmittelbar zur Seite stellt. Wir wollen mit einigen Strofen dieses herrlichen Gedichtes nach Simrock's schöner Uebersetzung unsere Besprechung über Wolfram von Eschenbach schließen. Sigune gedenkt an ihren weit entfernten Freund und spricht:

Nach dem lieben Freunde
ist all mein Schauen
Aus den Fenstern auf die Straße,
über Haid und nach den lichten Auen
Vergebens, ich erspäh ihn allzuselten.
Drum müssen meine Augen
Des Freundes Minne weinend theur entgelten.

So geh ich von dem Fenster
    hinauf an die Zinnen
Und schaue ostwärts, westwärts,
    ob ich Sein nicht Kunde mag gewinnen,
Der mein Herz schon lange hat bezwungen,
Man mag mich zu den alten
    Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Fluth
    im Nachen gleite,
So spähen meine Blicke
    wohl immer, immer wieder in die Weite,
Ob ich solche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen
    jungen klaren Freund mich könnt entbinden.

3.

Gottfried von Straßburg.

Von allen Leidenschaften, welche das Herz bewegen und mit sich fortreißen, vermag keine den Menschen so feindselig der Welt gegenüber zu stellen, als die Liebe. Auf dem Wege zu ihrem Ziele unterdrückt sie jede andere Regung mit absoluter Uebermacht, schaltet willkürlich selbst mit den festesten Gewohnheiten, verspottet alle Grundsätze und lang gehegten Ansichten, und macht blind gegen jeden noch so augenscheinlichen Nachtheil, taub selbst gegen die bestgemeinte Einrede, sie verstockt sogar das Herz gegen die bessere Erkenntniß des eigenen Verstandes. Wo Schranken sich ihr entgegenstellen, da überwindet sie oft mit Leichtigkeit, was unüberwindlich schien, zarte und schwache Naturen erfüllt sie mit staunenswerther Heldenkraft, mit zähester Ausdauer und gibt ihnen Muth zur schmerzlichsten Entsagung. Erfährt die Liebe einen angreifenden Widerstand, so steigert ihre Macht sich oft ins Furchtbare und wird das geistige und körperliche Verderben entweder ihrer Widersacher oder ihrer Träger.

Wenn die Gewalt der Liebe auf solche Weise alle Schranken der Sitte, der Gesetze, ja sogar der Sittlichkeit überspringt, wenn sie alle Bande, selbst die vertrautesten und die heiligsten, die keine reine Hand anzutasten wagt, zerreißt, so wird sie zum Verbrechen und macht diejenigen, welche sie erfüllt, zu Verbrechern. Doch wenn auch kein reines Herz solche Verbrecher freisprechen kann, so wird doch auch niemand ihnen warme Theilnahme versagen können. Sind aber diese Liebenden begabt mit Schönheit, Rang oder großer Kunst, ist ihre Leidenschaft begleitet von unlöslicher Treue zu einander, und büßen sie durch ein tief tragisches Geschick ihre Schuld, so ergreift das Schicksal solcher Liebenden jedes fühlende Menschenherz mit überwältigender Kraft, und von der Hand eines großen Künstlers gestaltet ist ihre Geschichte ein Stoff, dem tiefgreifende Wirksamkeit für lange Zeit und für weite Ferne gesichert ist.

Seit den ältesten Zeiten haben große Dichter es unternommen, diese verderbliche, in aller ihrer Furchtbarkeit so verlockend schöne Seite der Liebe zu schildern, und diese Schilderungen gehören oft zu den Meisterwerken der Künstler.

Die Geschichte von Pyramus und Thisbe, von Leander und Hero wurde im Alterthume oft genug bearbeitet, im befreiten Jerusalem von Torquato Tasso ist die Episode von Tankred und Klorinde ein Glanzpunkt des Gedichtes, das Schicksal von Romeo und Julia gab Shakespeare den Stoff zu dem tief-ergreifenden Drama, an welchem, wie der große Lessing sagt, die Liebe selber dichten half. Auch im deutschen Mittelalter unternahm es ein großer Dichter, eine längst bekannte und weitberühmte Geschichte zweier Liebenden zum Gegenstande eines großen Gedichtes zu machen. Die beiden Liebenden heißen Tristan und Isolde, der Dichter ist Gottfried von Straßburg.

Bevor wir auf die Erklärung seines herrlichen Gedichtes eingehen, und bevor wir den Standpunkt kennzeichnen, auf welchen der Dichter sich stellte, wollen wir erst den Inhalt des Gedichtes kennen lernen.

In dem Lande Parmenien lebte ein Fürst, Namens Riwalin, der reich an allen ritterlichen Tugenden, reich an Schönheit, Macht und Gut, aber auch reich an jugendlichem Uebermuth war, und das gereichte ihm schließlich zum jähen Verderben; er war der jungen Morgensonne gleich, welche kaum zu leuchten und die Welt zu entzücken begann, da war ihr schon ein jäher Abend bereitet.

Der Lehnsherr des Riwalin war der brittische Fürst Morgan, mit ihm begann Riwalin einen Krieg, befreite sich und sein Land von der Lehnspflicht und herrschte fortan als König in seinem Reiche. Darauf begab sich Riwalin an den Hof des Königs Marke von Kornwal und England, der in seiner Hauptstadt Tintajol residirte. Dem Gast zu Ehren gab König Marke ein großes Fest, bei Tintajöl auf dem Plane im Mai wurde es gefeiert, in der wonnigsten Au, die jemals ein Auge schaute. Laub und Blüthenpracht, Gesang der Vögel, Lindenschatten, thauige Blumen und klare Bäche erfreuten in der süßen Sommerzeit ein jedes Herz. Eine große Schaar kühner und edler Ritter begann auf dem Plane ein glänzendes Ritterspiel, hierhin und dorthin warfen sich die Kämpfenden, bis endlich das Spiel sich dahin zog, wo mit ihren Edeldamen Blanscheflur saß, König Marke's junge Schwester, eine Maid, so schön wie nur ein Weib auf Erden gesehen wurde. Durch das entzückte Geflüster ihrer Begleiterinnen wurden die Augen der königlichen Jungfrau auf Riwalin gelenkt, dem niemand an Tapferkeit, Muth und Kraft es gleichthun konnte. Willenlos gab die Jungfrau sich dem mächtigen Eindrucke hin, welchen der schöne Gast auf sie machte, und ehe sie selber es wußte, trug Riwalin auf hohem Throne in ihres Herzens Königreiche das Zepter und das Diadem. Als das Kampfspiel beendet war, nahte der Gast der Stelle, wo die königliche Jungfrau saß, und bot ihr seinen Gruß. Blanscheflur erwiderte ihn freundlich, und ein süßes Zwiegespräch entspann sich unter ihnen. Im Herzen der Jungfrau regte sich die Leidenschaft bereits, in ihrer Rede machte sie dem kühnen Riwalin verstohlen ein Geständniß ihrer Liebe: „Ihr habt dem besten Freunde leid gethan," sagte sie, „den ich je gewann," und meinte ihr eigenes Herz, und sie seufzte dabei. Als sie Abschied von einander genommen, dachte Riwalin über die Bedeutung dieser Worte, über Blanscheflur's Seufzen und ihre Blicke nach, er fand Muth, alles zu seinen Gunsten auszulegen, und auf

solche Weise entzündete sich die Liebe in seinem Herzen, seine entzückten Sinne entführten Blanscheflur in Riwalinens Herzensreich und krönten sie festlich darin dem Helden zu einer Königin. So hatte Riwalin und Blanscheflur eins an das andere sein Herz verloren, und eins trug um das andere dieselben süßen Schmerzen. Doch noch hatte Riwalin keine Gewißheit, was die Worte der Königstochter hatten sagen wollen, ob Liebe oder ob Haß sie eingegeben, und seine Gedanken wogten im Meere des Zweifels bald auf bald ab. Doch wie er auch rang, seine verstrickten Sinne konnten sich nicht mehr aus dem Zauberbann lösen. Er war dem freien Vogel gleich, der auf manchem Zweige wohlgemuth sich gewiegt hatte, bis er endlich auf den geleimten flog. Als er den Leim nun verspürte, da wäre er gern wieder heimgeflogen; er regte die Schwingen und wollte davon, doch wo er auch nur das Reis berührte, da mehrte sich seine Noth, aus voller Kraft schlug er her und hin, bis er zuletzt mit seiner Gegenwehr sich selbst besiegte und festgeleimt am Zweige hing. So war es auch mit dem Jünglinge: vom Bann der Liebessorgen wollte er sich lösen, doch der Liebe süße Schmerzen zogen ihn immer wieder zurück, wenngleich sich in seinem Herzen der Glaube an Blanscheflur's Liebe und der Zweifel daran eng berührten. So sann er hin und sann her, immer mächtiger wurde der Glaube, immer matter der Zweifel, bis der Sieg endlich dem Glauben verblieb und Riwalin in seinem Herzen sicher war, Blanscheflur liebe ihn: da war aller Streit geschlichtet, und all sein Sinn wandte sich allein der königlichen Jungfrau zu.

Da nun die süße Minne des Helden Herz sich unterthänig gemacht hatte, da hätte er sich doch nicht gedacht, daß so viel Leid aus Herzensliebe entstehe. Mit heißer Sehnsucht gedachte der Ritter nun an alles, was an der Jungfrau so lieblich war, an

„Ihre Schläfe, Stirne, Lockenhaar,
Ihren Mund, ihr Kinn, ihr Wangenpaar,
Den freudenreichen Ostertag
Der lachend ihr im Auge lag.“

Ein neues Leben verwandelte ganz die Sitte Riwalin's, alles was er begann, war so wunderlich, seine Sinne waren so verwildert und zerstört, daß er sein helles Lachen ganz verlernte, schweigen und voller Sorgen sein schien ihm hinfort das beste Leben, alle seine Kraft war vom Kummer gefangen.

Doch auch in der jungen Blanscheflur Herz war die gebieterische Minne stürmisch gekommen und hatte ihr alle Ruhe mit Gewalt genommen. Die Freuden, die sonst sie ergötzt hatten, schienen ihr nun widerlich zu sein, ihr ganzes Leben fügte sich allein nach der süßen Noth ihres Herzens. Aber wieviel auch ihr junger Muth von Sehnsucht litt, sie wußte nicht, was ihr war. Oft sprach sie zu sich selber: „Wie ist mir doch geschehen? Nach manchem Manne habe ich geschaut, von keinem geschah mir ein Leid, seit ich aber diesen ersehen, wird mein Herz mir nimmermehr fröhlich wie vorher, er hat mir die Seele wie den Leib ganz verkehrt. Soll aber einem jeden Weibe, die ihn hört oder sieht, von ihm geschehen so wie mir, so ist er ein unheil=

voller Mann, und er wäre viel besser todt. — Doch warum schelte ich ihn nur? Was mir von ihm auch für Herzeleid geschah, weiß Gott, daran wird mein eigenes Herz gewiß nur allein schuldig sein. Verschuldet er es denn, daß mein Herz, als so manches edle Weib zu seinem Lobe so viel zu sagen wußte, ihm zum Gewinn fiel? Um den ich klage, der that mir nichts zu leid, wenn ich aber daran gedenke, wie in so kurzen Stunden mein Herz ihm ganz anheimgefallen ist, so möchte ich, wenn ich mich nicht schämen muß solchen Wahn zu hegen, glauben, was mein Herz beschleicht, das gleiche der Mannesliebe. Ja, der süße Kummer, der so manches edle Herz mit holden Sorgen quält, der liegt auch in meinem Herzen." —

Und als die schöne Blanscheflur nun einmal die erste Scheu überwunden, da begann sie, wo es unbemerkt geschehen konnte, ihrem trauten Gesellen mit süßen Blicken Trost zu senden, mit Verlangen ließ sie die Augen auf ihm weilen und sah ihn oft lange und lieblich an. Solche Blicke weckten in Riwalin's Herzen die hellste Gluth, und er säumte nicht, die holde Botschaft der Augen zurück zu geben, wo nur Zeit und Ort es geschehen ließ.

Da wurde es hell in Blanscheflur's Brust, und alle Sorge, aller Zweifel, ob der Ritter sie auch wohl wieder liebe, verschwand in der seligen Gewißheit, daß sein Verlangen nach ihr eben so getreu sei, wie nur je die Geliebte den Lieben fand: die Flammen, die in beider Herzen sich entzündet hatten, gewannen immer neue Nahrung durch die Blicke, die so freudig einander suchten und fanden.

Doch über den wonnig blühenden Mai brach ein Hagelwetter herein, welches die lieblich sprossenden Blüthen der Liebe knickte: ein Feind brach in König Marke's Land, ein mächtiges Heer bekämpfte ihn, auch Riwalin zog in den Streit, da traf den Helden eine feindliche Lanze, als einen halbtodten Mann trugen die Seinen ihn aus dem Kampfgewühl. Da ging eine bittre Klage durch das ganze Land; um Riwalin's Jugendschönheit, um seine gefeierte Fürstentugend weinte so mancher am Hofe wie im Lande. Doch kein Herz traf die Trauerkunde härter, als das der schönen Blanscheflur; in einsamer Kammer marterte die süße Maid sich in herber Noth, und hätte nicht der Eine Wunsch, die Eine Hoffnung, den Geliebten noch einmal wiederzusehen, sie gestärkt, so hätte ihr übergroßes Leid ihr willkommenen Tod gebracht. Sie wandte sich an eine treue Dienerin, mit überquellenden Augen, denen die heißen Thränen entrollten, mit flehend empor gehaltenen Händen, mit der ganzen Gewalt des tiefsten Seelenschmerzes beschwor sie die getreue Dienerin, ihr einen Zugang zu dem sterbenden Geliebten zu verschaffen. Von der Hand ihrer willfährigen Dienerin wurde das schöne Königskind in eines armen Bettelweibes Kleid gehüllt, ihres Angesichtes Schönheit verbargen dichte Tücher, unter dem Namen einer heilkundigen Frau wurde Blanscheflur zu dem Gemache geführt, in welchem Riwalin auf seinem Schmerzenslager ruhte. Selbst als die so innig Geliebte ihm ins Auge sah, vermochte er nur den Kopf leise zu bewegen. Blanscheflur sank zu ihm nieder, sie legte ihre Wange an seine Wange, vor Leid entwich ihres Leibes Kraft, ihr rosiger Mund erblich, die lichten Lebensfarben erloschen, ihren klaren Augen wurde der Tag finster und trübe

wie die Nacht. Aus tiefer Ohnmacht wachte sie wieder auf; da schlang sie die Arme um ihr Lieb, sie vergaß alles andere als ihre Liebe und küßte des Helden Mund wohl hunderttausendmal. Von ihren Lippen stahl die Leidenschaft sich in Riwalin's Brust, das Feuer der Liebe entzündete die erloschenen Kräfte neu in ihm, er zog die schöne Maid in seine Arme, in der stürmischsten Leidenschaft schlugen ihre Herzen aneinander. Und ein Wunder schien es zu sein — Riwalin genas, seine Wunde heilte, nicht lange nachher erstand er von seinem Lager und wurde gesund. Blanscheflur aber wußte nicht, daß sie von dieser Stunde den Tod mit sich hinweggetragen; wie ihr auch geschah, ihr Herz sah doch nichts anderes an als die süße Liebe und den lieben Mann. So spann der Rausch der Liebe sich weiter, nur für ihn war sie da, er nur für sie, in beiden war Ein Leben, in beiden nur Eine Liebe, und ihr Glück war so vollkommen, daß sie es um alle Reiche nicht hingegeben hätten.

Aber nicht lange währte das: als sie in den höchsten Freuden schwebten, da empfing Riwalin die Kunde, daß sein Feind Morgan mit einem starken Heere in sein Land eingebrochen sei. Sofort rüstete Riwalin sich zur Heimfahrt und Abwehr, und in kurzem war ihm ein Schiff bereit. Welches Leid brachte solche Botschaft der minniglichen Blanscheflur! Wie bitter war nun ihre Klage! „Weh der Pein!" sagte sie zu sich, „Liebe und Mann, wie fielet Ihr mich mit so viel Kummer an! O Liebe, wie ist deine Freude so kurz, und wie bist du so unstät! Dein verlockender süßer Schein trügt alles was auf Erden lebt, aber nach kurzer Freude reißest du in lange Pein. Nur zu wohl erfuhr ich das an dir; was all mein Glück zu sein verhieß, läßt mich jetzt nichts erlangen als tödtliche Qual." Und als die schwere Stunde erschien, als Riwalin zu ihr trat um Abschied zu nehmen, da brach Blanscheflur unter der Last ihres Leides zusammen und sank wie todt nieder. Der Held faßte die Freudenlose in seine Arme, er küßte ihr Augen und Mund und herzte sie und hielt sie lieb, bis sie wieder genas. Als Blanscheflur nun wieder zu sich kam, da sprach sie jammernd zu dem Freunde: „Wie brachte es mir doch so großen Schmerz, daß ich Euch in meinem Herzen trage! Nun erbarmt Euch mein, laßt hier nicht meine Schande und alle ihre bitteren Folgen für mich offenbar werden, behütet vor Schande auch mein erlauchtes Geschlecht, laßt nicht England und Kornwal widerhallen von unserm Schimpfe! Sollten der Länder zwei meinetwegen bescholten sein, so wäre mir viel besser der Tod."

Da entgegnete Riwalin: „Traute Maid, Ihr habt des Leides so viel von mir getragen, wie es Euch auch ergehen möge, ich werde mich nie von Euch scheiden. Gebietet, ob ich hier bei Euch verweilen und erwarten soll, wie es Euch ergehe, oder gebt mir Kunde, ob Ihr mit mir heim in mein Reich fahren und Herrin über mich selbst und über alles sein wollt, was mir unterthan ist."

Die Liebenden verabredeten nun, daß Blanscheflur sich heimlich auf Riwalin's Schiff begeben und ihm in sein Reich folgen sollte. Als die Nacht hernieder sank und Riwalin sich an Bord begab, fand er daselbst die schöne Blanscheflur. Die Wogen und die Winde führten sie beide nach Parmenien.

Dort war große Noth; Morgan bedrängte das Land sehr hart, und Riwalin's Marschall und Statthalter, Rual der Getreue, vermochte kaum dem Andrange noch zu widerstehen. Auf Rual's Rath, dem er alles anvertraute, was ihm begegnet war, vermählte sich Riwalin in der Stille mit Blanscheflur, und brachte sein liebes Weib auf eine feste Burg, wo Rual's Gemahlin ihrer wartete. Riwalin bot die Wehrmacht seines Landes auf und zog dem Morgan entgegen, doch in einer wilden Schlacht fiel Riwalin, und wenige Tage hernach gebar Blanscheflur einen Sohn, dessen Geburt ihr unter namenlosen Leiden das Leben kostete. Weder Vater noch Mutter hatte das Kindlein nun, Gott allein war sein Berather.

Was Riwalin's Tapferkeit errungen hatte, die Selbständigkeit seines Landes, das ging durch seinen Tod wieder verloren. Der Marschall Rual behielt in dem von allen Seiten hereinbrechenden Unglück seinen festen, ruhigen Blick: der Dichter bezeichnet das durch die schönen Worte:

„Der wackre Mann soll in der Noth,
Wie schlimm es auch zu gehen droht,
Gedenken, was ihm helfen mag.
So lang ihm scheint des Lebens Tag
Soll er mit den Lebend'gen leben
Und sich selbst zum Leben Hoffnung geben."

Da Rual einsah, daß er Morgan nicht würde widerstehen können, so bestimmte er die wehrhafte Ritterschaft des Landes, die Waffen niederzulegen und Morgan's Lehnsherrschaft wieder anzuerkennen. Auf diese Weise rettete er sich und dem Lande Leben und Gut. Um das nachgelassene Kind seines gefallenen Herrn vor der Rache Morgan's zu schützen, gab er es für sein eigenes aus und ließ die Nachricht verbreiten, Blanscheflur habe ein todtes Kind geboren, das mit ihr begraben sei. Floräte, Rual's Gemahlin, nahm sich des verwaisten Knäbchens mit sorgsamster Treue, wie ihres eigenen Kindes, an.

Als das Kind nun getauft werden sollte, da gedachte Rual der Getreue an das viele Leid, das den Eltern des Kindes widerfahren war, und er nannte es Tristan. Dieser Name deutete auf sein ganzes Schicksal hin: Traurig war es, wie die Mutter ihn gebar, schon früh bot die Welt ihm als Bürde für den jungen Rücken Noth, ein trauriges Leben ward ihm zu Theil, und ein bittrer Tod war sein Ende.

Unter der Obhut Rual des Getreuen und dessen Gemahlin Floräte wuchs Tristan auf, sein Geist wurde durch sorgsamen Unterricht und durch weite Reisen, sein Körper durch ritterliche und waidmännische Uebungen gebildet; Tristan wurde der schönste Jüngling, den je ein Weib gebar, sein Sinn wie seine Geberden, alles war auserkoren an ihm. Kaum erwachsen wurde er von fremden Handelsleuten geraubt und gelangte durch mehrfache Abenteuer an den Hof seines Oheims Marke. Hier fand ihn Rual, welcher die Länder durchzog, um den Jüngling wieder aufzusuchen; er theilte ihm und dem König Marke das Geheimniß von Tristan's Herkunft mit. Zum Beweise der Wahr-

heit legte er in Marke's Hand einen Fingerreif, in welchem Marke einen Ring erkannte, den ihm sein sterbender Vater, und er seiner Schwester Blanscheflur geschenkt hatte. Unter Thränen umarmte der König den getreuen Rual und seinen Neffen Tristan, und gelobte, dem Jüngling stets ein treuer Vater sein zu wollen.

Am Hofe seines Oheims entfalteten Tristan's herrliche Gaben sich nun ungestört. Als er die Jahre erreicht hatte, schlug Marke ihn zum Ritter und ermahnte ihn, stets seiner edlen Geburt eingedenk zu sein, Demuth und Freigebigkeit, Treue und Milde zu üben.

Als Tristan in voller Manneskraft stand, da rüstete er sich, den Tod seines Vaters zu rächen und sein väterliches Reich wieder zu gewinnen. Mit Jubel wurde er von den Seinen in Parmenien empfangen, mit einem Heere, das bald gesammelt war, zog er aus. Seine Krieger theilte er in zwei Theile, der größere Theil legte sich in einen Hinterhalt, mit nur dreißig Rittern, die unter reichen Kleidern ihre Panzerringe versteckt hielten, folgte Tristan dem Morgan nach, der auf die Jagd geritten war. Wie Rual ihm gerathen hatte, forderte Tristan von Morgan die Belehnung mit dem Lande Parmenien. Spöttisch erwiderte Morgan, wie ein Mann, dessen Ehre so zweifelhaft sei, als Tristan's, es nur wagen könne, ein großes Land zu begehren, alle Welt sei ja voll der Märe, wie Blanscheflur mit Riwalin entflohen sei und welches Ende die Liebschaft genommen habe. Bei diesen Worten flammte Tristan's Zorn auf und in Ausdrücken edelster Entrüstung forderte er Morgan zum Einzelkampf. Mit Verachtung wies der Fürst diesen Kampf zurück, da Tristan's Ehre nicht einmal Recht zum ritterlichen Kampfe gewähre. Solcher Schimpf riß den Sohn Riwalin's zu rascher That fort, er zog sein Schwert und lief Morgan an, und spaltete ihm mit wuchtigem Hiebe das Haupt bis auf den Mund.

Wohl warfen Morgan's Ritter sich ungestüm auf den, der ihren Herrn erschlagen, aber Tristan schlug mit seiner kleinen Schaar sich bis zu der Stelle durch, wo seine Ritter im Hinterhalt lagen, er wurde von ihnen aufgenommen, und als Rual im entscheidenden Augenblicke noch mit einer Verstärkung zu seinem Herrn stieß, neigte der Sieg sich völlig auf Tristan's Seite; er war nun nicht allein unumschränkter Gebieter seines väterlichen Landes, sondern auch Morgan's Reich fiel ihm als dem Sieger zu. So hatte er Riwalin's Tod glänzend gerächt. Das wiedereroberte und das neuerworbene Land lieh er dem treuen Rual und dessen Söhnen als Lehen aus, er selber kehrte nach Kornwal zurück, wo eine traurige Nachricht seiner wartete. Morold von Irland, Lehnsmann und Schwager des Königs Gurmun von Irland, war in Marke's Reich gekommen, um einen Tribut einzufordern, der alle vier Jahre gewährt werden mußte: dreißig Knaben aus König Marke's edelsten Ritterfamilien. Große Trauer herrschte in England und Kornwal, doch niemand getraute sich, den Zweikampf mit dem starken Morold zu bestehen und das Land von der Schande des Zinses zu befreien. Tristan forderte den gefährlichen Gegner heraus und tödtete ihn, erhielt selber aber von Morold's vergiftetem Schwerte eine Wunde, welche nur Morold's Schwester, die Königin Isold von Irland, heilen konnte.

Einer der letzten Hiebe, welchen Tristan auf Morold's Haupt führte, traf dessen Helm und Schädel so wuchtig, daß ein kleines Stück aus Tristan's Schwert brach und in Morold's Kopf stecken blieb. Dieses ausgebrochene Stückchen sollte für Tristan später verhängnißvoll werden.

Kornval war nun von dem Tribute befreit, Morold's Mannen zogen mit der Leiche ihres Herrn nach Irland zurück, König Gurmun gerieth in gewaltigen Zorn und befahl, daß jeder, der von England oder Kornwal nach Irland käme, ohne Gnade sofort getödtet werden sollte. Das geschah auch, und mancher arglose Kaufmann büßte in Irland sein Leben ein.

Tristan's Wunde konnte von keinem Heilkünstler geheilt werden, sein ganzer Leib wurde siech und von der Wunde ging ein so entsetzlicher Geruch aus, daß niemand bei ihm weilen konnte. Da ließ er sich auf ein Schiff tragen und fuhr mit seinen Gefährten bis nahe an die Stadt Develin, wo die Königin Isold wohnte. In der Nacht ließ Tristan sich in ein kleines Boot setzen und einige Lebensmittel und seine Harfe hineinlegen, dann hieß er die Seinen wieder heimkehren. Am nächsten Morgen sahen die von Develin das steuerlose Schiffchen auf der See; obwohl sie niemand sahen, hörten sie ein wunderliebliches Saitenspiel. Zwei Schiffer, welche dem kleinen Boote nahten, wurden von dem süßen Klange der Saiten und des Liedes so ergriffen, daß sie still am Ruder saßen und lauschten, bis der Sänger schwieg. Da stießen sie ihren Kahn näher heran, und betroffen gewahrten sie den Sänger fahl und bleich und im armseligsten Kleide. Er sei von Seeräubern verwundet und in das Schiffchen gesetzt, sagte er ihnen, vierzig Tage und Nächte hätte er auf dem Meere geschwebt, bis die Wellen ihn hierher gebracht, doch wisse er nicht, wo er nun sei.

Die Schiffer führten den Sänger ans Land, die Mär von dem todtwunden Spielmann durchlief die Stadt und kam auch zur Königsburg; die Königin ließ den Sänger zu sich bringen, sein Harfenspiel rührte ihr Herz so wunderbar, daß sie sich seiner annahm und binnen zwanzig Tagen seine Wunde so weit heilte, daß man nun wieder bei ihm verweilen konnte. Der Sänger, der sich selber Tantris nannte, wurde nun der Lehrer der jungen Königstochter, welche ebenfalls wie ihre Mutter Isolde hieß, und die später eine so große Rolle in dem Gedichte zu spielen berufen war. Nicht allein in der Kunst des Saitenspiels und des Gesanges, sondern auch in fremden Sprachen und in höfischen Manieren unterwies Tantris die schöne Jungfrau. So herrlich wußte sie zu singen und zu spielen, daß sie mit niemand zu vergleichen war, als mit den wonnereichen Sirenen, die mit dem Wundersteine die Schiffe zu sich ziehen. Doch zwingender noch war ihr heimlicher Gesang, das war ihre wunderbare Schönheit, die heimlich und bethörend sich durch der Augen Fenster in die Herzen schlich und sie an sich fesselte mit den Stricken sehnender Noth. Sechs Monate lang verkehrte Tantris mit der schönen Maid, bis er völlig genesen war und seine frühere Kraft und Schönheit wiedergewonnen hatte. Da nahm er Abschied von den beiden Königinnen und fuhr heim gen Kornwal, wo er mit Jubel empfangen wurde. Als er von seinen Erlebnissen erzählte, schilderte er Isoldens Schönheit mit begeisterten Worten. Noch nie

habe es Schönheit gegeben, sagte er, als die der lichten Isold, nur nach Irland sollten aller Männer Sinne schauen, dort sei die Sonne, welche allen Herzen Freude schenke.

Tristan genoß seines hohen Ruhmes, den unüberwindlichen Morold besiegt zu haben, nicht lange ungestört; in König Marke's Ritterschaft regte sich der Neid gegen den so glänzend bevorzugten Günstling des Glückes, der unglaubliche Thaten durch Muth und List vollbrachte, alle Ritter lagen den König an, er möge sich vermählen, damit das Land einen Erben gewönne. Marke wollte nicht hören, da er Tristan längst zu seinem Erben eingesetzt hatte, doch da auch Tristan, um seine Neider zum Schweigen zu bringen, zuredete, so entschloß Marke sich endlich, dem Drängen seiner Ritter nachzugeben. Doch keine andere, erklärte er, solle seine Gemahlin werden, als die schöne Isold.

Wer aber sollte die Brautwerbung übernehmen, da König Gurmun jeden tödtete, der von Kornwal nach Irland kam? Tristan war sofort bereit dazu, die neidischen Ritter lud er ein, ihn zu begleiten, wenn sie Muth hätten. Einer solchen Aufforderung konnte niemand, der auf ritterliche Ehre Anspruch machte, widerstreben, und den Neidern blieb trotz ihrer heimlichen Verwünschungen nichts übrig, als dem Zuge zu folgen, der unter Tristan's Leitung nach Irland ging. Vor der Stadt Develin warf das Schiff Anker, Tristan im Gewande eines Kaufmanns ging kühn ans Land, gab sich und die Seinen für Handelsleute von der Normandie aus und begehrte gegen reiche Gabe Schutz und die Erlaubniß, handeln zu dürfen. Beides wurde ihm gewährt. Nun gebot Tristan seinen Gefährten, drei Tage lang auf ihn zu warten. Er selber wappnete sich, bestieg ein stattliches Roß und zog aus, um den Drachen zu bekämpfen, der das Land verwüstete, wer ihn tödtete, dem hatte König Gurmun die Hand der schönen Isold versprochen. In einem Thale, welches der Höllenspalt genannt wurde, fand Tristan das Ungethüm, nach hartem Kampfe, in welchem er sein Roß verlor, erlegte er den Drachen, schnitt ihm als Siegeszeichen die Zunge aus dem Schlunde, und verwahrte dieselbe in seinem Busen. Das Gift derselben aber betäubte seine Sinne, so daß er ohnmächtig in einen kühlen Quell fiel, der aus dem Felsen sprang, das Wasser bedeckte ihn gänzlich, nur sein Mund blieb frei.

Auch der Truchseß des Königs Gurmun war ausgeritten, um den Drachen zu bekämpfen. Der Truchseß, ein falscher, feiger Mann, fand den Drachen todt, fand auch das Roß und dachte sich, der Sieger müsse wohl auch todt oder schwer verwundet, jedenfalls aber in der Nähe sein, er suchte nach ihm, um ihn vollends zu tödten, fand ihn jedoch nicht. Da hieb er dem Drachen den Kopf ab, ritt heim und gab sich als Sieger aus, und begehrte sehr zudringlich vom Könige Isoldens Hand. Aber die Königstochter haßte den Truchseß, sie klagte ihrer Mutter ihre Noth, diese kam sogleich auf den Gedanken, daß ein solcher Feigling wie der Truchseß nicht den Drachen erschlagen haben könne. Die Königin, ihre Tochter und Brangäne, Isoldens Gespielin, begaben sich in Begleitung eines Knappen heimlich zu dem Thale des Drachen, und als sie suchten, fanden sie auch bald den ohnmächtigen Sieger. Isold die junge war es, welche ihn zuerst sah. Die Königin öffnete

ihm Panzer und Kleider, und fand die Zunge des Drachen. Ihr Zweifel, ob sie wirklich den Sieger vor sich hätten, war nun gelöst. Die drei schönen Frauen pflegten mit ihren weißen Händen den bewußtlosen Ritter, bis er endlich die Augen wieder aufschlug. Isold die junge erkannte ihn da sogleich; „Tantris ist es, der Spielmann,“ sagte sie.

Die Frauen brachten ihn nun heimlich ins Königsschloß; er sagte ihnen, daß er keinen andern Lohn für seinen Sieg begehre, als ungestört in Irland mit den Waaren, welche er auf seinem Schiffe hergebracht, handeln zu dürfen. Die Königin verpfändete ihm ihre Treue und ihre Ehre, daß in Irland ihm niemals irgend ein Leid zugefügt werden solle. Darauf klagten die Frauen ihm ihr Leid über die Anmaßung des Truchseß; Tristan beruhigte sie und versprach, für sie mit dem Truchseß kämpfen zu wollen, sobald durch gute Pflege er seine Kraft wiedergewonnen hätte. Die Königin war nun auf Tristan's Stärkung bedacht, was sie und ihre schöne Tochter nur ersinnen konnten, das kam dem Ritter zu gut.

Bekanntlich war der Morold von Irland, den Tristan im Zweikampfe tödtete, der Bruder der Königin gewesen. Als dessen Leiche nach Irland gebracht wurde, fand die Königin in seinem Schädel das Stückchen aus dem feindlichen Schwerte, mit einer kleinen Zange zog sie es heraus und hatte es sorgsam aufbewahrt. Nun wurde dem Tantris ein stärkendes Bad bereitet, und ein Knappe erhielt den Auftrag, in dieser Zeit des Ritters Waffen zu putzen. Er hatte seine Arbeit vollendet und die junge Isold trat neugierig hinzu, um die Waffen zu beschauen. Auch das scharfe Schwert zog sie aus der Scheide, und in höchster Ueberraschung gewahrte sie daran eine Scharte, die dem Stückchen Stahl aus ihres Oheims Kopf sehr ähnlich sah. Rasch lief sie es zu holen, und es paßte ganz genau in die Scharte. Jetzt plötzlich fiel ihr auch ein, daß der Name Tantris sich auch mit versetzten Silben sprechen lasse, sie wußte nun, daß der angebliche Spielmann Tantris der berühmte Tristan sei, der ihren Oheim erschlug. Da faßte sie Tristan's Schwert und lief zu dem Ritter, um ihn im Bade zu erschlagen. Dreimal hob sie die Waffe auf, doch sobald sie ihm ins Angesicht schaute, sank ihr Arm wieder herab, und als die Königin nun dazukam und, obwohl in großem Schmerz über die Entdeckung, ihre Tochter an das Wort erinnert, welches sie als Königin dem Tantris verpfändet, da warf Isold das Schwert fort. Brangäne, welche ebenfalls erschien, rieth, sich nicht zu übereilen, die Frauen zogen sich zurück, um sich zu berathen. Sie beschlossen, daß die Königin ihr Wort halten und Tristan's Leben schonen sollte. Als dem Ritter das verkündet wurde, brachte er wohlgemuth seine Werbung für König Marke vor, und fand, da Marke ein reicher und mächtiger Fürst war, bei der Königin Gehör. Die Ansprüche des Truchseß wurden durch die Zunge des Drachen, die in Tristan's Besitz war, schimpflich zurückgewiesen, und mit Gurmun's Einwilligung feierte man Versöhnung, an welcher auch Tristan's herbeigeholte Gefährten theilnahmen, und rüstete ein schönes Schiff aus, auf welchem die Königstochter, geführt von Tristan, die Ueberfahrt nach Kornwall antreten sollte. Brangäne sollte sie begleiten.

Die Königin, der viele geheime Mittel kund waren, braute einen Zaubertrank, der alle, welche von ihm tranken, mit unlöslicher Liebe aneinander fesselte, und übergab den verhängnißvollen Trank der Brangäne, that ihr die Kraft desselben kund und gebot ihr, diesen Trank aufs sorgfältigste zu bewahren; wenn Isolde zu König Marke käme, dann solle Brangäne dem Könige und seiner Gemahlin den Zaubertrunk geben, sie solle aber sorgsam darauf achten, daß kein anderer von diesem Tranke koste. Brangäne versprach alles genau zu erfüllen, man nahm Abschied und ging unter Segel; das eine Schiff trug Tristan's Gefährten, auf dem andern befanden sich außer den Schiffsleuten nur Tristan und Isold mit Brangäne und ihren Dienerinnen.

Für die junge Königin war in dem Kiele ein Gemach bereitet, darin saß sie oft und weinte und klagte um ihr Heimathland. In solchen Stunden ging Tristan gern zu ihr und tröstete sie mit süß beredtem Munde. Doch allemal, wenn das geschah, schalt Isold den Helden und forderte ihn auf, von ihr zu gehen, denn er habe ihr den Oheim erschlagen, und seine Schuld sei es, daß sie nun in die Fremde ziehen müsse. Doch Tristan leistete ihrem Gebote niemals Folge, Isold bestand auch nie auf der Ausführung desselben, ihr angeblicher Haß gegen Tristan beschränkte sich nur auf die gelinden Worte, in welchen sie denselben aussprach.

Schon kurze Zeit nach der Abfahrt wurde den Frauen die Seefahrt höchst beschwerlich, Tristan ließ deshalb das Schiff in einer Bucht landen, wem es gefiel, der ging ans Land, Tristan ging, daß er die süße Herrin schaue. Als er nun bei ihr saß, befahl er einer Dienerin, Wein zu bringen, statt dessen aber brachte sie in ihrer Unkunde den Zaubertrank, den die Königin bereitet hatte, und Tristan der Held und die schöne Isold tranken beide davon. Brangäne trat darüber ein, und als sie sah, was geschehen war, da wurde sie vor Schreck bleich wie eine Todte, sie ging und warf das unglückselige Glas in die tiefe See, doch die Kraft des Trankes konnte sie nicht binden, seine Wirkungen zeigten sich bald genug. In die Herzen der beiden, die getrunken, schlich sich unbemerkt die Liebe ein und ließ ihre Siegesfahne wehen, ohne Widerstreit zwang sie den Helden und die Maid unter ihre Macht, beider Sinne einigten sich so ganz und gar, daß beide nur Ein Herz hatten: sein Schmerz war ihr Leid, und ihr Kummer schuf ihm den herbsten Verdruß, in der Freude wie im Leide waren sie beide einträchtig, doch keines that es dem andern kund, denn jedes zweifelte noch an dem andern, einem jeden schien es noch zu schwer, zu beginnen, und das hielt ihr Wünschen und Verlangen noch zurück.

Wenn Tristan die Qual der Sehnsucht empfand, dann gedachte er seiner Pflicht und seiner Ehre und wollte dem Verlangen entfliehen. „Laß ab, Tristan," sagte er zu sich selber, „ermanne Dich, schlage Dir alles aus dem Sinne!" Aber in sein Herz drangen solche Worte nicht. So kämpfte er schwer mit dem Wunsche und versuchte den Schlingen sich zu entziehen, er hielt sich lange wacker im Streite, doch den Sieg konnte er nicht erringen. So oft er in der Geliebten Nähe war, sah ihr Lächeln ihm ins Herz hinein und sein Auge blieb in ihrem Bann, sah er sie aber nicht, so war sein Leid

noch größer. Oft gedachte er, wie der Gefangene thut, daran, wie er wohl entweichen möchte, er wandte seine Gedanken auf dies und auf das, er betrieb jenes und dieses, doch keine Flucht war möglich, die Bande, in die er geschlagen war, hielten fest, so oft er sein Herz auch prüfte, er fand doch nie etwas anderes darin, als Isold und als Liebe.

Nicht anders war es mit der Königstochter, auch ihre Sinne waren gänzlich gefangen von den verlockenden Wünschen, und je mehr sie dawider stritt, desto enger umstrickten sie die süßen Fesseln. Wenn ihre Augen sich bei Tristan's Anblick schamhaft senkten, so fand die Liebe doch ihr Herz bereit, und nach kurzem Kampfe ergab Isolde sich ihren Gedanken und ihrer Liebe: ihre Augen flogen und weilten lieblich bei dem Manne, und als Tristan von den Augen der Geliebten solche Kunde vernahm, da sah auch er mit innigen Geberden sie wieder an, und zu jeder Stunde gaben sie fortan einander süße Augenweide. Nun deuchten die Geliebten beide einander schöner als zuvor, denn das ist ja die Macht der Liebe, daß die Geliebten immer mehr sich gefallen, wenn die wachsende Liebe sie bezwingt, wenn der Same, der ausgestreut wurde, aufgeht und die süßen Blumen wuchern.

Das Schiff fuhr fröhlich seinen Pfad dahin, zwei Herzen aber, welche darin waren, hatte die Liebe von ihren Pfaden gelenkt. In Gedanken versenkt waren beide, von jenem lieben Leide bekümmert, welches das Süße zu vergällen weiß, das Sanfte zu durchschmerzen und all die Welt zu verkehren. Und der Liebe war das heimliche Bangen, das sie geschaffen, nicht genug, unverhohlen wollte sie ihre Gewalt nun auch offenbaren. Schon begannen die Liebenden auf Zeit und Stunde zu achten, in welcher sie ungestört einander nahe sein konnten, Isolde fand in schüchterner Mädchenweise den Beginn der Rede. Ob ihm auch noch eingedenk wäre, fragte sie den Trauten leise, wie er in einem kleinen Schiffchen gen Develin verwundet angeflossen kam, und wie ihre Mutter ihn heilte. Dabei gedachte die Jungfrau auch ihrer eigenen Pflege, gedachte daran, wie sie das Saitenspiel von Tristan erlernte, wie der Held mit dem Drachen gekämpft, und wie sie zuerst ihn im Walde als den Sänger Tantris, im Bade als den Helden Tristan erkannte. In überwallender Bewegung brach sie ihre Rede ab mit den vielsagenden Worten:

„Ja, was ich weiß, das wirret mir,
Was ich sehe, thut mir weh,
Der Himmel müht mich und die See,
Lieb' und Leben ängsten mich!"

Sie lehnte sich wider ihn, ihre lichten Augen strahlten in feuchtem Schimmer, ihr süßer Mund begann zu schwellen, ihr Haupt sank hernieder. Räthselhaft und doch wieder deutlich genug mit den Worten spielend, klagte sie dem Freunde, wie ihr Muth so beengt und ihr so wehe sei. „Ist es das Meer und die Nebel, die Euch ängstigen? Schafft Euch der feuchte Wind Noth?" fragte Tristan, und als der Geliebten verneinende Antwort ihm den Sinn ihrer Klage aufschloß, da erfolgte von Tristan's Seite das leise Geständniß: „Herzensherrin, lieb' Isold, Ihr und Eure Liebe haben mir alle

meine Sinne verkehrt, in aller Welt Gebiet ist meinem Herzen nichts lieb, als Ihr!" Da fanden ihre Lippen sich, er küßte sie und sie ihn mit holdem Kuß, sie tranken die süße Wonne, die vom Herzen kam, und wenn sie auch vor aller Welt verborgen zu sein wähnten, so verriethen sie sich nun doch den scharfen Augen Brangänens, welche oft ihre Blicke heimlich auf das Liebespaar geworfen und mit Schrecken den raschen Fortgang der Leidenschaft bemerkt hatte. Und als sie sah, wie eine Schranke nach der andern von der immer höher fluthenden Liebe überstiegen wurde, als sie gewahrte, wie die Liebenden sich bangten und härmten und ihre Gestalten verfielen, da wurde auch sie mit in den unheilvollen Zauber hineingezogen, sie wurde die Vertraute der Liebenden, und da nun dem leidenschaftlichen Paar sich nichts mehr entgegenstellte, so schwand auch die letzte Besonnenheit, und alle Gebote der Treue und der Pflicht verhallten ungeachtet in dem Sturme der Leidenschaft, die Liebe umstrickte alle Sinne der beiden mit so wunderbarer Kraft, daß sie in allen ihren Jahren von diesen Banden nicht wieder gelöst wurden.

„Und wenn ich" — so tritt der Dichter nun in eigener Person redend ein — „der Liebe Lust und Leid vor meinen Augen ausbreiten will, um ihr Wechseln und ihr Streiten im Herzen zu betrachten, so wächst mein Muth, als wolle er in den Himmel schwellen. Versenke ich mich in die Wunder, die in der Liebe findet, wer sie zu suchen weiß, und denke ich der Freude, die in der Liebe ruht, wenn man ihrer mit Treue pflegt, so wird das Herz mir ohne Grenzen weit. Und doch sind so viele in der Welt, welche auf dem Acker der Liebe Disteln aussähen, und am Erntetage sich wundern, daß ihre Saat ihnen nicht Rosen und Lilien trägt. Wer Trug und Falschheit in der Brust hegt, der fordert gleichwohl von ihnen die Lust des Lebens und der Herzen, obwohl so arge Saat nur Schmerz gewähren kann. Und wenn dann das Gift der Falschheit uns im Herzen schwillt, dann geben wir der Liebe Schuld, obwohl wir, wenn wir Falschheit aussäeten, billig doch nur Leid ernten können. Das Glück, das ein jeglicher begehrt, das gibt nur die Treue, die bei dem Dorn auch Rosen trägt, in deren Sorgen die Liebe ruht, und die, so oft sie auch Kummer verleiht, doch stets am Ende Freude schenkt.

„Aber wohl ist es Wahrheit, wenn man sagt, die treue Liebe sei jetzt bis zum fernsten Orte vertrieben. Nur das Wort blieb uns von ihr, sie selber wurde auf Erden ein unwerther Gast, mit Diebeswaare und Bettelthum geht sie von Haus zu Haus und auf den Märkten treibt sie ihren Unfug. Kläglich liegt unter die Füße getreten das, wovon allein holdes Glück erblüht, das ist die Treue, die vom Herzen geht, vergeblich trägt sie sich uns an, und doch vermag Ein Blick aus den geliebten, treuen Augen wohl hunderttausend Schmerzen des Leibes und der Seele zu löschen, Ein Kuß von liebem Munde, ach, wieviel Leid und Herzensnoth vermag der zu benehmen!"

Tristan und Isold fanden nun keinen Kummer mehr, wohl aber alles Glück, das treue Liebe mit sich trägt, reich an Seligkeit war ihre Fahrt nun zu allen Stunden, sie lebten nur bei dem einen Gedanken, daß Isold das Weib des Mannes werden sollte, den sie lieber niemals sähe.

Als die Küste von Kornwal auftauchte, wurden alle freudenreich, nur Tristan und Isold nicht, ihnen wäre es recht gewesen, wenn sie nie wieder Land erblickt hätten.

König Marke empfing seine Braut aufs glänzendste, mit großer Pracht wurde die Vermählung gefeiert. Auch Tristan stieg hoch in Ehren. Isold aber gedachte oft daran, wie durch Brangäne ihre Schande leicht an den Tag kommen könne, und wie dann ihr und ihres Geliebten Unglück besiegelt sei; in einer bösen Stunde befahl sie zwei Knechten, daß sie Brangäne in den Wald führen und sie dort tödten sollten. Die Knechte wollten der Königin Gebot ausführen, aber die rührenden Bitten der Brangäne, ihre Treue und Ergebenheit, die sie selbst in dieser schrecklichen Stunde der Königin bewies, bewogen die Mörder, ihr das Leben zu schenken, bis sie noch einmal der Königin Willen erfahren hätten, und als Isolde von der Treue ihrer Freundin erfuhr und fand, daß Brangäne selbst im Angesichte des drohenden Todes nichts verrathen hatte, da war sie froh, sie noch am Leben zu wissen, mit Thränen bat sie die treue Freundin um Verzeihung und zweifelte fortan nie wieder an ihrer Treue.

Am Hofe des Königs Marke wurde die Liebesgluth zwischen Tristan und Isolde nicht geringer, Brangäne war ihre Vertraute, ohne Zwang und ohne Zagen verkehrten sie unter der Menge der Hofleute mit einander, beide verstanden meisterlich, im offenen Betragen sich Winke mit den Augen zu geben und eine Wechselrede zu führen, welche kein anderer zu deuten verstand. Sie trieben ihr heimliches Spiel sich selber zu völliger Befriedigung, und doch ohne irgend einen Argwohn zu erwecken. König Marke hielt seinen Neffen hoch in seiner Gnade und sah es gern, wenn der gewandte Mann der Königin Aufmerksamkeiten erwies. Alle Freuden, welche die Liebe bieten kann, wurden den beiden Liebenden zu Theil.

Doch geheime Schuld spricht mit vernehmlicher Sprache, und wenn sie auch lange Zeit verborgen ihr Wesen treiben kann, sie verräth sich doch einmal.

Ein vertrauter Gefährte Tristan's war Mariodo, des Königs Truchseß, der hatte ein Auge auf die schöne Königin geworfen, und wie die Eifersucht die Blicke schärft, bemerkte er bald den Liebesumgang Tristan's und Isoldens, und theilte dem Könige seine Entdeckung mit. Der getreue, in Einfältigkeit ehrenfeste König unterzog sich höchst ungern der nähern Beobachtung seiner Gemahlin, er liebte die schöne Isold innig und seinen Neffen Tristan nicht weniger, und nur schwer fand ein Argwohn Eingang in sein argloses Gemüth, zumal er selber am meisten dadurch litt. Er stellte seine Gemahlin öfter durch verfängliche Reden auf die Probe, aber wenn er das einemal auch glaubte Beweise ihrer Schuld zu finden, so wußte Isold, von der schlauen Brangäne angewiesen, ihrem Gemahl doch immer wieder seine argwöhnischen Gedanken auszureden, vor den schmeichelnden Liebkosungen des schönen Weibes konnten die Anschuldigungen Mariodo's nicht bestehen, und der Kämmerer mußte sich schließlich seines Versuches begeben, den Zorn des Königs zu entflammen, die Freude der Liebenden aber dauerte fort. Doch eins hatte Mariodo erreicht:

der König setzte nicht mehr wie früher ein blindes Vertrauen auf die Treue seines Weibes, sondern er schaute selber aufmerksamer aus als früher und lieh fremden Einflüsterungen sein Ohr.

Am Hofe befand sich ein Zwerg, Namens Melot, der war listig und durchtrieben, wohlberedt und dem Könige vertraut. Ihn stachelte nun der Truchseß an, dem Neffen des Königs Schlingen zu legen. Melot beredete den König, auf die Jagd hinauszuziehen und zu sagen, vierzehn Tage wolle er ausbleiben. Tristan, der zurückblieb, verabredete und hielt mit der Königin nächtliche Zusammenkünfte unter einer Linde, die in der Nähe der Kemenate stand, und der listige Zwerg wußte das auszukundschaften. Er gab dem Könige Nachricht, Marke kam heimlich zurück und stieg mit dem Zwerge auf den Baum, um zu lauschen. Tristan aber, der zuerst am Orte des Stelldichein erschien, gewahrte im Mondschein die Schatten der beiden Männer in den Zweigen, er gab, als Isold sich nahte, ihr einen Wink, und statt des Liebesgekoses erfolgte nun ein Zwiegespräch, in welchem Tristan in demüthigster Weise die Königin anflehte, sie möge ihre Fürsprache für ihn bei König Marke einlegen, da durch die Reden der Verläumder bewogen, der König dem Tristan seine Gunst entziehe. Isold antwortete sehr kühl, sie fände es sehr verwegen, daß Tristan es wage, die Königin zu einer nächtlichen Zusammenkunft einzuladen, auch wisse er selber ja sehr wohl, daß er ihren Oheim erschlagen und die Königin deshalb wohl Grund zum Haß, nicht aber zur Neigung für Tristan habe. Doch sei sie bereit, diese Fürsprache einzulegen und mit dem Könige einmal offen zu reden, denn auch sie habe zu leiden unter den Reden der Verläumder, da ihr Herz doch — sie beschwur das mit einem hohen Eide — keinem andern Manne jemals Einlaß gegönnt habe, als demjenigen, dem ihre ersten Gunstbezeigungen zu Theil geworden wären.

Als König Marke das auf seinem Baume hörte, wurde er betrübt und traurig, daß er sich habe bereden lassen, an der Treue seines Weibes zu zweifeln, und durch vermehrte Freundlichkeit und erneute Gunstbezeigungen suchte er sein vermeintes Unrecht wieder gut zu machen.

Aber der Kampf zwischen der Verschlagenheit des Liebespaares und der List der Lauscher, zwischen der Gutmüthigkeit des Königs und seiner argwöhnischen Eifersucht war einmal begonnen und kam nicht wieder zur Ruhe. Von den Widersachern des Liebespaares angetrieben, forderte König Marke, Isold solle ihre Unschuld durch einen Eid und ein Gottesgericht darthun. Isold konnte sich nicht weigern, aber sie gerieth bei sich in große Noth, in welcher sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie mit Fasten und mit Beten zu dem gnadenreichen Krist flehte, er möge ihr doch beistehen und ihr in ihrer Noth hilfreich sein. Und er half auch, mit ausgesuchter Schlauheit wußte Isold es so einzurichten, daß sie ihren Eid der Wahrheit getreu schwören konnte und den König dennoch täuschte, und als sie darauf muthig das glühende Eisen angriff, und es in Gottes Namen trug, da verbrannte sie sich nicht.

„Da wurde klar ans Licht gestellt
Und bewährt vor aller Welt,
Daß der tugendreiche Krist
Windschaffen wie ein Aermel ist.
Er fügt sich gern und schmiegt sich an
Wie man es nur verlangen kann,
So gefüge stets und wohl
Als er nach allen Wünschen soll,
Er ist den Herzen gleich bereit
Zum Truge wie zur Wahrheit.
Sei's zum Ernste, sei's zum Spiel,
Er ist wie man ihn haben will.
Das war hier wohl zu schauen
An der gefügen Frauen.
Ihr half die Verschlagenheit
Und ihr vergifteter Eid
Mit dem sie falsch vor Gott gespielt,
Daß sie die Ehre behielt
Und wurde da von neuem
Von Marke dem getreuen
Sehr geminnt und geehrt,
Dazu gepriesen und gehehrt
Von Land und Leuten allerwärts."

Tristan war indessen von England aufgebrochen und hatte sich zum Herzog Gilan von Swales begeben, der besaß ein Hündchen von seltner Schönheit. Um es zu gewinnen, besiegte und erschlug Tristan in heißem Kampfe einen Riesen, dann sandte er durch einen Spielmann das Hündchen an Isold, welche ihm einen Brief zurückschickte, in welchem sie ihm mittheilte, aller Argwohn des Königs sei gestillt, Marke sei ihm wieder hold und willig wie je zuvor, er möge nur wiederkommen.

Tristan folgte dem Gebote der Geliebten, Marke hatte alles vergessen, die Liebenden fanden am Hofe des Königs wieder ihre Freude. Doch das alte Sprichwort hat wohl Grund:

„Und hüte man sich noch so sehr,
So blieben doch zu trennen schwer
Die Augen von dem Herzen,
Die Finger von den Schmerzen."

Sogar König Marke verstand das Geberdenspiel, in welchem die verhaltene Leidenschaft der Liebe sich Bahn brach, oft gewahrte er, wie sie so süß und sehnlich einander ansahen, daß es ihm durch die Seele ging und seinen Haß erregte und seinen Zorn aufstachelte. In einer Stunde solcher leidenschaftlichen Erregung ließ er die Schuldigen vor sich kommen und sprach zu ihnen: „Ich habe nun lange gewartet, ob Ihr beide nicht meinetwegen Euer Spiel lassen wolltet, denn Eure Falschheit bricht mir das Herz, aber ich kann an Euch beiden die Liebe nicht tödten, und ich kann es jetzt nicht länger mehr dulden. Ich will Eure Schuld nicht so rächen, wie ich billig sollte, ich will

Euren Tod nicht, Ihr seid mir immer noch, wie ungern ich es gestehe, zu lieb dazu. Doch weil Ihr Euch beide einander viel lieber seid, als ich Euch bin, so mögt Ihr denn nun beide fortan nach Herzenswunsch und Begehr beisammen sein: entfernt Euch beide von meinem Hofe, mit mir könnt Ihr fortan keine Gemeinschaft haben."

Da neigten sich Tristan und Isold mit mäßigem Leide vor dem Könige, dann nahmen sie sich traulich bei der Hand, seine Harfe, sein Schwert und seine Armbrust führte Tristan mit sich, und einen seiner Hunde. Brangäne blieb am Hofe des Königs zurück, vielleicht konnte sie den Liebenden da von Nutzen sein.

Auf der Jagd hatte Tristan einst in einem wilden Steine eine Höhlung entdeckt, sie war in der heidnischen Zeit von Riesen in den Berg gehauen und war schon von ihnen zu einem heimlichen Zufluchtsorte für Liebende bestimmt worden. Dahin zogen Tristan und Isold, und in dieser Liebesgrotte erblühten ihnen nun die seligsten Tage ihres Lebens. Die Liebesgrotte war weit, hoch und rund, weiß wie Schnee waren die Wände, oben am Schluß der Wölbung hing eine Krone, die von edeln Steinen funkelte. Der Estrich war von grünem Marmor, in der Mitte stand ein schönes Bett aus lauterm Kristall. Ein ehernes Thor schloß die strahlende Grotte, davor standen drei ästereiche Linden, durch das grüne Gras rieselte ein kühler, klarer Quell, den schirmten die Linden vor Regen und vor Sonnengluth. Um die Wette schien das liebliche Grün und die lichten Blumen, von den Zweigen tönten die Weisen der Vögel so wunderbar hernieder, wie an keinem andern Orte der Welt, und nirgend wehten die Lüfte so sanft und schmeichelnd wie hier. Das liebliche Thal, in dem die Liebesgrotte lag, war von wilden Felsen und wüsten Gefilden auf eine Tagereise in der Runde umgeben.

An diesem wonnigen Orte brachten Tristan und Isold nun ihre Tage zu, und ihr Glück war so groß, daß sie — wie der Dichter scherzend sagt — weder des Trankes noch der Speise bedurften, die treue Liebe, die sie zueinander hegten, war die beste Kost für sie, die Liebe ging auf Schritt und Tritt und zu jeder Stunde mit den beiden, und was man zum Glück nur wünschen kann, das gab sie ihnen im Ueberfluß. Es schuf ihnen auch wenig Pein, daß sie so einsam waren, selbst Artus, der reiche König, gewann in seiner Festschaar und in seinem Fürstenhause keine solche Wonne, die Liebenden hätten für sein Glück nicht einen gläsernen Ring gegeben, sie hatten ein weit schöneres Ingesinde, als der König, ihr Ingesinde war die grüne Linde, der Schatten und die Sonne, der klare Quell, Gras und Laub und Blumen, ihr Ingesinde war die süße Nachtigall, die Drossel und all die tausend Waldvöglein, welche alle wie zum Wettstreit mit einander sangen. Dieses Gesinde diente jederzeit den Liebenden, und ihr Hoffest war die Minne, die Krone ihrer Lust, die zauberte den beiden zu jeder Stunde ins Auge und in die Brust alle Lust und alle Pracht, wie Artus an seiner Tafelrunde nur je sie genoß.

Und nun, sagt der Dichter, laßt es Euch nicht verdrießen, wenn ich Euch erkläre, was die Liebesgrotte zu bedeuten hat. Die runde Wölbung der Grotte bezeichnet die Einfalt der Liebe, die soll keinen Winkel haben, denn der

Winkel deutet auf Falschheit und List. Die Weite der Grotte ist die Kraft der Liebe, der nichts Ziel und Ende schafft, die Höhe ist der hohe Muth, der in den Wolken schwebt und in ihnen ruht, denn keine Höhe ist ihm zu viel, wenn er sich halten will da oben, wo alle Tugenden sich zusammen wölben zum Schluß, zu der Krone, die, ein Sinnbild aller Tugenden, von herrlichem Gesteine leuchtet und strahlt, so daß wir, deren Muth am Boden schwebt, immerfort hinaufschauen zu dem Geschmeide, das über uns in den Wolken schwebt, und unserm Muthe wachsen davon die Schwingen, daß er noch der Tugenden Lob erringen kann.

Die Wand war glatt und so weiß wie Schnee, kein Farbenwechsel sollte an ihrem gleichen Scheine sein, damit der Argwohn und die Eifersucht keine Handhabe und kein Merkmal fänden, wo sie haften könnten. Der Estrich von grünem Marmor ist ein Bild der Stetigkeit, die nicht wankt, und immer neu ist, wie das Grün der Natur. Das Bett in der Mitte war von Kristall, denn die Liebe soll so rein, so durchsichtig und lauter sein wie Kristall. Vor dem ehernen Thor lagen zwei Riegel, eine Klinke war hinausgeleitet durch die Wand, sie wurde von einer Handhabe gehoben, weder Schloß noch Schlüssel waren sonst mehr da, denn was man außerhalb zum Verschluß anlegt, darin wird Falschheit und Mißtrauen gekennzeichnet, ein ehernes Thor liegt vor der Grotte, in die niemand gelangen kann, als nur durch Liebe. Von den beiden Riegeln war der eine von Zedernholz, der bedeutete die Weisheit der Minne, der andere, von Elfenbein, ihre Keusche und Reinheit, mit diesen edeln Riegeln bewahrt die Liebe ihr Haus vor Gewalt und falschem Sinne. Die geheime Handhabe war von Zinn, der Riegel von Gold, wer mit rechter Güte seinen Sinn auf Minne wenden kann, den trägt der unscheinbare Haft von Zinn zu goldnem Glück.

Oben in der Liebesgrotte waren nur drei kleine Fensterlein in den festen Fels gehauen, durch welche die Sonne dringen konnte, die drei hießen Güte, Demuth und Zucht, und der süße Schein, der durch diese Fenster strahlte, war das hehrste, das beste Licht, nämlich die Ehre. Die Liebesgrotte lag so allein mitten in der wüsten Wildniß, weil der Liebe Statt und Ort nicht an den Straßen liegt, noch auf offenem Gefilde, nur verwachsene Steige führen zu ihrem stillen Gehege. Wem aber das gute Glück die Wildniß erschließt, der hat, wie viel Arbeit er auch trug, sie doch gar selig verwandt, denn er findet des Herzens lieblichstes Spiel, und nur ungern mag er wieder scheiden.

Das treue Paar, Tristan und Isolde, hatten nun in Wald und Gefild genug der Muße und der Lust. Morgens, wenn noch der Thau auf den Blumen lag, wandelten sie beide die kühle Wiese entlang, viel holde Märe sagten sie sich und lauschten auf den süßen Vogelgesang. Dann wandten sie auch wohl den Gang zu der kühlen Quelle, sie lauschten ihrem Klange, und saßen nieder und ruhten sich, und horchten auf des Brünnleins Rauschen und Gießen, und das war ihre Wonne. Wenn dann die Sonnengluth den Blick zu blenden begann, dann gingen sie zu der süßen Linde, die labte sie mit neuer Lust, in ihrem Schatten saßen sie auf der blumigen Ruhebank, Hand in

Hand, und gedachten voll Sehnen an die, welche vor Zeiten um ihrer Liebe willen gestorben waren, und betrauerten das Weh, das so manches treue Herz brach. Waren sie solcher Liebeskunden satt, dann gingen sie zu der Liebesgrotte, dann ließen sie die Harfe erklingen und ihre Stimmen in sehnsüchtigen Liedern ertönen, und süß und lieblich verschlangen sich die Töne der Harfe und der Stimmen. Alles was je von Liebe ersonnen war, das reichte nicht an die Wonne dieser beiden, denn noch nie kam die Liebe aus so lauteren und treuen Herzen, wie bei diesen Liebenden.

Während aller dieser Zeit rang der traurige König mit schwerem Kummer; um sich zu zerstreuen ritt er auf die Jagd und gelangte zufällig an die Liebesgrotte. Tristan und Isold hatten ihn kommen sehen, sie hatten sich beide von einander abgewandt auf das Ruhebett gelegt, in ihrer Mitte Tristan's scharfes Schwert. König Marke erblickte die beiden in dieser Stellung durch eins der kleinen Fenster, gerührt glaubte er ihnen doch wohl Unrecht gethan zu haben und berief sie wieder an seinen Hof. Kurze Zeit währte wieder die allgemeine Eintracht, doch bald erblickte Marke mit seinen eigenen Augen die Untreue seines Weibes, und im Zorn ging er von dannen, seine Mannen zu rufen. Nun blieb für Tristan nichts mehr übrig, als die Flucht. In den rührendsten Worten nahmen die Liebenden Abschied. „Nun müssen wir scheiden von einander," sprach Tristan, „und für uns beide bietet sich nun nimmermehr solche Freude wie vorher. Laß uns daran gedenken, wie heiß wir uns bis jetzt geliebt, und laß uns einander lautere Treue bewahren. Laß mich aus Deinem Herzen nicht, in meinem Herzen wirst Du weilen, bis es brechen wird. Wie mir es schwer sein wird, die Ferne von Dir zu tragen, so vergiß mich um keine Noth. Süße Freundin, schöne Isold, nun gilt es den letzten Kuß!"

„Unsere Herzen und unsere Sinne," sprach Isold, „sind so lange und so enge vereinigt gewesen, sie werden nimmer lernen, was scheiden und vergessen sei. Ob Du mir nahe bist oder fern, so soll in meinem Herzen doch kein Leben und kein Weben sein, als Tristan, der Du mein Leben bist. Nun sieh, daß kein anderes Weib mich je von Dir scheide, so manches Jahr ist unsere Liebe und unsere Treue in uns ja so rein gewesen. Nimm diesen Ring und wenn Du ihn ansiehst, so gedenke daran, wie bitter dieses Scheiden uns jetzt ans Herz greift, wir haben die Liebe getragen so manche Stunde, laß sie uns tragen bis an den Tod. Und so laß diesen Kuß das Siegel sein, daß Du mein verbleibst und ich Dein bis an den Tod: ewig Eins nur Tristan und Isold!"

Da schieden die beiden in solcher Marter wie noch nie. Tristan ging zur See und lenkte seines Schiffes Kiel zur Normandie, und von da aus durchirrte er manches Land, denn nirgend fand er Ruhe.

Auch in sein Land Parmenien kam Tristan, den treuen Rual fand er todt und beklagte ihn, die Söhne desselben begrüßten ihn mit hoher Freude und baten ihn, bei ihnen nun zu verweilen. Doch der traurige Tristan übergab sein reiches Land den Söhnen Rual's und suchte wieder Kampf und Streit.

Am Meeresstrande lag ein Herzogthum Arundel, dessen Herzog Jovelin wurde von seinen Feinden hart bedrängt. Tristan half ihm, nahm die feindlichen Anführer gefangen und beendete auf diese Weise den Krieg. Herzog Jovelin hatte eine Tochter von ausnehmender Schönheit, die hieß Isolde, mit dem Beinamen Weißhand. So oft Tristan sie in ihrer Schönheit erblickte und ihren Namen aussprach, dann regte sich immer wieder neu seine alte Herzenstrauer, er gedachte der anderen, der blonden Isolde, die er verlassen mußte, und seine Brust wurde heißen Schmerzes voll. Und doch liebte er diesen Schmerz, er däuchte ihn süß und gut, denn alle Schmerzen, die um die blonde Isold ihn trafen, behagten ihm mehr, als alle Freuden unter dem Monde. Deshalb sah er auch die weißhändige Isold gern, weil sie ihn an seine Geliebte erinnerte. „Wenn es auch meine Isold nicht ist," sagte er bei sich, „die ich hier in Arundel sehe, so will ich doch allem, was ihres Namens Siegel schmückt, immerdar Liebe entgegen tragen." Isolde Weißhand aber liebte den Helden, dessen Ruhm von Land zu Land ging. Der Herzog des Landes sah es gern, daß Tristan mit seiner Tochter sich beschäftigte, denn wenn es ihm gelang, den Helden dauernd an sich zu fesseln, so konnte kein Nachbar ihm mehr mit Krieg drohen. Kaedin, Isolde Weißhand's Bruder, ermunterte seine Schwester, sich dem Helden liebenswürdig zu erweisen, und von den Reizen der schönen Maid gefesselt, sah Tristan nun die weißhändige Isold auch um ihrer selbst willen gern. Doch darüber machte er sich in seinem Herzen Vorwürfe und schalt sich treulos, denn sicher wie den Tod wüßte er doch, daß die blonde Isold, die seinetwillen so manchen Schmerz getragen, nimmermehr irgend einem andern ihre Liebe zuwenden, sondern sie ihm ganz allein bewahren würde. Nun dichtete er Lieder auf den Namen seiner Isold und sang sie zur Harfe in süßen Weisen, Isolde Weißhand aber bezog sie auf sich, und ihr sehnlich Leid wuchs und ihrer selbst vergessen legte sie oft ihre Hand auf Tristan's Hand.

So trieben sie beide die Stunden hin, sie hatten beide Jammer, doch er war ungleich, sie gingen nicht im gleichen Schritt vereinter Liebe mit einander. Und wenn die Schönheit der weißhändigen Isold auch manchmal Tristan bewog, ihr Huldigungen zu erweisen, so blieb sein Herz doch der blonden Isold getreu, und nun war sein Leid ein doppeltes, um die lichte Isold von Irland trug er sehnend Leid, und die mit den weißen Händen, die stolze Maid von Arundel, strebte er zu fliehen, sie aber setzte ihr Werben um ihn fort, und wenn er floh, so verfolgte sie ihn so süß, daß seine Sinne sich zu verwirren begannen. Traurig sprach Tristan zu sich selbst: „So tief des Rheines Schooß auch ist und wie weit seine Wellen auch fließen, so wäre er doch wohl auszuschöpfen, gösse man nur Guß um Guß hin, und selbst das größte Feuer muß verlöschen, wenn man ihm einen Brand nach dem andern entwindet. So ist es auch mit der Liebe, auch ihre Gluth muß zergehen, wenn sie allmälig verringert wird, und auch meine Liebesnoth muß schwinden. Die Treue, die ich zu meiner Isold trage, läßt mich wenig Freude schauen, ich verschwende Leib und Leben und gewinne doch keinen Trost. Ich werde nie von Isold getröstet und kann doch nicht mit meinem Herzen von ihr

kommen, ja sie hat nicht einmal nach mir gesandt. Wo sollte sie mich doch aber auch suchen? Bin ich nicht den ungewissen Winden übergeben? Wo findet man meinen Ort? Um Isold meide ich manches andere Weib, und doch darf ich von ihr nicht begehren, was mir auf Erden Freude geben soll.“ — —

Hier schließt Gottfried's Gedicht, es scheint, als habe der Tod noch im rüstigen Alter ihm die Feder entwunden. Zwei andere Dichter haben dem unvollendeten Epos einen Schluß hinzugefügt, doch ihre Arbeit reicht nicht von fern an die herrliche Darstellungsweise Gottfried's. In einem Streite war Tristan wieder in die alte Wunde getroffen worden, welche ihm Morold's vergiftetes Schwert einst schlug, und diese Wunde konnte niemand heilen, als Isold. Tristan sendete einen Boten zu ihr mit dem Ringe, den sie ihm beim Scheiden gab, und gebot dem Boten, ein weißes Segel aufzuspannen, wenn sie mit ihm komme, ein schwarzes, wenn er allein zurückkehre. Als die blonde Isold ihren Ring sah und von Tristan's Unglück hörte, folgte sie dem Boten sofort. Mit einem weißen Segel nahte sich das Schiff der Küste von Arundel, doch Isolde Weißhand antwortete, von Eifersucht getrieben, auf Tristan's angstvolle Frage, das Schiff trüge ein schwarzes Segel. Bei diesen Worten sank Tristan zurück, sein Herz brach. Die blonde Isold eilte herbei, als sie des Geliebten Leiche fand, warf sie sich über ihn hin, der Schmerz tödtete auch sie. Die Liebenden wurden Seite an Seite in Einem Grabe bestattet, eine Weinrebe und eine Rose pflanzte man auf den Hügel und beide wuchsen hoch empor und verschlangen sich aufs wunderbarste in einander. —

So weit der Schluß, den Ulrich von Türheim und Ulrich von dem Türlin hinzufügten.

Den Inhalt von Gottfried's Gedicht haben wir in kurzen Worten gegeben, die schwerlich einen Begriff von der Schönheit des Originals geben werden. Es ist eine wunderbar berauschende Darstellung, eine unnachahmliche Schönheit der Form, ein unergründlich tiefer Blick in die Seelen der Menschen, die aus Gottfried's Werk uns entgegenleuchten. In keiner Poesie dürfte Schöneres gefunden werden, kein italienisches Gedicht, kein Tasso, kein Petrarka hat herrlicher von der Liebe gesungen, als Gottfried von Straßburg, der deutsche Meister. Es ist wirkliches, wahres, volles Leben, das in seinen Versen strömt und fluthet, die Welt der Wirklichkeit tritt mit allen ihren Freuden, welche die Brust schwellen, mit allen ihren Leiden, welche das Herz zusammenpressen, vor unsern Blick. Der Dichter selber spricht im Eingange seines großen Werkes so schön über das Ziel, das er sich vorgesetzt:

„Ich hab' ein neues Thun mir jetzt
Der Welt zu Liebe vorgesetzt
Und edeln Herzen zum Genuß,
Den Herzen, die ich lieben muß,
Der Welt, die meinem Sinn gefällt:
Nicht mein' ich aller andern Welt,
Die Welt, von der ich höre sagen
Daß sie kein Mühsal möge tragen
Und nur in Freuden wolle schweben.

Solch Leben ist nicht *meine* Welt,
Eine andre Welt mir wohlgefällt:
Die zusammen hegt in Einer Brust
Das süße Leid, die bittre Lust,
Das Herzensglück, die bange Noth,
Das sel'ge Leben, leiden Tod,
Den leiden Tod, das sel'ge Leben.
Dem Leben hab' ich meins ergeben,
Der Welt will ich ein Weltkind sein,
Mit ihr verderben und gedeihn!"

Und der große Dichter hat nach nichts anderm gefragt, als nach dem, was das Leben ihm bot, das Leben, das ganze volle Leben mit *allen* seinen Seiten wollte er schildern, er hat es ausgeführt, und nur wenn wir diesen Gedanken festhalten, können wir sein herrliches Gedicht verstehen und uns laben an der Schönheit seines Liedes. Es gibt manchen Dichter des deutschen Mittelalters, der unsern Gottfried an Tiefe der Gedanken, an erhabenem Schwunge der Ideen überragt, an *Schönheit* erreicht ihn keiner, und keiner an vollendeter Kunst der Karakterschilderung, an treuester Darstellung der Seelenzustände. Wenn wir der aufblühenden Liebe zwischen Riwalin und Blanscheflur folgen, keimt und wächst und prangt sie nicht vor unseren Augen, ergreift sie uns nicht mit solcher Wahrheit und Gewalt, als wären wir selber eines der Liebenden, als bewegten in unseren eigenen Herzen sich die widerstreitenden Gefühle, das Jauchzen bis zum Himmel hinauf, die Betrübtheit bis zum Tode? Ergreift uns nicht in tiefster Seele Blanscheflur's Leid, als Riwalin von ihr scheiden will? Und doch trägt selbst die Darstellung des bittersten Leides den Stempel reinster Schönheit, und selbst die Thränen des tiefsten Kummers entzücken noch unser Gefühl. Auch da, wo ein Unglück nach dem andern hereinbricht, eins immer härter als das andere, als Riwalin fällt und Blanscheflur stirbt, als Morgan mit seinen Schaaren das Land überfluthet, wie maßvoll bleibt die Schilderung Gottfried's, wie bewahrt er in aller seiner Darstellung immer noch die Schönheit der Form. Als Tristan nun heranwächst, geraubt wird und durch seinen Geist und seine anmuthige Erscheinung die Zuneigung seines unbekannten Oheims sich erringt, wie frisch ist das Leben in dieser Erzählung, wie lieblich kindlich und über die Umgebung doch weit emporragend erscheint uns der jugendliche Tristan. Mit großer Kunst deutet der Dichter schon an, wie sein Held dereinst, erwachsen, durch seine Vollkommenheiten die Herzen der Menschen wie im Sturme für sich gewinnt und fortreißt. Einen ganz anderen Karakter trägt wieder die Stelle, in welcher beschrieben wird, wie Tristan die Ritterwürde empfängt. Bescheiden tritt der Dichter zurück, statt meiner, sagt er, müßten die großen Dichter herantreten, welche die Welt bereits entzückt haben, in ihre Hände müßte ich die Aufgabe niederlegen, der ich nicht gewachsen bin. Gleichwohl gibt Gottfried darnach noch selber eine Schilderung der Schwertleite, welche mit jeder andern Schilderung dieses hohen Ritterfestes in die Schranken treten kann. Bang ergreifend und aufs höchste spannend ist der Kampf mit Morold, den beide Helden auf der öden Insel ausfechten. Gott-

fried wendet hier einen Kunstgriff an, dessen schon früher Wolfram von Eschenbach in der Schilderung des Kampfes zwischen Parzival und Feirefiß sich bediente; nachdem er erzählt, daß Morold vierfache Manneskraft besaß, so fährt er fort: auch auf Tristan's Seite kämpften vier Mann, nämlich Gott, Recht, Muth und Tristan. Und durch Einführung dieser vier Personen weiß Gottfried den Kampf nun so wechselvoll, so lebendig zu gestalten und seinem Vortrage so viel Abwechslung zu geben, daß kein Vers der langen Schilderung uns zuviel dünkt und die Erzählung nicht im mindesten ermüdet. Seine großartigste Kunst aber entfaltet der Dichter erst da, wo seine Heldin Isold auf den Schauplatz tritt. Wo die Schönheit des Gesanges geschildert wird, da tritt Gottfried hart neben das Volksepos, Tristan's Kunst wetteifert mit Horand in der Gudrun. Der glücklichste Satzbau läßt alle Ereignisse in vollendeter Klarheit vor uns erscheinen, mit den Reimen spielt der Dichter, oft genug sind die Endreime ihm noch nicht hinreichend, er wirft auch Binnenreime in seine Verse, in vollendeter Kunst vereinigt er alles, was uns entzücken kann. In den Stellen, wo von König Marke's Eifersucht gehandelt wird, sinkt, dem Gegenstande gemäß, die bewegte Welle des Gedichtes wieder zu ruhigerm Fluß, um dann sich von neuem in der Schilderung der Liebesgrotte auf den Gipfel schwungvollster Beschreibung zu erheben. Meisterhaft durch die äußere Darstellung, den unruhigen Vers, die langen Perioden gekennzeichnet ist das Sinnen und Grübeln Tristan's am Schluß des Gedichtes, und selbst hier, wo eine ganz neue Situazion geschaffen wird, dauert das poetische Vermögen unvermindert fort, immer neu sind die Vergleiche, immer treffend die Bilder, unerschöpflich der echt dichterische Ausdruck.

Ebenso groß wie in der äußern, schönen und kunstvollen Darstellung ist Gottfried in der Zeichnung der Karaktere und in der Gruppirung der Begebenheiten. Die Nebenpersonen sind mit wenigen, doch bedeutungsvollen Strichen gezeichnet, sie füllen ihren Platz vollständig aus, aber sie beeinträchtigen in keiner Weise das Interesse an den Hauptpersonen. Wo den Nebenpersonen auch nur ein geringer Raum gegeben ist, da gewinnen wir doch ein klares Bild von ihnen. Wie scharf gezeichnet sind z. B., wenn auch nur in den äußersten Umrissen, die gefällige Meisterin Blanscheflur's, der Herzog Morgan, der Kämmerer Gurmun's. Der Held und die Heldin sind mit einer Festigkeit und innern Wahrheit durchgeführt, welche nirgend auch nur einen Schritt vom rechten Pfade abirrt. Alle ihre Handlungen sind mit großer Umsicht vorbereitet und vorher bestimmt; mit welcher Kunst und gerade zur rechten Zeit führt z. B. das aus Tristan's Schwert gebrochene Stückchen Stahl die Entdeckung herbei, und doch thut der Dichter in keiner Weise seinem Stoffe Zwang an. Nichts in dem ganzen Gedichte ist jedoch tiefer begründet als die Liebe zwischen Tristan und Isold, und der Zaubertrank, den die Königin bereitet, erscheint fast als eben solcher Scherz des Dichters, als wenn er sagt, die Liebenden schauten in der Liebesgrotte einander an, und das ernährte sie. Man kann den Zaubertrank völlig streichen, ohne eine Lücke des Gedichtes zu empfinden, ein so großer Dichter wie Gottfried von Straßburg braucht keine so armselige Eselsbrücke wie Zaubertrank u. dgl. anzuwenden,

wer einen so klaren Geist besitzt, daß er über Gottesurtheile schon im 13. Jahrhundert spotten konnte, der glaubt an keine Zaubertränke. Die Liebe des Helden und der Heldin beruht auf der wunderbaren Sympathie beider Naturen, und entsprang aus der Gunst der Umstände. Isold eben sowohl wie Tristan war eine leicht erregte, reich begabte, poetische Natur, die sich mit Energie der platten Alltäglichkeit, welche der Kämmerer personifizirt, gegenüber stellt, ebenso wie Tristan am Hofe König Marke's durch seine glänzenden Gaben den Neid vieler Hofleute erregt. Isold wie Tristan sind Liebhaber der Musik und des Gesanges und selber hervorragende Künstler, in beiden glüht eine starke Leidenschaftlichkeit, in beiden zeigt sich eine Geringschätzung des Herkömmlichen, welche den gesellschaftlichen Formen in ihren Augen fast allen Werth nimmt. Dieser letzte Zug ist sehr fein aufgefaßt und sehr wahr, er findet sich bei allen großen Geistern, die ihres Werthes sich bewußt sind. Zu dieser gleichartigen, sich so innig verwandten Anlage tritt die Macht der Umstände. Als todtkranker und doch noch so herrlicher Sänger tritt Tristan zuerst vor Isold, das Mitleid und die Bewunderung bahnten ihm den Weg zu ihrem Herzen, und beides hat noch nie seine Wirkung auf edle weibliche Herzen verfehlt. Als Tristan genesen ist, wird Isold seine Schülerin, sechs Monate lang, er unterrichtet sie im Gesange, in fremden Sprachen, sie lernt mit großem Eifer von ihm. Als er nachher den Drachen erschlagen hat, ist Isold die erste und einzige, die den Tantris, der in glänzender Ritterrüstung daliegt, erkennt, sie ist es wiederum, die in ihm den Tristan entdeckt, alles deutet darauf hin, daß ihre Gedanken auf das eifrigste sich mit ihm beschäftigen, ja es ist sogar schon auf die wachsende Liebe Isoldens hingewiesen; als sie im Bade ihn tödten will, sinkt vor seinen Blicken ihr Schwert wiederholt nieder. Diese beiden reich begabten, innig verwandten Naturen werden nun zusammen auf ein enges Schiff gebracht, wo sie täglich einander sehen müssen, die höchste körperliche Schönheit tritt auf beiden Seiten noch wirkungsvoll hinzu — wahrlich, es hätte eines Zaubertrankes bedurft, um diese beiden ohne Liebe zu lassen. Der Dichter sagt aber auch selber mit klaren Worten, daß Isolde schon früher dem Tristan hold war, denn wie gern gedenkt sie, nachdem die erste mädchenhafte Scheu überwunden, der Tage, als Tristan, ein armer kranker Flüchtling, auf seinem Schiffchen der irländischen Küste nahte.

Dieselbe glühende Leidenschaft war es, welche beide zu einander trieb, und doch äußert sich die leidenschaftliche Liebe durchaus nicht gleichmäßig bei Tristan wie bei Isold. Das Weib wird naturgemäß gänzlich von der Gluth erfüllt, alle anderen Regungen in ihr dermaßen überboten, daß sie nicht einmal mehr daran denkt, der Vorsicht Rechnung zu tragen. Unter jeder Trennung leidet Isold am meisten, denn sie muß warten, was da folgt, und hat Zeit zu grübeln und sich zu sehnen, während Tristan sich durch Jagd und andere Geschäfte zerstreuen kann. Auch der Umstand zeugt von großer Kenntniß des Lebens, daß beim letzten Abschiede der Mann seinen Schmerz in wenige schwerwiegende Worte zusammenpreßt, während das Weib sich in längerer Klage Luft macht.

Höchst schwierig war die Schilderung des Karakters des Königs Marke.

Er mußte als unbedeutende Person erscheinen, um das Interesse an den Liebenden nicht zu drücken, er versteht keine Kunst, er ist nicht tapfer, nicht einmal glücklich als Jäger, er läßt uns kalt. Aber es mußte auch bei aller Schwäche eine gewisse Festigkeit in ihm wohnen, sonst hätte seine Stellung als Oberhaupt des Staates gar keinen Bezug auf den Verkehr der Liebenden gehabt, die Hindernisse ihrer Liebe wären uns kleinlich, fast lächerlich erschienen, und es wäre schließlich jeder Grund zur Trennung des Paares weggefallen. Wäre dem Marke aber eine hervortretende Energie zu eigen gewesen, so wäre sein immer wiederholtes Einlenken unmöglich gemacht worden, eine jähe Katastrofe wäre dann der einzig denkbare Ausweg gewesen. Alle diese Klippen weiß der Dichter mit großer Geschicklichkeit zu vermeiden. Kunstvoll ausgeführt und an passendster Stelle eingefügt ist Rual der Getreue, in den Zeiten der Noth mildert seine Treue die schmerzlichen Eindrücke, in der Zeit, wo der eigentliche Held noch Kind ist, tritt Rual in den Vordergrund, um mehr und mehr niederzutauchen, je bedeutungsvoller Tristan sich darstellt, und als Tristan zum letztenmal, ein unstäter Flüchtling, in sein Reich einkehrt, da empfängt ihn die Nachricht, Rual, der Getreue, weile nicht mehr unter den Lebenden.

Fassen wir nun alles, was wir betrachteten, zusammen, so erkennen wir unzweifelhaft, daß Gottfried von Straßburg ein Dichter erster Größe ist, gleich vollendet in der Form wie in der meisterhaften Anordnung des innern Baues seines herrlichen Werkes.

Aber wie verhält sich denn das mit dem Vorwurfe, den so viele fromme Leute mit vollen Backen in die Welt hineingeschrien haben: Gottfried sei ein Priester der Lüge, ein Profet der Unsittlichkeit, ein Gotteslästerer, ein Jugendverführer u. s. w. u. s. w.?

Ein Erbauungsbuch für weinerliche Seelchen hat Gottfried allerdings nicht schreiben wollen, und es scheint uns kein Schaden, daß er dieses ohnehin stark kultivirte Feld nicht auch bebaut hat. Daß die Handlungen seiner Helden mit den Geboten der Moral nicht immer im Einklange sind, sogar stark gegen sie verstoßen, ist vollkommen richtig. Aber hat Gottfried denn auch Tugendhelden schildern wollen? Sagt er nicht selbst, das ganze volle Leben mit seinem Leid und seiner Lust solle Gegenstand seines Gedichtes sein? Hat er nicht selber seine Helden getadelt, wo die Leidenschaft sie zu Vergehungen hinreißt, wie z. B. Isold zum Meineid? Ist es denn nur erlaubt, durch die Kunst Stoffe darzustellen, welche eine bestimmte vorschriftsmäßige Färbung und Gestalt zeigen? Sind denn alle Leidenschaften von der Darstellung durch die Kunst ausgeschlossen? Und wer sie darstellt, empfiehlt der sie zur Nachahmung? Hat der keinen andern Zweck, als seine Waare anzupreisen? Und steht Gottfried in seinen Schilderungen und Karakteren denn etwa allein? O es ist eine stolze Schaar, welche sich zu ihm gesellt, die höchsten und herrlichsten Dichternamen vereinigen sich mit dem seinen: die Sakuntala des Kalidasa versäumt die heiligste Zeremonie über ihre Liebe, der Tankred des Torquato Tasso vergißt Jerusalem und Heidenthum um der geliebten Klorinde willen, die Julia des Shakespeare belügt ihre Eltern, um dem Geliebten treu bleiben zu können — es würde leicht sein, noch viele

andere Beispiele anzuführen. Aber wozu soll das? Ist derjenige berechtigt zu einem Urtheile über ein herrliches Kunstwerk, der noch nicht einmal die Person des Dichters von seinem Helden trennen kann? Der alle Geschöpfe der weiten Gotteswelt über Einen engen Kamm scheeren will? Armselige, dumm-anmaßliche Seelen, die selbst die gottgeschenkte Kunst mit dem Millimetermaß bornirter Sektirerei messen wollen! — Ja, aber die Gotteslästerung hat Gottfried doch ganz entschieden auf dem Gewissen? Er sagt doch: „da kann man sehen, daß der tugendreiche Krist windschaffen wie ein Aermel ist!" — Nun, wer aus dieser Stelle nicht herausfühlen kann, daß Gottfried's Spott nur auf die sinnlosen Gottesurtheile geht, für den ist überhaupt keine Kunst in der Welt. Wir aber wollen dabei stehen bleiben, daß Gottfried von Straßburg ein großer, herrlicher Dichter und würdig ist, neben dem ernsten, tiefsinnigen Wolfram von Eschenbach genannt zu werden.

Nicht schöner können zwei Dichter sich ergänzen, als Wolfram und Gottfried. Bei Wolfram hoher, fast feierlicher Ernst, Begeisterung für die höchsten Fragen der Welt, Abtödtung der Sinnlichkeit, sobald sie das geistige Streben beeinträchtigt, Sieg des Ideals über das Materielle, bei Gottfried hingegen heitere, anmuthige, von aller Schönheit geschmückte und gehegte Lebenslust und Freude an der materiellen Welt, Streben die Genüsse zu erlangen, welche Gottes gütige Hand dem Menschen darbot, geistreiches Schwelgen, anmuthiges Wohlleben, Klage über die Beeinträchtigung des heitern Lebensgenusses durch die Mißgunst und den Neid, durch die engen konvenzionellen Schranken der Welt. Und doch stimmen beide so grundverschiedene Dichter in ihren Grundanschauungen überein: Wolfram preist in seinem Parzival als höchste aller Tugenden die Treue, Gottfried sagt und singt, noch nie sei ein Liebespaar so treu gewesen, wie Tristan und Isold, und die gegenseitige Treue ist einer der Grundsteine, worauf er sein Werk aufbaut.

Schwer zu erklären ist es, warum unsere Kritiker fast immer nur den einen von diesen beiden großen Dichtern, und zwar immer auf Kosten des andern, loben. Uns scheint, daß Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg sich durchaus nicht beeinträchtigen, und daß in seiner Weise der eine so groß wie der andere ist. Muß denn immer entschieden sein, wer der Größte ist? Wir wollen lieber, um mit Göthe zu sprechen, uns freuen, daß zwei solcher Kerle vorhanden sind. —

Tristan und Isold ist in denselben kurzen Reimpaaren geschrieben, wie der Parzival, das Versmaß ist nicht überall genau dasselbe, es schließt sich aber stets eng dem Geist der Darstellung an. Auch Gottfried dichtete, so wie Wolfram, nach französischen Quellen, auch er überragt, wie Wolfram, seine Vorgänger unendlich weit. Die erste Strofe des Eingangs von Tristan und Isold beginnt mit einem G, die neun folgenden Strofen zeigen in ihren Anfangsbuchstaben den Namen D I E T E R I C H, die elfte Strofe beginnt mit T, die zwölfte mit I. Das erste G bezeichnet ohne Frage den Namen Gottfried, Dieterich scheint der Gönner gewesen zu sein, dem der Dichter sein Werk, Tristan und Isold, widmete. Auch in dem Epos findet man an

vielen Stellen kleinere Strofen, durch vier gleiche Reime verbunden, welche stets mit einem Buchstaben aus einem Namen der Liebenden beginnen. Das Jahr, in welchem Tristan und Isold beendet wurde, wird etwa 1210 sein.

Von dem Leben Gottfried's von Straßburg weiß man nichts. Er stammte wahrscheinlich aus Straßburg, war aus bürgerlichem Stande und starb, wie es scheint, im rüstigsten Alter. Sein Leben wird also in das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hoher Achtung, er galt für einen der größten Dichter, sein Werk war weit und breit bekannt, die Namen Tristan und Isold wurden sprichwörtlich für treue Liebe. Von den beiden Fortsetzern seines Epos ist bereits gesprochen worden.

Tristan und Isold ist übersetzt worden von Hermann Kurtz, und am besten von Karl Simrock, dessen Uebersetzung auch die wenigen Verse entlehnt sind, welche wir in unserer Besprechung aufführten. Karl Immermann hat das Epos umgedichtet.

Die neueste Ausgabe des Urtextes ist von Reinh. Pechstein, Leipzig 1869. Eine kritische Ausgabe von demselben Werthe wie Lachmann's Nibelungen oder wie Müllenhoff's Gudrun fehlt indeß immer noch.

Gottfried's schöne Vaterstadt ist wieder deutsch geworden, der Franzosenlappen auf dem Straßburger Münster hat dem ruhmreichen Hohenzollernbanner Platz gemacht; hoffen wir, daß auch dem größten Manne, den Straßburg dem deutschen Vaterlande geschenkt, bald sein gebührender Platz von dem deutschen Volke angewiesen werde, nämlich als einer der ersten in dem reichen Kranze deutscher Dichter.

4.

Walther von der Vogelweide.

Jedes edlere Erzeugniß der Kunst ist ein Ergebniß von äußeren Eindrücken und geistigen Bewegungen, die höchste Vollendung wird bei demjenigen Kunstwerke zu suchen sein, bei welchem jeder dieser beiden Faktoren in gleicher Stärke thätig war. Es kann jedoch auch vom Dichter die eine oder die andere Seite besonders hervorgehoben werden, wie Wolfram die geistige, Gottfried die weltliche mit größerer Vorliebe pflegte; wo aber die eine Seite zu Gunsten der andern völlig unterdrückt wird, da ist für künstlerische Größe keine Heimath bereitet. Wir werden sehen, daß die deutsche Dichtung nicht zu allen Zeiten die goldene Mitte zwischen diesen beiden gefährlichen Klippen zu finden wußte.

In den frühesten Zeiten, wo das ganze Leben der Germanen zur That hinstrebte und in der That seine Vollendung fand, bestimmten vorzugsweise äußere Eindrücke den Inhalt der Lieder, welche so reich in allen deutschen Gauen ertönten; die armseligen Bruchstücke, welche uns aus jenen Zeiten geblieben sind, bestätigen diese Meinung, in ihnen wird die Tapferkeit der Vorfahren besungen, von den Leiden und den Thaten der Helden erzählt, und selbst in den Dichtungen, welche in späterer Ueberarbeitung uns vorliegen finden wir nur dieselben Stoffe. Im Nibelungenliede wie in der Gudrun wechselt ein Kampf mit dem andern, drängt ein Held den andern, gebiert die That wiederum die That. Doch in allen diesen wildbewegten Gedichten fehlt nicht der geistige Mittelpunkt, um den alle Helden und alle Thaten sich sammeln, um von ihm Licht und Wärme zu erhalten. Die heroischen Tugenden, welche Tazitus an den Germanen pries, fehlen auch in ihren Gedichten nicht, besonders ist es die unwandelbare Treue bis zum Tode, welche Helden und Frauen zu ihren Thaten bestimmend lenkt. Diese Tugenden waren eine Erbschaft aus der heidnischen Zeit, noch manches Jahrhundert zehrten die Deutschen von dem geistigen Eigenthume ihrer heidnischen Vorfahren, bevor es dem Kristenthume gelang, das Heidenthum völlig zu verdrängen und an seiner Stelle die Herzen zu beherrschen und den Geist mit kristlichen Ideen auszu-

füllen. Sobald dies aber gelang, veränderte auch die ganze deutsche Dichtung ihr Aussehen, es trat, dem Geiste des Kristenthums entsprechend, an die Stelle der ungestümen That der Hang zum Grübeln und zum beschaulichen Schwärmen. Auch das Epos war von dieser Veränderung nicht frei, wenn es auch, schon durch seine Stoffe genöthigt, den alten Karakter nicht so völlig verläugnen konnte; deshalb finden wir beispielsweise im Parzival in den Gestalten des Gahmuret, des Feirefiß immerhin noch Aehnlichkeit mit einem Siegfried, einem Dietrich, aber entscheidend wurde die Einwirkung des kristlichen Geistes in der subjektivsten Gattung der Kunst, in der Lyrik. Hier behaupteten kristliche Weichheit, Demuth, edelmüthige Selbstverläugnung schließlich allein den Platz, und in Uebereinstimmung mit diesen mehr weiblichen als heroischen Tugenden trat an die Stelle der alten, gewaltigen, kraftvollen, von Uebermuth und Kampfeslust schwellenden Götter eine sanfte, demüthige, entsagende Göttin, die Jungfrau Maria; ihr Lob und Preis füllt fortan einen großen Theil der lyrischen Gedichte, und von ihr überträgt sich schwärmerische Innigkeit, demüthiges Flehen, stumme, selbstlose Klage auch auf das Verhältniß zu den irdischen Frauen. Die Helden der Heidenzeit kämpfen um die Weiber, welche sie lieben, die Väter derselben setzen ihre Töchter als Kampfpreis für den Tapfersten aus, und wer nicht erhört wird, der raubt mit kühner Gewalt seine Geliebte oder entführt sie durch List; die kristlichen Ritter aber fragen bescheiden durch ihre Lieder an, harren geduldig auf jeden Wink der Geliebten, und der Verschmähte braucht nicht seine Kraft, sondern er harrt und harrt, ob nicht doch vielleicht die Stunde der Erhörung schlagen wolle, und wenn alles vergebens ist, so baut er sich eine Hütte unter dem Fenster seiner Lieben und zehrt fortan nur von ihrem beseligenden Anblicke. Solche schwärmerische Gefühle, solches widerstandlose, thränenschwere Entsagen, solches glühende, beseligte Erfassen selbst der geringsten Gunstbezeugung, des verstohlenen Grußes, des flüchtigen Anschauens, ist Eigenthum des träumerischen, zu allem Idealen geneigten, mit sich selbst noch unklaren Jünglingsalters; nur wer die Schwärmerei dieser Zeit an sich selbst erfahren, wer sie im reifern Alter in sein Gedächtniß zurückrufen kann, nur der wird die Lyrik jener frühen Jahrhunderte, den **Minnesang**, verstehen können. Wie der Jüngling zur Zeit seiner ersten Liebe, so bewegen die Minnesänger sich am liebsten in der nebelhaften Region der unklaren Träume, welche allen Bewegungen der Fantasie unbegrenzten Spielraum bietet und deshalb das günstigste Feld für die Wünsche einer Liebe sind, welche ein bewußtes Ziel zu erkennen kaum fähig ist.

Das Feld, auf welchem solche Dichtung sich bewegt, muß aber, wie schrankenlos es auch in sich selbst ist, doch sich mit Strenge gegen alles abschließen, was nicht gleichartige Blüthen und Früchte zeitigt; nur die Liebe, und zwar nur die sanfte, schwärmerische Liebe ist es, welche die Minnesänger in ihren Liedern feiern, die Liebe mit ihrer Lust und ihrem Leid, mit ihren Feinden und ihren Beschützern. Neben dem Gegenstande ihrer heimlichen Herzensneigung singen sie also von des Frühlings Lust, besonders von dem wonnigen Mai, von dem süßen Schalle der Vögel, den sehnenden Klagen der

Nachtigall, von der Gluth und dem Duft der Rose, welche sie mit den wonnigen Lippen der geliebten Maid vergleichen, von der Lust des fröhlichen Tanzes unter der schattigen Linde, von der Seligkeit heimlicher Zusammenkunft und verstohlenen Kosens; auf der andern Seite klagen sie über das Welken der Blumen und Blätter, über die Verödung des Waldes und der blütheureichen Haide im Winter, über die Mißgunst strenger Wächter, über den Schmerz der Sehnsucht und das Leid der Fremde, über den Kaltsinn der Geliebten, die keine flehentliche Bitte zur Erhörung zu gewinnen vermag.

Damit ist aber auch der Kreis geschlossen, in dem die Minnesänger sich bewegen; so wie sie von allen Bäumen nur die Linde, von allen Blumen nur die Rose, von allen Vögeln nur die Nachtigall kennen, so auch von der Liebe nur die sanfte, unklare Schwärmerei. Alle anderen Gefühle sind ihnen fremd, nicht einmal die Eifersucht bewegt sie; Zorn über verschmähte Bewerbung und männlicher Trotz sind ihnen unbekannt, alle Beziehungen des Lebens, außer ihrer Liebe, sind für sie überhaupt nicht da. Ihre eigenen Gefühle aber erklingen in den zartesten und lieblichsten Weisen. Die anmuthigsten Vergleiche stehen ihnen zu Gebote, die Geliebte ist ihnen die Rosenblüthe, das Lilienblatt, das Veilchenfeld, der minniglichste Blumenglanz, das blühende Reis, der leuchtende Stern, der strahlende Mond, die glänzende Sonne, das schimmernde Feld, die blumige Haide, das köstlichste Gestein, das edelste Gold, das Freudendach, der lichteste Schein, das wonnestrahlende Morgenroth, die himmlische Taube, der Harfenklang, die süßeste Arznei, die Honigfluth, das Lebensbrod, die lauterste Milch und das weißeste Elfenbein! Alle diese Vergleiche finden sich in einem einzigen Gedichte.

Ebenso reich wie im Wechsel der immer wiederkehrenden und immer wieder neu eingekleideten Gedanken sind die Minnesänger in der kunstgemäßen Form. Ein durchgehendes Grundgesetz erscheint freilich bei allen, aber in wahrhaft unerschöpflicher Abwechselung. Der Strofenbau der Minnelieder ist dreitheilig; der erste Theil stimmt mit dem zweiten Theile genau überein, der dritte Theil ist verschieden von den beiden ersten gebaut. Man nennt die beiden ersten, gleichen Theile der Strofe die Stollen, den dritten Theil den Abgesang. Die Stollen bestehen in den wenigsten Fällen nur aus einem oder zwei Versen, zuweilen sind sie höchst künstlich mit vielfach verschlungenen nicht allein Endreimen, sondern auch Anreimen und leoninischen Reimen gebaut. Wir geben nachstehend einige Beispiele solcher Strofen*). Die Verse, welche die beiden Stollen oder den Abgesang beginnen, sind eingerückt und dadurch der Strofenbau dem Auge kenntlich gemacht:

Kaiser Heinrich:

Ich han den lip gewendet
an einen ritter guot,
Daz ist also verendet
daz ich bin wol gemuot.

---

*) F. H. v. d. Hagen, Minnesinger, 4 B., 1838.

Daz nident ander vrouwen
unt habent des haz
unt sprechent mir ze leide
daz si in wellen schouwen:
mir gefiel in al der welte nie nieman baz.

König Konrad der junge (Konradin):

Soll ich nu klagen
die heide,
dast ein jamer groz
gegen miner not
in der ich staete brinne.
Ich muoz verzagen,
vor leide
sten ich fröuden bloz,
ir munt so rot
beroubet mich der sinne.
Wie sollt ich iemer fröude also gewinnen?
der ich vor allen vrouwen her gedienet han,
diu wil mich lan,
verderben nach ir minnen.

König Wenzel von Böhmen:

Uz hoher aventiure ein sueze werdekeit
hat minne an mir ze lichte betaht,
ich siufte uz herze liebe, swenne ich denke dar,
Do si mir gap ze minniglicher arbeit,
als ich in wunsche hete gedaht,
so zart ein wiss, des ich mich iemer ruemen tar,
Unt doch also, daz ez ir niht ze vare ste,
si gab in grozer liebe mir ein richez we,
daz muoz ich tragen iemer me
in' rouche, wem ez ze herzen ge.

Herzog Johann von Brabant:

(Die gleichen Reime sind durch gleiche Zahlen bezeichnet.)

Minlich unde guot [1]
hübsch unt reiner sinne [2]
Ist si, unt wolgemuot, [1]
die ich mit triuwen minne. [2]
Si ist küniginne [2]
in mines herzen grunt, [3]
da si bestet ist inne [2]
nu unt ouch z'aller stunt. [3]
vriuntlich bevangen [4]
hat mich ein roter munt [3]
unt zwei liehtiu wangen, [4]
dabi ein kele runt. [3]

Wolfram von Eschenbach:

Niht verkrenken
wil ich aller wahter triuwe
an werden man,
Niht gedenken
soltu, vrouwe, an scheidens riuwe
uf künfte wan.
Es was ie waege
swer minne pflaege,
daz uf im laege
meldes last.
ein sumer bringet
daz min munt singet.
durch wolken dringet
tagender glast:
huete din, wache, suezer gast!

Friedrich von Sonnenburg:

Schülte ich Gotes hohiu wunderwerk, an diu er hat geleit
uz alre sinre almehtekeit ere unde mangiu werdekeit,
so schülte ich Got ie sa zehant
an der geschepfde sin.

Schülte ich im sine flize, siniu werk unt siniu wort,
schülte ich, darus er hat genomen al siner hohsten vröuden hort,
so würde ich sünder sin bekant
in der unwizze min,

Von der, uz der, in der, mit der gezieret unt gekleit
er sine hohen gotheit hat mit siner menscheheit.
daz ist diu welt, die scheltent si: an der ist wandelbaeres niht,
wan swa diu menschenkinder habent mit argen sünden pfliht.

Heinrich von Sax:

(Der Abgesang ist in zwei getrennte Theile zerlegt, von denen einer nach dem ersten Stollen, der andere nach dem zweiten Stollen steht.)

Man sol
sich wol
mit vröuden vröun der sumerzit,
si hat
den rat
daz si wol hochgemuete git.

Aehnliche Abweichungen wie die letztere finden sich zuweilen, der Abgesang steht auch wohl in der Mitte, und in einigen Strofen läßt sich weder Stollen noch Abgesang nachweisen, diese Fälle sind aber äußerst selten.

Außer den Liedern, welche in regelrechte, sich gleichmäßig wiederholender Strofen zerfallen, finden wir unter den Gedichten der Minnesänger auch noch die sogenannten Leiche. Sie verbinden vielerlei Strofen ungleichen Baues zu einem größern Ganzen. Nicht alle Strofen innerhalb der Leiche zerfallen in

Stollen und Abgesang, der schnelle Wechsel, das kühne Ueberspringen aus einem Metrum in das andere verleihen dem Ganzen einen besondern, dithyrambischen Schwung. Hinsichtlich des Baues könnte man die Leiche etwa vergleichen mit den Göthe'schen Gedichten Prometheus, Endymion, Grenzen der Menschheit.

Die Minnesänger selber nennen jede einzelne Strofe ein Lied oder ein Gesetz; was wir Metrum nennen, bezeichnen sie als den Ton. Jeder Minnesänger hat nun seine eigenen, von ihm selber erfundenen Töne, oft in großer Fülle, die von ihm erfundenen gebraucht nur der Dichter selber, wollte jemand sich fremder Töne bedienen, so würde das einem poetischen Diebstahle gleichkommen. So erklärt sich die große Menge der uns bekannten Töne, es würde nicht schwer halten, aus den uns aufbewahrten Minneliedern mehr als tausend verschiedenartige Töne zusammen zu stellen.

Schon aus der oben angeführten Strofe aus einem Liede Friedrich's von Sonnenburg geht hervor, daß nicht immer weltliche Liebe den Inhalt der Minnelieder bildete. Eigentlich dürfte man sie in diesem Falle allerdings auch nicht Minnelieder nennen. Ein Theil derselben behandelt nämlich auch religiöse oder allgemein moralische Gegenstände, besonders oft wird das Lob der Jungfrau Maria gesungen. Auch vaterländische und persönliche Angelegenheiten werden von einzelnen Minnesängern behandelt. Im Großen und Ganzen aber werden wir an der Behauptung festhalten müssen, daß der Minnesänger allbeliebtes, immer wiederholtes und oft bis zur todten Einförmigkeit ausgesponnenes Thema die stille, sanfte, schüchterne, entsagungsbereite Liebe ist.

Da die Minnelieder, wie wir mit Bestimmtheit wissen, nicht vorgelesen, sondern gesungen wurden, so liegt die Frage nach der Musik derselben nahe. Es sind uns eine Anzahl von Minneliedern mit beigesetzten Noten erhalten, doch sind dieselben von unseren heutigen Komposizionen sehr verschieden, es sind an den Noten selber, die meist viereckig oder nach oben zugespitzt gezeichnet wurden, keine Quantitätsabzeichen und in den Liedern keine Takteintheilungen ersichtlich. Man hat einzeln versucht, solche Lieder in die heutige Sangesweise umzusetzen, doch ist unserm heutigen Geschmacke dadurch keine Bereicherung an ansprechenden Kunstwerken erwachsen. Zu vergleichen ist über diesen Punkt die Abhandlung „Ueber die Musik der Minnesinger" bei H. v. d. Hagen, Bd. 4, S. 853.

Unter den Minnesängern treffen wir fast alle Stände vertreten, Kaiser Heinrich VI., Konradin, mehrere Könige, Reichsfürsten, Ritter, Bürgerliche, welchen gewöhnlich der Titel „Meister" gegeben wird, auch einige Geistliche. F. H. v. d. Hagen gibt in seiner großen Ausgabe der Minnesinger die Lieder von mehr als anderthalb hundert Sängern. Mancher vortreffliche Dichter findet sich darunter, wenige, denen nur geringes, keiner, dem gar kein Lob gebührte. Derjenige aber von allen bekannten Minnesängern, dessen Haupt die reichsten Kränze schmücken, ist Walther von der Vogelweide, dessen Leben etwa in die Jahre 1165 bis 1228 zu setzen ist. Sein Geburtsjahr so wie sein Geburtsort sind uns nicht bekannt. Seiner Sprache nach war er ein Süd-

deutscher, aber schwerlich aus der Schweiz, wie einige annehmen. Ob er von ritterlicher oder von bürgerlicher Herkunft war, darüber sind die Stimmen getheilt. Er selbst erzählt, daß er in Oestreich singen und sagen lernte, überhaupt spricht er von dem östreichischen Hofe stets mit großer Vorliebe, er scheint die schönste Zeit seines Lebens bei dem Herzog Friedrich dem Katholischen (1193 bis 1198) und später unter dem Herzoge Leopold VII., dem Glorreichen, verlebt zu haben. In seinen Liedern rechnet Walther den Anfang seines unsteten und mühseligen Lebens vom Tode Friedrich's an, der 1198 auf einer Kreuzfahrt gestorben war, und wenn er seiner Jugendzeit am Hofe Friedrich's gedenkt, so ruft er aus: „Ehemals war die Welt so schön!" Daß er genöthigt war, in der Welt als fahrender Sänger umherzuziehen und daß er viele Länder gesehen, davon spricht der Dichter öfter. Das Jahr 1198, in welchem der Dichter seinen fürstlichen Gönner in Oestreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geschichte der Zeit *). In diesem Jahre wich der Friede, der in den letzten Jahren Kaiser Friedrich's I. und während der Regierung Kaiser Heinrich's VI. in Deutschland geherrscht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI., Barbarossa's thatkräftiger Sohn, war im Herbst 1197 in Messina, vermuthlich an Gift, gestorben. Seinem dreijährigen Sohne Friedrich hatten die deutschen Fürsten gehuldigt, doch der frühe Tod des Vaters nöthigte zu einer Neuwahl; Friedrich wurde unter der Vormundschaft des Papstes im Königreich Sizilien, seinem väterlichen Erbe, erzogen. Der Papst Innozenz III., ein höchst energischer, herrschsüchtiger Mann, wollte nicht eine Vereinigung der sizilischen Krone mit der deutschen, er begünstigte die Gegner der Hohenstaufen, und während die letzteren sich an Kaiser Heinrich's Bruder Filipp von Schwaben anschlossen und ihn zum deutschen Könige wählten, brachten die Erzbischöfe von Köln und Trier, durch päpstlichen Einfluß geleitet, es dahin, daß der jüngste Sohn Heinrich des Löwen, Otto von Braunschweig, zum König gewählt wurde. So hatte Deutschland nun zwei Herrscher, das ganze Land spaltete sich in zwei Parteien, der Papst hetzte und schürte wie und wo er nur konnte, und zehn Jahre lang tobte in Deutschland ein verwüstender Kampf. Unter der friedlichen Regierung Friedrich's I. und Heinrich's VI. hatte die Dichtkunst herrliche Knospen gewonnen und manche schöne Blüthe stand schon entfaltet da, das lange Elend der Kriege knickte die Blüthen im vollsten Wachsthum.

Walther schloß sich dem Könige Filipp an, in welchem er nicht allein den rechtmäßigen Herrscher des Vaterlandes sah, sondern zu welchem er noch eine persönliche Vorliebe gehegt zu haben scheint; das Lied von Filipp's Krönung zu Mainz 1198, welcher Walther beiwohnte, spricht in begeisterten Worten von der Schönheit und der edeln Würde des Herrschers, auf dessen Haupte die Kaiserkrone einen geziemenden Platz finde. Ihm blieb der Dichter ein treuer Anhänger, bis die Mörderhand Otto's von Wittelsbach 1208 Filipp's Leben endete.

*) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart, 1822.

Walther, dem zu allen Zeiten das Wohl des Vaterlandes höher stand als persönlicher Vortheil, schloß sich nach Filipp's Tode demjenigen an, der nun als alleiniger Herrscher in Deutschland dastand, dem Welfen Otto von Braunschweig. Zu der Zeit, in welcher Filipp ermordet wurde, befand Walther sich am Hofe jenes Fürsten, der in der Geschichte der Dichtkunst einen so ehrenvollen Platz findet, nämlich des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er regierte von 1195 bis 1215, an seinem Hofe auf der Wartburg fanden viele Sänger und Dichter gastliche Aufnahme, außer Walther verweilte ja auch Wolfram von Eschenbach zeitweise daselbst. So warm Walther die Freigebigkeit des Landgrafen rühmt, so wenig erbaut ist er von dem stolzen, herrischen Welfen Otto dem Vierten, der in den schweren Kämpfen seiner nicht langen Regierung keine Neigung zeigte, den fahrenden Sängern ein milder Herr zu sein. Auch die Liebe der deutschen Fürsten zu erringen, verstand Kaiser Otto nicht, den Papst Innozenz den Dritten reizte er durch seine Nichtachtung der päpstlichen Befehle, und als ihn deshalb der verfluchende Bann des heiligen Vaters der Kristenheit traf, verließen ihn rasch genug seine Anhänger, seiner Feinde Zahl mehrte sich, vom Glück verlassen unterlag er dem jugendlichen Hohenstaufen Friedrich dem Zweiten, der im Jahre 1212 über die Alpen kam und als siebzehnjähriger Jüngling in Aachen gekrönt wurde.

Landgraf Hermann von Thüringen erklärte sich sofort für den Hohenstaufen, und auch Walther trat auf Friedrich's Seite, war er ja doch früher schon ein Freund der Hohenstaufen gewesen. Friedrich der Zweite ertheilte dem Dichter ein kleines Reichslehen, doch scheint der Ertrag desselben nur gering gewesen zu sein. In welcher Gegend Deutschlands dieses Lehen lag, ist nicht bekannt. Später finden wir Walther wieder als fahrenden Sänger am Hofe des Herzogs Bernhard von Kärnthen (1202 bis 1256) und des Herzogs Leopold VII. von Oestreich und Steier, auch Leopold's Vetter Heinrich, sowie Berthold, der Patriarch von Aquileja, werden von Walther gepriesen.

Gegen das Ende seines Lebens scheint Walther eine Kreuzfahrt angetreten zu haben, vermuthlich schloß er sich dem Kreuzzuge an, den Kaiser Friedrich der Zweite im Jahre 1228 unternahm. Eins seiner Lieder ist im heiligen Lande gedichtet worden. Spätere Lieder kennen wir nicht, auch lassen sich nach dieser Zeit keine Spuren von Walther nachweisen, wir werden also nicht irren, wenn wir seinen Tod in die Zeit von 1228 bis 1230 setzen. Daß Walther in der letzten Zeit seines Lebens Erzieher eines Sohnes des Königs Friedrich des Zweiten gewesen sei, ist höchst unwahrscheinlich. Diese sonderbare Vermuthung gründet sich auf nichts, als auf zwei kurze Gedichte Walther's, deren Inhalt jedoch viel zu allgemein ist, um aus ihnen derartige Schlüsse ziehen zu können.

Eine Würzburger Liederhandschrift aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gibt die Nachricht, daß Walther zu Würzburg in dem Kreuzgange des neuen Münsters begraben sei. „In *) einer handschriftlichen Kronik

*) Uhland, a. a. O., S. 153.

aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baume. Er habe in seinem Testamente verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch jetzt zu sehen, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walther's Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walther noch Folgendes in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen *): Der Du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! Du starbest. Damit nun Deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: „sei Gott seiner Seele gnädig!"

Walther muß ein hohes Alter erreicht haben, denn in einem seiner späteren Lieder sagt er, daß er schon vierzig Jahr oder mehr von Liebe gesungen habe. Ein **) gleichzeitiger, etwas jüngerer Dichter, der Truchseß von St. Gallen, beklagt Walther's Tod in folgender Weise: „Uns ist unseres Sanges Meister, den man sonst von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die auch uns allen nach ihm bevorsteht. Wie viel er der Welt erkannt hat, was frommt es nun? Sein hoher Sinn ist kraftlos worden. Wünschet ihm nun um seines werthen höfischen Sanges willen, da dem seine Freude entschwunden ist, daß sein der süße Vater mit Gnaden pflege!" — —

Diese Nachrichten vom Leben Walther's von der Vogelweide, die alles bekannte enthalten, geben freilich nur ein schattengleiches Bild des großen Dichters und schweigen über fast alle wichtigen Fragen, aber sie geben doch bedeutend mehr, als wir vom Leben Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Straßburg kennen. Die hauptsächlichsten Nachrichten verdanken wir den Gedichten Walther's selber. Es liegt in der Natur der Lyrik, daß der Dichter seine eigene Person gleichsam als den Mittelpunkt betrachtet, von welchem seine ganze Dichtung ausgeht, und deshalb berührt der lyrische Dichter so leicht die Verhältnisse des eigenen Lebens und der Personen, mit welchen er verkehrt. Wir sehen Walther als fahrenden Sänger an verschiedenen Fürstenhöfen, auch er ist genöthigt, die Milde der Herrscher anzusprechen, ihm blüht kein schöneres Loos als der großen Mehrzahl der Fahrenden, welche Walther doch alle so weit überragt. Denn von allen lyrischen Dichtern des deutschen Mittelalters ist keiner, der in Vollendung der Form wie des Inhalts auf gleicher Stufe neben Walther stände, keiner, der an Vielseitigkeit auch nur mit Walther verglichen werden könnte. Denn

---

*) Im Original:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti.
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere.

**) Simrock, II, 198. Uhland, 155.

während die große Zahl der Minnesänger im allgemeinen nur die Minne, und diese wieder fast nur nach einer bestimmten, anmuthigen aber einseitigen Schablone zu besingen weiß, verbreitet Walther's Lied sich über alle Gegenstände des häuslichen wie des staatlichen Lebens, und in jeglicher Gattung erringt er gleichen Ruhm, denn auch im eigentlichen Minnesange ist er der größte von allen. Seine Minnelieder zeigen die anmuthigste Form, das glücklichste Anschmiegen des äußern Gewandes an die Farbe des Inhaltes, von der lieblichsten Tändelei bis zum gedankenschweren Liebesgram ist er stets wahr und ungekünstelt, und weiß das Herz im innersten zu bewegen. Dazu ist bei der verhältnißmäßig großen Zahl von 69 Minneliedern Wiederholung ihm so fremd, daß nicht zwei seiner Lieder denselben Gedanken aussprechen, während andere Minnesänger bis zur Ermüdung immer wieder dieselben Klänge mit geringer Abwechslung ertönen lassen. Groß und edel in seiner Auffassung des weiblichen Wesens, keusch und züchtig in allen seinen Worten und Gedanken, berührt Walther doch auch die sinnliche Seite der Liebe in natürlichster, gesundester Anschauung, und so hoch er die Frauen auch stellt, so fern bleibt er doch von lobhudelnder Schmeichelei und von winselnder, gemachter Liebesjammerei, selbst im glühendsten Feuer der Werbung, in der süßesten Wonne der Erhörung bleibt er der Mann, der im Bewußtsein seiner männlichen Würde das Haupt emporgerichtet trägt, und auf Kosten seiner Manneselhre selbst nicht den verlockendsten Gewinn einzutauschen gesonnen ist. Dieser Dichter, der den Frauen so selbstbewußt entgegen tritt, entwirft aber wiederum von den Frauen ein Bild so groß und schön, wie keiner von allen seinen ritterlichen und bürgerlichen Kunstgenossen, keiner von allen blickt wie er mit so stolzer Genugthuung gerade auf die deutschen Frauen, keiner von allen tritt mit solcher Kraft in die Schranken für das Lob der deutschen Frauen, keiner stellt sie auf einen so ehrenvollen Platz wie er, und glücklich sind wir, daß wir Walther's hohes Lob auch noch auf die deutschen Frauen der Gegenwart beziehen können!

Wir geben nachstehend einige von Walther's herrlichen Minneliedern. Obwohl keine Uebersetzung die Schönheit, die wohllautende Sprache des Originals erreichen kann, so führen wir doch die Lieder nach der vortrefflichen Uebersetzung von Karl Simrock auf, da unsere höheren deutschen Schulen uns wohl in den Stand setzen, griechische und englische Dichter in der Ursprache zu lesen, während doch unsere eigenen großen Dichter früherer Jahrhunderte eben sowohl wie die weiche, schöne Sprache unserer Väter uns so unbekannt wie böhmische Dörfer bleiben. Simrock's Uebersetzung *) ist immer noch die beste, den Urtext gibt am reinsten die Ausgabe von Karl Lachmann **). Besonders zu empfehlen ist das schon oben mehrfach erwähnte Werkchen von Ludwig Uhland.

---

*) Berlin, 1853, 2 Bändchen, mit Anmerkungen.
**) Berlin, 1864.

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Liebsten schon:
Ich ward empfangen,
Heil'ge Fraue!
Daß ich noch selig bin davon.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei,
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der gute
Herzte, keiner
Erfahre das als er und ich,
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

Tanzweise.

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,"
Sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt.
Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
Sie müßten Euch gehören,
Kann ich redlich schwören:
Vertraut mir, daß ich's ernstlich meine.

„Ihr seid so wohlgethan,
Daß ich Euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
So gut ich's winden kann.
Noch viel Blumen stehen, roth und weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Haide,
Wo sie gar hold entspringen
Bei der Vöglein Singen,
Da sollten wir sie brechen beide."

Sie nahm, was ich ihr bot,
Einem Kinde gleich, dem freundliches geschieht,
Ihr Wänglein wurde roth
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte,
Ein holdes Gegengrüßen
Ward mir von der Süßen
Und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen, als ich da besaß,
Die Blüthen fielen schwer
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras,
Ich war so fröhlich, daß ich lachte.
Als mich der Traum umsponnen
Hielt mit solchen Wonnen,
Da ward es Tag und ich erwachte.

Mir ist von ihr geschehn
Daß ich allen Mägdlein jetzt zur Sommerzeit
Muß in die Augen sehn.
Fänd' ich meine wieder, o der Seligkeit!
Wär' sie bei diesem Ringeltanze?
Ihr Frauen, habt die Güte,
Rücket auf die Hüte:
Säh' ich sie wieder unterm Kranze!

Frauen und Frühling.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen, welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche.
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag ich, was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that und immer thut, erschau ich's noch.

Denkt, ein edles schönes Fräulein schreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder
Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun,

Hochgemuth im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschaun:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib,
Wir lassen alle Blumen stehn und blicken nach dem werthen Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweise schauen,
Gehn wir zu des Maien Lustbereiche,
Der ist mit seinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und schauet edle Frauen
Was dem andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das bessre Theil ersah.
Ja, wenn mich einer wählen hieße
Daß ich eines für das andre ließe,
Ach wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jenner sein, eh ich von meiner Herrin wich.

Der unkundige Lehrer.

Junger Mann, sei hohes Muthes
Um die reinen wohlgesinnten Fraun,
Hoffe freudig Lieb und Gutes,
Laß in Ehren deine Jugend schaun,
Keine Wonne wird dir nicht
So lang der Frauenliebe Schmuck dir noch gebricht.

Glück und Lust darf nimmer hoffen
Wer sie bei guten Frauen nicht gewinnt,
Sei's verstohlen, sei es offen,
Wenn er's nur mit Zucht und Maß beginnt.
Daran gedenke, junger Mann,
Und wirb um Gegenliebe, du gewinnst daran.

Wenn du auch vergebens warbest,
Du wirst doch immer desto werther sein,
Daß du nicht an Freuden darbest
Deiner Herrin dankst du es allein.
Du erwirbst so hohen Muth
Daß du den andern wohlbehagst, wie sie auch thut.

Wenn dir aber nicht mißlinget
Und dich ein gutes Weib von Herzen liebt,
O was dies dir Freuden bringet
Wenn sie williglich sich dir ergibt:
Küssen, Kosen, Minnespiel!
Von solcher Herzensliebe kommt dir Freude viel.

Sieh nun hab ich dich gelehret
Was ich selber leider nie gewann,
Unglück hat mir stets verwehret
Was ein glücklicher erwerben kann.
So kann der Gedanke bloß
Mich trösten, daß mir einst noch lächle solch ein Loos.

Wie und Wo.

Gott gönn' ihr manchen frohen Tag
Und lasse mich sie schauen noch
Die ich wohl nie erwerben mag.
Weh mir, und sie gestand mir doch
Daß sie mir ganz ergeben wäre,
Doch Eines nimmer mir gewähre
Was mir lange schon die Seele füllt mit inniglichen Wehn
O weh, wie lieblich ist dies Leid!
Ich leide süße Bitterkeit. —

„Gott hat viel Gnade mir gethan
Da banger Liebe Loos mir fiel,
Da meine Augen den ersahn
Von dem man gutes rühmt so viel.
Ihn ließ ein Augenblick erlangen
Ein Küssen und ein Halsumfangen:
Da ist mir ins Herz geschossen, was mir ewig nah wird gehn,
Bis ich gewähr' und mach' ihn froh.
Ich thät es, wüßt' ich Wie und Wo?" —

Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch neues bringet, das bin ich.
Eitle Worte sinds allein
Die ihr noch vernahmt, jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen was die Herzen freut,
Seht wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Fraun
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schaun,
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den süßen?
Sie sind mir zu hehr,
Darum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den besten blickt' ich allerwärts.
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch!
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land
Da mögen wohl die besten sein
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein,
Thöricht, wer sie schelten kann.
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne
Wer die sucht und liebt
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt,
Lebt ich lange nur darinne!

Die Traumdeuterin.

Als der Frühling wiederkam,
Da man Blumen wonnesam
Bei der Vöglein Singen
Sah aus dem Grase dringen,
Kam ich einem langen
Gefilde zugegangen,
Wo ein lautrer Bronn' entsprang,
Vor dem Walde war sein Gang
Bei der Nachtigall Gesang.

Auf dem Felde stand ein Baum,
Da entspann sich mir ein Traum.
Ich war zu dem Bronnen
Gegangen aus der Sonnen,
Bei der breiten Linden
Ein Schattendach zu finden.
An den Bronnen setzt' ich mich,
Alle Sorge dann entwich,
So entschlief ich minniglich.

Da bedünkte mich zuhand
Wie mir diente Meer und Land,
Wie der Geist vor Sorgen
Im Himmel sei geborgen
Und dem Leib gegeben
Ein neues freies Leben.
Alles Leids vergaß ich da.
Weiß der Himmel, wie's geschah,
Schönern Traum ich nimmer sah.

Daß ich dort nicht länger schlief!
Aber eine Krähe rief
Mit unsel'gem Schalle.
Ach Krähen, wärt ihr alle
Wo ich's möchte leiden!
Mich so vom Glück zu scheiden!
Ich erschrak von ihrem Schrein.
Fand ich da nur einen Stein,
Traun, es mußt' ihr Ende sein.

Doch ein Weib zum wundern alt
Tröstete mich Armen bald.
Was die Gute sagte,
Als ich mein Leid ihr klagte,
Was der Traum bedeute,
Vernehmt es, lieben Leute:
Zwei und einer, das sind drei,
Ferner sagte sie dabei
Daß mein Daum ein Finger sei.

Aus diesen wenigen Beispielen, die wir angeführt, zeigt sich schon die Mannigfaltigkeit des Stoffes, die Vollendung der Form ebenso sehr, wie die gesunde, von allem Sentimentalen weit entfernte Anschauung. Während mit sehr wenigen Ausnahmen die übrigen Minnesänger endlose, eintönige Klagen über die Strenge ihrer Geliebten bringen, freut Walther sich in anmuthigster Weise am Genuß, tritt er selbstbewußt mit strenger Forderung, mit scharf sittlicher Sichtung den Frauen gegenüber und scheidet unerbittlich von seinem Lobe alle aus, die dessen nicht würdig sind, nicht die verlockendsten Verheißungen vermögen sein Urtheil zu beirren oder die vollen Töne seiner Leier zu erkaufen. „Die *) Liebe beherrscht nicht diesen Dichter, er setzt die Tugend nicht in sie allein, sondern in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Karakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, beim Weibe die der Seele, wie er selbst überall mit offenem Sinn und mit freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten. Seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumfiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldecke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein anderer den Werth der Frauen so groß und so schön erfaßt, so warm und so innig gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in seliger

*) Gervinus I, 313.

Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift, es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte eindrang, da zog er, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, sich aus dem Minnegesang zurück." —

So groß aber Walther als Dichter der Liebe dasteht, so liegt doch der Schwerpunkt und der höchste Glanz seiner Kunst nicht in seinen Minneliedern, sondern in seinen herrlichen, von hoher Begeisterung überfluthenden vaterländischen Gedichten, und in ihnen steht er völlig unerreicht, unbestritten als der größte unter der stattlichen Zahl edler Namen da. Wunderbarer Weise kennen die Minnesänger sonst gar kein Vaterland, und auch der große Wolfram spricht kaum einmal im Scherze, der kunstreiche Gottfried nie von seiner Heimath und seinen Landsleuten; die gewaltigen, alles berührenden und gestaltenden Händel der Welt, den verzweifelten Kampf zwischen Kaiser und Papst, berührt keiner nur mit einem einzigen Worte, während kein Stoff sich dem lyrischen Dichter doch nachdrücklicher hätte aufdringen können, als dieser. Walther dagegen ist ein entschlossener Freund des Vaterlandes, der mit gewiegter Einsicht und mit ernstem Sinne prüft, was zu des Vaterlandes Bestem dienen kann, der nach gewonnener Meinung seine Stimme laut und klangvoll für oder wider in dem Streite der Parteien ertönen läßt. Wie alle edleren, einsichtsvollen Naturen damaliger sowie späterer Zeit stand Walther auf Seite des Kaiserthums und ergriff mit Entschiedenheit des Kaisers Partei gegen die wüsten Anmaßungen des räuberischen Papstthums, mit Kühnheit tadelt er die Lügen der Päpste und ihre Betrügereien, ihre lichtscheuen Winkelzüge und ihre alles Recht verhöhnenden Gewaltthaten, mit furchtlosem Ernste heißt er sie bedenken, daß ungerechter Fluch das Haupt des Fluchenden trifft, er erinnert an den Ausspruch Kristi: man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, er klagt laut, daß Konstantin's Schenkung dem Stuhle von Rom unbegrenzte Habsucht geweckt und den Honig kristlicher Demuth in das Gift pfäffischen Uebermuthes verwandelt habe, er zürnt scharf, daß die Pfaffen alle Keuschheit mit Füßen treten und ihr Bestreben statt auf Gottesdienst auf den Umgang schöner Weiber richten, mit harter Drohung ruft er dem Papste zu, er möge bei seinem Lügen und Trügen, bei seinem Geiz und ärgerlichem Treiben an den Lohn des Verräthers Judas gedenken, mit bitterstem Spott wendet er sich an den Kirchenstock, den der Papst in allen Kirchen Deutschlands zum Bettel für den „heiligen" Stuhl aufstellen ließ, und redet ihn an, ob der Papst ihn hergesendet habe, daß er die armen Deutschen pfände und den Papst bereichere? Ob sein Herr, der Papst, die arge List, so oft schon geübt, wiederum erneuere, und die Verwirrung des Reiches benutze, um neuen Zins für den Lateran einzusammeln, und Geld aufzuhäufen, von dem der Kristenheit nichts zu gut käme, da alles in der gierigen Hand der Pfaffen kleben bleibe, und mit Entrüstung und Empörung ruft er aus, daß der Papst mit Teufels-

stricken die Kristenheit einschnüre und Gottes Lehre aus den heiligen Büchern kratze.

Welcher unverzagte Muth, welcher heilige Eifer für die gute Sache gehörte dazu, unter der giftigen Knute des Papstthums in solcher Weise, wie Walther that, dem Betrüger in Rom die gleißende Larve vom Gesicht zu reißen und den Verbrecher in aller seiner Nacktheit hinzustellen!

Ebenso entschieden wendet Walther sich an den Kaiser, er fordert ihn auf, seine Würde zu wahren, den Glanz seiner Krone nicht beflecken zu lassen, mit kräftigem Arme die Uebermüthigen zu dämpfen und des Vaterlandes Recht und Ehre zu schützen. Als das deutsche Reich nun unter dem blutigen Zwiste darniederliegt und seine Kinder den Streit seiner Könige mit ihrem Blute besiegeln müssen, da klagt Walther in bitterstem Schmerze um die verlorene Herrlichkeit des Vaterlandes und um die gesunkene Ehre des deutschen Namens.

Auch von dieser Gattung seiner Lieder geben wir nachstehend einige Beispiele.

Der Zauberer.

Der Stuhl zu Rom ist wiederum so wohl behütet
Als von Gerbert, dem Zauberer, der einst darauf gewütbet.
Doch jener hat sich selbst der Hölle nur ergeben,
Der gibt sich selbst ihr Preis und all die Kristenheit daneben.
Wir wundern uns, daß Gott noch säumt mit seinen Strafen?
Wir rufen ihm, wie lang er wolle schlafen?
Sie widerwirken seinem Werk, verfälschen ihm sein Wort,
Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte ward zum Wolf ihm unter seinen Schafen.

Der wälsche Schrein.

Ei wie so kristlich mag der Papst in Rom nun lachen
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, solches kann ich machen!"
(Was er da spricht, das hätt' er besser nie gedacht).
„Zwei Alemannen hab' ich unter einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten,
Unterdessen füllen wir die Kasten.
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt die Deutschen fasten."

Zwei Zungen.

„Gott gibt zum König, wen er will!"
Das glaub' ich gern und schweige still.
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre,
Was sie vor kurzem uns gelehrt
Wird nun ins Widerspiel verkehrt.
Nun thut's um Gott und eure eigne Ehre

Und sagt, bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
Beweiset uns das eine recht von Grunde,
Das alte oder neue,
Gewiß ist, daß ihr eines logt.
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

An die Fürsten.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren
Daß Gut und Blut so mancher muß zu Euern Diensten kehren.
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen süßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Der Waise*).

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich.
Doch thun sie eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte,
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! nicht mehre
Der Fürstenkrone Ehre,
Die armen Könige drängen dich.
Filippen setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

*) In der deutschen Kaiserkrone befand sich ein Diamant, der seiner ungewöhnlichen Größe wegen der Waise genannt wurde. Davon bezeichnet „der Waise" auch die Krone selbst.

Die Hohen und Niedern.

Wo der Hohe niedersteigt,
Wo man dem Niedern Sitze zeigt
Im hohen Rath, da ist der Hof entehret.
Wie rieth' ein unberathner Mann
Wohl was er weder weiß noch kann?
Soll er mir heilen, was mich nicht beschweret?
Was stehn die Hohen vor den Kemenaten?
Die Niedern sollen jetzt das Reich berathen,
Wo denen nun die Kunst gebricht zu ehrlichem Gefecht
Da schlagen sie sich durch mit eitel Lügen,
Das lehren sie die Fürsten, und betrügen.
Die stören unser Glaubensheil und brechen unser Recht.
So steht es um die Krone schlimm und um die Kirche schlecht.

Gut und Ehre.

Von der Mur zur Seine wandt' ich meine Schritte,
Von der Trave bis zum Po kenn ich der Menschen Sitte,
Die meisten kümmerts nicht, wie sie erwerben Gut.
Soll ich es so gewinnen, so geh schlafen, hoher Muth.
Gut war stets genehm, doch Ehre galt im Leben
Mehr als Gut. Jetzt darf's sich überheben,
Daß es gewaltig vor der Ehre zu den Frauen geht,
Mit den Fürsten in dem Rath der Könige räth.
So wie dir, Gut! wie römisch Reich nun steht!
Du bist nicht gut, du hast zu sehr der Schande dich ergeben.

Gefährdetes Geleite.

Ich saß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand,
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und irdschem Heil,
Doch wurde mir kein Rath zu theil
Wie man drei Ding erwürbe,
Daß ihrer keins verdürbe.
Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen,
Die hätt' ich gern in einen Schrein.
Doch leider mag es nimmer sein
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz,
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' und Recht sind todeswund,
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

Sinken des Reichs.

Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag
Da unser Lob war gemein allen Zungen,
Wo uns ein Land in der Nähe nur lag
Da bat es um Sühne, sonst ward es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
Da riethen die Alten und thaten die Jungen,
Jetzt da die Richter bestechlich sind,
(Die Lösung fehlt, das Räthsel ist blind)
Was soll es da geben, sprich, Meister, geschwind.

Walther's große Strenge gegen die Anmaßungen des Papstes, sein scharfes Eifern gegen die schamlosen Pfaffen entspringen aus einem lautern, für alles Edle und Gute hochbegeisterten Gemüthe, als redlicher Krist theilt er ganz und ohne Vorbehalt den Glauben seiner Zeit, er verehrt mit treuem Herzen und demüthiger Hingebung die Jungfrau Maria, er ist begeistert für die Befreiung des heiligen Grabes und für die Eroberung des gelobten Landes. In einem hochschwebenden Liede preist er sein Geschick, welches ihm vergönnte, am Ende seines Lebens mit Kaiser Friedrich II. nach Palästina zu kommen, und erst dadurch sieht er das Ziel seines Lebens erfüllt. Wir lassen das schöne Lied folgen, es enthält zugleich Walther's Glaubensbekenntniß.

Das gelobte Land.

Nun erst leb' ich ohn' Beschwerde
Seit sich meinem Auge weist
Dieses Land und auch die Erde
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat,
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wandrer viel gesehn,
Keines das sich dir vergleiche.
Was sind Wunder hier geschehn!
Eine Maid ein Kind gebar
Hehr vor aller Engel Schaar.
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei,
Hier dann ließ er sich erkaufen
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr.
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer!
Heidenschaft, deß zürnst du sehr.

Als er uns sich ließ erbarmen
Litt er hier den grimmen Tod
Er der Reiche für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Noth.
Daß sein Blut uns kaufte los
Ist ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschoß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon.
Niemand löset dieses Band,
Drei in einen Gott gewandt,
Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er neu sich hergeschwungen.
Da begann der Juden Leid
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche.
Seinen Geist, der mit uns sei
Hat er uns herabgesandt.
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

In dies Land hat er gesprochen
Einen schreckenvollen Tag,
Da die Wittwe wird gerochen,
Da der Waise klagen mag
Mit dem Armen die Gewalt
So sie litten mannigfalt.
Wohl ihm dort, der hier entgalt!

Unsers Richteramts Gebrechen
Hemmt nicht mehr des Rechtes Lauf,
Denn er selbst kommt Recht zu sprechen
Zieht der jüngste Tag herauf.
Wer noch duldet, weh ihm dann
Dort wo der verlassne Mann
Nicht Pfand noch Bürgen haben kann.

Laßt ihr deß euch nicht verdrießen
Was gesprochen hat mein Mund,
Will ich jetzt die Rede schließen
Und euch kürzlich machen kund:

Was der ew'gen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn erdacht,
Hier begann's und wird vollbracht.

Kristen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei.
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei.
Alle Welt hierher begehrt,
Uns nur ward ein Recht beschert,
Recht ist, daß er uns gewährt.

Auch von Walther's geistlichen Liedern geben wir nachstehend einige Proben.

Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Tag sich kehre.
Herr Krist, an mir leg an den Tag
Was deiner Güte Kraft vermag
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre,
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt.
Doch mit himmlisch treuem Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt.
So schütz' auch mich, daß man nicht falsch mich finde
Noch gegen deine Liebe kalt.

Geständniß.

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich dir verdanke beides, Wort und Weise
Wie nur wag' ich's so zu freveln unter deinem Reise?
Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
Zu meinem Nebenkristen, ew'ger Vater, und zu dir.
Nie ward ich einem andern noch so hold als mir,
Gott Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne.
Wie mach' ich's, den zu minnen, der mir Böses thut?
Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut,
Vergib mir sonst all' meine Schuld, noch steht mir so der Muth.

Göttliches Geheimniß.

Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit!
Bedächten wir es, daß wir Mühe nicht und Zeit
Verlören! Ungemessen hast du Macht und Ewigkeit.

Ich weiß an mir wohl, daß auch andre viel danach gerungen,
Doch immer blieb es unsern Sinnen Unerforschlichkeit:
Du bist zu groß, du bist zu klein, drum ist's mißlungen!
Thor, der Nacht und Tag durchspäht die Dämmerungen!
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gesungen?

Wir dürfen nicht vergessen, unter Walther's Dichtungen noch eine eigene Art der Poesien zu verzeichnen, welche verschiedene Dichter alter und neuer Zeit ausschließlich zum Gegenstande ihrer Thätigkeit gewählt haben, wir meinen die lehrhafte Spruchpoesie. Es steht außer Zweifel, daß von Walther's Sprüchen nur ein kleiner Theil uns erhalten worden ist. Des Dichters Zeitgenossen erwähnen ausdrücklich, daß Walther's Sprüche von großer Wirkung waren. Tommasino *), ein friaulischer Dichter, bezeugt im achten Buche seines wälschen Gastes **), Kapitel VIII: „Schwer habe sich jener am Papst vergangen, der gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen wälschen Schrein füllen. Damit habe er alles, was er sonst Gutes gedichtet, selbst zunicht gemacht. Mit dieser einen Rede seien Tausende bethört worden, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten." —

Wir geben aus Mangel an Raum von Walther's herrlichen Sprüchen nur zwei:

Erziehung.

Nimmer wird's gelingen
Zucht mit Ruthen zwingen,
Wer zu Ehren kommen mag
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag
Wer zu Ehren kommen mag,
Zucht mit Ruthen zwingen
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen,
Das geziemt den Jungen,
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Das geziemt den Jungen.
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen.
Die zu Mustern taugen
Solche Sitten laßt sie sehn,
Alle bösen übergehn.

---

*) Simrock II, 146.
**) 1215 bis 1216 gedichtet.

Alle bösen übergehn
Laßt sie, solche Sitten sehn
Die zu Mustern taugen.
Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren
Oder ihr seid Thoren.
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm' euch in den Kauf.
Schande käm' euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf
Oder ihr seid Thoren.
Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der dreien
Leider allzufreien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind.
Leider allzufreien
Hütet wohl der dreien!

Schönster Sieg.

Wer schlägt den Leun? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum besten,
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

Wir haben von Walther's Lebensumständen das Wenige mitgetheilt, was uns bekannt ist, wir haben den Kreis seiner herrlichen Dichtungen durchmessen, möge sein Lebensbild denn abgeschlossen werden mit den schönen Worten, welche der scharfsinnige Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung über Walther gesprochen hat (I, 312): „Dem ganzen Eindrucke nach, den Walther's Dichtung macht, erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, vor denen ihn auch Gottfried von Straßburg (Tristan und Isold, 121, 36 ff.) nächst dem Hagenauer als die Meisterin aller lebenden Nachtigallen auszeichnet. Kaum kann eine Vergleichung statthaben zwischen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder, das in jedes guten Deutschen Hand sein sollte, und der beschränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlages, in den endlos gedehnten Epen und vielen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heitern, aus Staat und Himmel,

aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der nähern Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies alles zu vergleichen mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises? Wie wäre dieser wackere und tüchtige Karakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden, körperlosen Natur der anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht, bei Walther kann man es ungefähr umkehren," eine scharf begrenzte, selbständige Persönlichkeit, ein ausgeprägter Karakter, ein vielseitiger, auf allen Gebieten seiner Kunst gleich vollendeter Dichter stellt er sich den größten Dichtern aller Zeit gleich, als Lyriker aber gebührt ihm unbestritten der erste Platz unter den Dichtern des deutschen Mittelalters.

Anhang.

Ueber deutsche Bücherhandschriften.

Da die Abfassung der bisher besprochenen Dichterwerke ohne Ausnahme in die Zeit fällt, wo man zur Vervielfältigung von literarischen Erzeugnissen nur die Schrift kannte, so haben für uns natürlich die alten geschriebenen Exemplare der Denkmäler aus der Literatur des Mittelalters besonders großen Werth, und da diese Handschriften von unseren heutigen Büchern so sehr verschieden sind, außerdem auch noch unter einander so viele karakteristische Abweichungen bieten, so wird es zweckmäßig sein, in aller Kürze einiges von den Bücherhandschriften zu sagen. Wir betrachten zuerst die Materialien, deren man sich zur Herstellung der Handschriften bediente, die schreibenden Personen, die besondern Kennzeichen der Handschriften, und schließlich einige vorzugsweise erwähnenswerthe Handschriften. Wir beschränken uns natürlich im allgemeinen auf die Betrachtung deutscher Handschriften *).

Thierhäute wurden vielfach auch schon im Alterthum benutzt, das Fell mit den Haaren gebrauchte man zuweilen als Decke für den Einband, auch fertiges Leder wurde sowohl zu Einbänden, wie auch um darauf zu schreiben benutzt. Petrarka trug ein ledernes Kleid, auf welches er seine Gedanken, so wie sie ihm einfielen, schrieb. Das Pergament erhielt seinen Namen von

*) Aug. Friedrich Pfeiffer, Ueber Bücherhandschriften, Erlangen 1810.

der Stadt Pergamos im heutigen Natolien, woselbst es eine Verbesserung in der Zubereitung erfuhr, erfunden war es schon viel früher, denn schon Herodot spricht davon. Man hatte früher weißes, gelbes und violettes Pergament, letzteres war selten, man schrieb meist nur mit Gold darauf. Schon früh bemühte man sich, das Pergament aufs dünnste und glätteste darzustellen. Zizero sah die Ilias des Homer auf ein so kleines Pergament geschrieben, daß man es in einer Nußschale verwahren konnte. In den frühesten Zeiten beschrieb man das Pergament nur auf einer Seite, später auf beiden, auch rieb man mit Bimsstein beschriebene Pergamente wieder ab und beschrieb sie, nachdem sie wieder geglättet waren, von neuem. Solche zum zweitenmal beschriebene Pergamente nennt man Palimpseste. Zuweilen löschte man ganze Bücher aus und beschrieb sie neu. Dergleichen Bücher heißen codices rescripti, und sind selten, nach dem vierzehnten Jahrhundert finden sie sich gar nicht mehr.

Nach der Erfindung des Papiers dauerte der Gebrauch des Pergamentes noch eine Zeit fort. Aber obwohl es aus einem verhältnißmäßig billigen Material, nämlich aus Kalbsfellen (nie aus Eselsfellen) hergestellt wurde, so verdrängte das billige Papier bald das theure Pergament. Doch hat man auch aus der ersten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst noch Inkunabeln *), die auf Pergament gedruckt sind. Auch andere Thierhäute wurden zuweilen beschrieben oder bedruckt. Unter dem Kaiser Zeno verbrannte in Konstantinopel eine Drachenhaut, 120 Fuß lang, auf der die Gedichte Homer's mit goldenen Buchstaben geschrieben waren. Das Baumwollenpapier wurde aus dem Oriente im 8. Jahrhundert eingeführt. Die ältesten deutschen (d. h. in Deutschland befindlichen) Dokumente auf Baumwollenpapier sind päpstliche Bullen über das Kloster Gandersheim von 844. Im 14. Jahrhundert hörte der Gebrauch des wenig haltbaren Baumwollenpapiers auf, statt dessen trat unser noch jetzt gebräuchliches Leinenpapier ein. Die älteste Urkunde auf Leinenpapier ist ein Dokument der kaiserlichen Bibliothek in Wien aus dem Jahre 1243. Ort und Zeit der Erfindung des Leinenpapiers sowie der Name des Erfinders sind unbekannt.

Unsere Federn zum Schreiben auf Papier waren der Gestalt nach schon den Alten bekannt, Plinius erzählt von Schreibrohren aus Egipten, auch Ausonius spricht von zugespitzten, mit einem Spalt versehenen Rohren. Man dörrte das Rohr im Rauch, wodurch es Glanz und Glätte erhielt, und schärfte es mit Messer und Bimsstein. Unsere Schreibfedern werden zuerst im Anfange des 7. Jahrhunderts erwähnt, die größeren Buchstaben der Handschriften, besonders die Inizialen (Anfangsbuchstaben) wurden mit dem Pinsel gemalt. Als Dinte war am meisten im Gebrauch eine schwarze, welche aus Ruß und Fett bereitet wurde. Diese Dinte war bedeutend dicker flüssig, als unsere heutige, die Buchstaben, welche man damit schrieb, standen also ein wenig er-

*) Inkunabeln nennt man die ältesten Drucke, welche nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von Peter Schöffer u. s. w. gedruckt wurden.

haben auf dem Pergament, sie waren auch nicht, wie von unserer Vitrioldinte, in das Papier eingeätzt, und ließen sich daher mit Bimsstein ohne große Mühe abreiben. Auch rothe Dinte wandte man häufig an, um die Titel, die Anfangsbuchstaben der Rubriken und der Namen damit zu schreiben. Sie wurde meistens aus Mennige oder Zinnober, in seltenen Fällen aus Purpur bereitet. Die rothen Buchstaben wurden in den Handschriften zuletzt geschrieben, der, welcher sie schrieb, war von dem Abschreiber des Textes unterschieden und hieß der Rubrikator. Statt der rothen Dinte tritt zuweilen blaue, selten grüne oder gelbe ein. Auch mit Gold oder Silber schrieb man, entweder wurden die Buchstaben vorher grundirt, mit einem Klebestoff übermalt und dann die Gold- oder Silberplättchen aufgetragen, oder man verwandte chemisch zubereitete, flüssige Gold- oder Silberfarbe vermittels eines feinen Pinsels. Durchaus mit Gold geschriebene Handschriften gehören zu den größten Seltenheiten. Meist sind es geistliche Bücher, an welche gutmüthige Frömmelei oder Wohlhabenheit diese Pracht verschwendete. Die kaiserliche Bibliothek in Wien besitzt einen Kodex der Evangelien, der in lateinischer Sprache mit goldenen, blau eingefaßten Buchstaben, und zwei in griechischer Sprache, die mit silbernen Buchstaben auf Violetpergament geschrieben sind. Der Kodex argenteus des Ulfilas zu Upsala hat seinen Namen von der silbernen Schrift. In der Regel schrieb man nur die Anfangsbuchstaben oder etwa den Namen „Gott" oder „Jehovah" oder ähnliche mit Gold. Der Gebrauch der Goldschrift ist übrigens ein alter, schon der jüdische Geschichtsschreiber Josefus erzählt, daß im Jahre 286 v. Chr. der Hohepriester Eleasar eine mit Goldbuchstaben auf Pergament kopirte Abschrift der Thora dem egiptischen Könige Ptolemäus geschenkt habe.

Der Gebrauch des Bleistiftes stammt aus dem 12. Jahrhundert, in früheren Zeiten zog man die Linien, auf denen man stets schrieb, mit einem leicht ritzenden Instrumente.

In Bezug auf die äußere Gestalt theilen sich die Handschriften in Volumina und Kodizes. Ein Volumen ist eine Rolle, ein zusammengerolltes Pergament oder Papier, oder mehrere zusammen geheftete Blätter, die dann im Ganzen gerollt wurden. Das erste Blatt solcher Volumina trug meist nur eine Bemerkung, wann, wo, durch wen das Volumen gemacht war, und hieß Protokollon. Die ganze Rolle wurde um einen Zilinder gerollt, oder einen Stab, welcher oben und unten Knöpfchen, oft sehr fein verziert, trug. Die Alten kannten nur diese Volumina, sie hatten deren in einzelnen Bibliotheken, z. B. in der zu Alexandria, mehr als eine halbe Million. Das zusammengerollte Buch band man mit einem Bande zu, man versah es auch wohl mit einer Kapsel, in welcher die Rolle lief, oder in welcher man sie verwahrte.

Die Kodizes wurden nicht gerollt, sondern zusammengelegt und, wenn es mehrere Blätter waren, nach Art unserer Schreibhefte geheftet. Die Gestalt und Größe dieser Blätter war verschieden, man hatte deren von 2½ Fuß Höhe und 1½ Fuß Breite. Sehr alte Kodizes sind gewöhnlich quadratisch.

Der Einband der Hefte war anfänglich von demselben Stoff, auf welchem der Kodex geschrieben war. Zuweilen brauchte man dazu auch älteres, schon beschriebenes Pergament, das für uns oft wichtiger ist, als das Buch selbst.

Sehr alt sind als Einbände auch die hölzernen Deckel, man überzog sie mit Häuten, mit Leder, Tuch oder dgl., schmückte sie mit Figuren in Gold und Silber, Schmelz und Edelsteinen, man versah sie auch gern, wie ein modernes Fotografiealbum, mit zierlichen Buckeln und mit einem Verschluß. Gewöhnlich war der obere Deckel reicher verziert als der untere, da man früher die Bücher nicht aufrecht hinstellte, sondern sie legte. Kostbaren Einbänden gab man noch einen Ueberzug von Leder. Werthvolle oder den Geistlichen gefährlich erscheinende Bücher legte man an Ketten. So liegt in der Wolfenbüttler Bibliothek noch ein Zauberbuch an einer Kette, welche einem kräftigen Ochsen keine Schande machen würde.

Die schreibenden Personen waren im Mittelalter bekanntlich meistens Mönche, doch nicht ausschließlich. Die Benediktiner waren durch ihre Ordensregel zum Abschreiben angehalten, die betreffende Vorschrift lautete: „Unus corrigat, quod alius scripsit, alius rubro perornet, quod ille emendavit, hic notis distinguat, alius schematibus, conglutinet ille, aut liget codicem asseribus: tu aptabis asseres, iste corium, laminas iste praeparet ad ornatum: scindat alius pergamenum, alius purget, tertius lineando scriptoribus aptet, alius encaustum, alius pennas ministret.“ Am Ende schrieben die Abschreiber öfter ihre Namen, das Jahr oder andere Bemerkungen, es finden sich auch öfter kleine Reime, z. B. Sit laus tibi Christe, quia liber explicit iste. Aus der angeführten Stelle der Benediktinerregel geht hervor, daß eine größere Anzahl von Personen sich in die Arbeiten zur Herstellung eines Buches zu theilen pflegte, es ist also leicht zu erklären, weshalb von den alten Handschriften fast nie auch nur zwei wörtlich übereinstimmen.

Die Regeln und Gewohnheiten, nach denen man die Buchstaben in dieser oder jener Gestalt niederschrieb, wechselten oft. Im frühesten Mittelalter schrieb man fast ganz ohne Interpunktazion, auch machte man keine Absätze hinter den einzelnen Worten, ein Beweis der einreißenden Unwissenheit, da man wenig schrieb, und noch weniger lernte. Seltenheit des Schreibmaterials, Mangel an Schreibkundigen, Verschmähung aller Wissenschaften, die weder Staat noch Private begünstigten, Faulheit der Mönche und andere Umstände verursachten seit dem 6. Jahrhundert den Verfall der Schreibkunde. Allmälig kam Trennung der einzelnen Worte auf, im 9. Jahrhundert trennten sich alle Worte, Karl der Große ließ durch die Diakonen Warnefried und Alkuin eine Interpunktazion einführen, die Zeichen derselben waren sehr mannigfaltig, von unseren unterschieden, der Punkt erscheint als ein Kreuz, ein Sternchen, ein Röschen, das Komma als eine 7, als kleinerer oder größerer gerader Strich, alle Zeichen bald oben, bald unten. Schon früh bediente man sich in den Handschriften der Abkürzungen, am meisten vom 13. bis 15. Jahrhundert. Man kann wohl die Regel aufstellen, daß ein Kodex desto älter ist, je weniger Abkürzungen er hat, und je einfacher dieselben sind. Am häufigsten ausgelassen wurden die Buchstaben m und n, ihr Fehlen bezeichnete man durch einen Strich, z. B. ōnes, statt omnes. Ein Häkchen am Ende des Wortes ersetzte bekannte Endsilben, z. B. dicit’ = dicitur, pat’ = pater, in der Mitte stand statt des Häkchens ein Zirkumflex, z. B. t̃bãte = turbante

t̄pis = temporis. Andere Abkürzungen waren z. B. p' = post, q = qui, g̊tia = gratia, ep̄s = episcopus.

Auch die Rechtschreibung in den Handschriften wechselt, vor dem 10. und nach dem 13. Jahrhundert finden sich viele orthografische Fehler. Oefter findet man auch Eigenthümlichkeiten der Abschreiber oder allgemeinere der Nazion, so z. B. schreiben die deutschen Schreiber des Mittelalters gern nichil statt nihil, michi statt mihi u. dgl. m.

Das Alter einer Handschrift genau zu bestimmen, ist nicht immer möglich, auch die daraufgeschriebenen Jahreszahlen trügen zuweilen, da ein späterer Abschreiber wohl einmal eine kronologische Bemerkung eines frühern Schreibers gewissenhaft wieder mit abschrieb. Die Interpunktazion, die Abkürzungen, die Stellung der Linien, die Form und Größe der Buchstaben und andere Kennzeichen setzen gewöhnlich in Stand, wenigstens das Jahrhundert, in welchem eine Handschrift entstand, anzugeben.

Der Werth einer Handschrift hängt ab theils von dem Alter derselben, theils von dem Inhalt der Schrift, theils von dem Umstande, ob wenige oder zahlreiche Abschriften desselben Buches vorhanden sind. So ist z. B. das einzige Exemplar der Gudrun in der Münchener Bibliothek, obwohl es an und für sich keine besonderen Vorzüge aufweist, sehr werthvoll, da es das einzige seiner Art ist. Auch äußere Ausstattung kann eine Hand-Königsberger Bibliothek eine gereimte Weltkronik, deren sagenhafter Inhalt fast ohne Werth, deren prächtige Ausstattung jedoch des Erwähnens werth ist. Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt einige Handschriften, deren äußerst kunstvoll gemalte Inizialen sehr interessant sind.

Schließlich wollen wir einiges von der bereits erwähnten sogenannten Manessischen Liedersammlung sagen. Diese Sammlung deutscher Minnelieder, welche durch ihre Reichhaltigkeit einzig in ihrer Art dasteht, befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek zu Paris. Sie ist auf 426 Pergamentblätter in groß Folio geschrieben und enthält die Werke von 140 Dichtern nebst Abbildungen der Wappen der Dichter und ihre Porträts, von denen die meisten wohl die Fantasie geschaffen hat. Sie hat ihren Namen von dem Edlen Rüdiger von Manesse und seinem Sohn, die beide zwischen 1280 bis 1328 in Zürich lebten und, wie man früher annahm, diese Sammlung veranstalteten. Neuerdings läßt man die Manessen als Veranstalter der Sammlung nicht mehr gelten. Im Jahre 1586 finden wir das kostbare Buch im Besitz der Freiherren von Sax. Im Jahre 1607 wurde die Sammlung durch den Kurfürsten Friedrich den Vierten für die Heidelberger Bibliothek erworben. Eine Abschrift von 59 Dichtern, die hier genommen wurde, kam nach Bremen. Als die Heidelberger Bibliothek 1623 nach dem Vatikan entführt wurde, kam die Urschrift der Manessischen Sammlung nach Paris, woselbst sie sich noch jetzt befindet. Bodmer erhielt 1746 die Urschrift nach Zürich, woselbst er in einem Zeitraume von 12 Jahren den Druck der ganzen Sammlung besorgte. Im Jahre 1838 veranstaltete

Friedr. Heinr. v. d. Hagen in Berlin mit unermüdlichem Fleiße einen sorgfältigen Abdruck der Manessischen Sammlung, dem aus anderen Handschriften noch alle übrigen bekannten Minnesänger, fast zweihundert an der Zahl, hinzugefügt sind. Von den meisten der benutzten Handschriften sind dem Werke Faksimile von Proben der Handschrift beigefügt, ein Band enthält Lebensbeschreibungen sämmtlicher Dichter. Das Werk v. d. Hagen's ist ein höchst verdienstvolles und das einzige, welches in solcher Vollständigkeit die deutschen Minnesänger aufzuweisen hat.

5.

Reineke Fuchs.

Wenn wir die wenigen inhaltreichen Blätter überlesen, welche die Hand des Römers Tazitus über das Leben unserer Vorfahren beschrieben hat, so stellen besonders zwei Züge sich bedeutungsvoll vor unser Auge, die mit eifersüchtiger Strenge gewahrte persönliche Freiheit der Germanen, und ihr Leben in und mit der Natur. In Friedenszeiten herrschte kein Einzelner über die freien Insassen des Gaues, nur die Versammlung aller waffenfähigen Männer entschied über streitige Rechtshändel und wachte über die Aufrechthaltung der Sitten, nicht der Gesetze, die gab es nicht. In den Grenzen seines Eigenthums war jeder Freie Herr und König, er duldete keine Eingriffe in seine Rechte, aber er fügte auch keinem andern Unrecht zu. Ein Gebieter über viele wurde nur im Kriege gewählt, wo man seiner nicht entbehren konnte, bei dieser Wahl entschied allein die persönliche Tüchtigkeit, der Herzog war immer nur der erste unter gleichen. „Der Obrigkeit unterthan sein," diese biblische Vorschrift kannten unsere Vorfahren nicht, da ihre ehrenfeste Sitte ihnen die Obrigkeit entbehrlich machte.

Wer für seine persönliche Freiheit so weitgesteckte Grenzen begehrte, der mußte auch Raum für seine Wohnung haben. Ein getreues Bild der altgermanischen Wohnstätten geben uns noch heute die großen Bauernhöfe in den abgelegenen Theilen der Lüneburger Haide; in einem kleinen Walde von uralten Eichen und Buchen liegen sie da, eine mächtige Granitmauer umgibt Wald und Wohnung, deren letztere das immer noch nicht vergessene Wahrzeichen norddeutscher Völker, die beiden hölzernen Pferdeköpfe, über Kreuz gelegt an der Spitze des Giebels trägt. Um den Wald her liegen die Ackerfelder und die Weideflächen, sie fügen sich alle zu einem geschlossenen Ganzen zusammen, kein Nachbar drängt seine Felder neugierig in das fremde Besitzthum hinein. In derselben Weise haben wir uns die Wohnungen unserer Vorfahren im ganzen deutschen Norden zu denken.

Solche Abgeschlossenheit von den Menschen bedingte ein inniges Zusammenleben mit der Natur, mit ihren Kräften, mit ihren lebenden sowie leblosen

Erzeugnissen. Die Kräfte der Natur, den Donner, die belebende Wärme des Sommers, die erstarrende Kälte des langen Winters, die Anmuth des Frühlings, die Fruchtbarkeit der Erde personifizirte der Germane und verehrte sie als seine Götter; an der Schönheit der leblosen Natur, an den grünen Thälern, den hohen Bergen, den dichten, kühlen Wäldern, dem rauschenden Bache, den lieblichen Blumen, der schattigen Linde erfreute er sich, durch alle, selbst die früheste Poesie des deutschen Mittelalters geht die innige, tiefempfundene Freude an der Natur hindurch, welche dem Alterthum unbekannt war. — Wie uns Tazitus erzählt, bedeckten dichte Wälder das deutsche Land in seiner ganzen Ausdehnung, und noch das Nibelungenlied sagt uns von Wölfen, Bären, Auerochsen und Elennthieren, die in dem Dickicht ihr Wesen trieben. Mit diesen Bewohnern der Wälder kamen die wehrhaften Germanen in vielfache Berührung, sie mußten ihre Herden gegen die Angriffe der wilden Thiere schützen, und andererseits bot die Jagd auf die Waldesbewohner ihnen ebenso viel Nutzen wie Ergötzen. Der wäre aber ein schlechter Jäger, der nicht danach strebte, die Gewohnheiten der Thiere, welche ihm zur Beute werden sollen, aufs genaueste kennen zu lernen, damit die List ihm da zum Siege verhilft, wo die körperlichen Kräfte und Fähigkeiten der Thiere den seinigen überlegen sind. So mußte sich ein eigenes Studium der Thiere und ihrer Lebensweise bilden, und bei der wichtigen Rolle, welche die wilden Thiere in dem Leben der Germanen spielten, mußte sich, noch begünstigt durch die Umstände des Ortes, der Kampf mit den Thieren sowohl wie deren Verkehr untereinander eine bedeutsame Stelle in dem Gedankenleben der deutschen Völker sichern. Der Mensch verglich die gegenseitigen Beziehungen der Thiere unter einander mit den seinigen, er fand auch unter jenen die Starken, welche mit Gewalt ihre Herrschaft über die minder starken geltend zu machen strebten, er fand auch unter den Schwachen einige, deren List die Kraft der Uebermächtigen zu Schanden machte, er fand die verschiedensten Karaktere, den Räuber, den Freßsüchtigen, den blutgierigen Mörder, den Kühnen, den Verzagten, den Sanftmüthigen, den tölpelhaft Dummen unter den Thieren ebenso wieder, wie unter seinen Mitmenschen. Bei der regen poetischen Gestaltungskraft, welche dem Deutschen zu allen Zeiten beigegeben war, konnte es nicht fehlen, daß auch das Reich der Thiere und ihr Leben zu dichterischer Auffassung lockte, und auf diese Weise bildete sich auf deutschem Boden als echt deutsches Erzeugniß das T h i e r e p o s, eine ganz eigenthümliche, in ihrer Art völlig einzige Erscheinung, welche von der antiken T h i e r f a b e l so weit getrennt und so grundverschieden ist, wie ein kraftvoller, urwüchsiger, zur Jagd gerüsteter Germane von einem feinen, körperlich ungeübten, schulmeisterlich lehrhaften Hellenen nur sein kann. Noch in den späten Bearbeitungen des echten Thierepos finden wir keine Spur von Lehrhaftigkeit, alles Vorhandene deutet vielmehr darauf hin, daß in der ursprünglichen Dichtung die Thierwelt nur um ihrer selbst willen dargestellt war, ohne einem andern Zwecke zu dienen, als dem ihrer eigenen Erscheinung. Dafür zeugt vor allem die innere Wahrheit der Thierkaraktere, welche in den feinsten Zügen der Natur abgelauscht sind; ihre Träger handeln nur nach Antrieben, die lediglich in der natürlichen

Anlage der Thiere, in ihrem Instinkte, liegen. Ebenso selbständig wie die Helden des deutschen Volksepos dastehen, nur nach den Gesetzen ihres eigenen Wesens ohne fremde Rücksicht handeln, nur ihrer eigenen Erscheinung wegen ohne irgend einen andern lehrhaften oder satirischen Zweck geschildert sind, ebenso selbständig bewegen sich die Gestalten des echten Thierepos, und ohne Frage muß die Behauptung aufrecht gehalten werden, daß in dem ursprünglichen Thierepos überhaupt keine Spur von Lehrhaftigkeit, von Ironie oder von Satire zu finden war. Sobald aber fremde Zwecke in späteren Bearbeitungen des Thierepos erreicht werden sollten, schwand auch sofort die innere Wahrheit der Thierkaraktere, die handelnden Personen waren nicht mehr die lebenswarm geschilderten Waldesbewohner mit ihrer Schlauheit, Rohheit, Naivetät, sondern sie verwandelten sich in leblose, ausgestopfte Bälge, welche die äußere Gestalt wohl nothdürftig wahrten, im übrigen aber keine anderen Bewegungen machten, als solche, welche der Ueberarbeiter sie mit bewußter Willkür vermöge seiner wenig verdeckten Drähte machen ließ. In solchem Falle konnte der Ueberarbeiter denn auch nicht unterlassen, sein fabula docet hinzu zu fügen, für welches in dem echten Thierepos absolut kein Raum vorhanden gewesen wäre. Von diesem ursprünglichen Thierepos haben wir leider nur ein wenig umfangreiches Bruchstück in einer späten holländischen Bearbeitung übrig behalten, und auch diese trägt schon Spuren bedenklicher Aenderungen, welche indeß den eigentlichen Karakter der Dichtung nur wenig antasten. Während nämlich in den neueren Bearbeitungen der Löwe König der Thiere ist und der Fuchs eine Hauptrolle spielt, fällt in dem ursprünglichen Epos dieselbe Rolle, jedoch in anderer Ausführung, dem Wolfe zu, wie wir nach einigen spärlichen Notizen frühester meist geistlicher Geschichtschreiber*) wissen, und indem dieselben das Königthum der Thiere dem Bären beilegen, weisen sie am entschiedensten hin auf eine unentlehnte deutsche Gestaltung des unter dem Volke selbst Fortgepflanzten.

Diese unentlehnte deutsche Gestaltung war jedenfalls frei von den an dieser Stelle höchst unpassenden Thierfabeln, die von späteren Bearbeitern eingeschoben sind. Der Stoff des Epos ging durch die verschiedensten nordischen Völker hindurch, tauchte zu verschiedenen Zeiten in immer neuer Gestaltung und mit oft veränderter Tendenz wieder auf, und erfuhr in neuester Zeit eine Bearbeitung durch den größten deutschen Dichter, durch Göthe. Wir wollen das Epos auf seinen Wanderungen begleiten, seine oft tief einschneidenden Veränderungen im allgemeinen kennen lernen, und schließlich die beste der vorhandenen Bearbeitungen, die niederdeutsche, genauer betrachten.

Unserer Ansicht nach war das ursprüngliche deutsche Thierepos frei von jeder satirischen Nebenbeziehung, der Grund seiner Entstehung war die Freude des Germanen an der Thierwelt und das Interesse für dieselbe, und bei dem innigen Verkehr unserer Vorfahren mit der Thierwelt, bei den vielfachen Kämpfen mit den wilden Thieren, bei dem immer fortgesetzten Ringen

*) Sendschreiben an Karl Lachmann von Jakob Grimm über Reinhart Fuchs. Leipzig, 1840, Seite 4.

um die Existenz mit den Thieren der Wälder ist es sehr wohl denkbar, daß die deutschen Völker die Thiere ebenso und aus denselben, wenn auch schwächeren Gründen zum Gegenstand ihrer Poesien machten, wie die Heldengestalten des Nibelungenliedes. Liebte der Deutsche es doch ganz besonders, die Eigennamen*) von den Thieren zu entlehnen und mit Thiergestalten seine Wappenschilde, seinen Helm zu verzieren. Als nun nach der Einführung des Kristenthums auch die Gestaltung des Herrscherthums eine so schneidende Veränderung erlitt, als an die Stelle des deutschen Herzogs, des Ersten unter Gleichen, immer mehr und mehr der orientalisch-romanische Zäsar, der Despot unter Sklaven, trat, da lag es nahe, daß auch in dem Spiegelbilde des menschlichen Staates, in dem Thierepos, eine entsprechende Veränderung vor sich ging, an die Stelle des einheimischen Bären trat der aus der Fremde eingeführte Löwe, der „habsüchtig, jähzornig, lenksam, in anerkannter Majestät unthätig" fortan den Thron einnahm. Von dieser Gestalt des Thierepos bis zum Ausdruck des Spottes und der ironischen Satire gegen unliebsam gewordene Verhältnisse war nur ein kleiner Schritt, und so finden wir denn auch, daß alle späteren Bearbeitungen der Thiersage einen vorwiegend satirischen Karakter tragen. Der Spott richtet sich hauptsächlich gegen die Spitzen der weltlichen und geistlichen Herrschaft, gegen die Fürsten, die hohen Würdenträger der weltlichen und geistlichen Höfe, und auch gegen das Mönchsthum in seinen vielfachen Verwilderungen.

Diesen letztern Standpunkt behauptet das älteste Denkmal des Thierepos, die Ekbasis, ein lateinisches Gedicht aus dem 10. Jahrhundert, das zum Verfasser einen jungen Geistlichen aus Lothringen hat. Wie es scheint, war derselbe aus dem Kloster entsprungen, und richtete nun seine ziemlich unbeholfene Satire gegen den Mönchsstand. Zur Bedeckung seiner eigenen poetischen Armuth entwandte er eine große Anzahl von Versen aus Horaz und aus Aurelius Prudentius**). Wie zu erwarten stand, haben in der Ekbasis die deutschen Thiernamen überall den lateinischen Benennungen weichen müssen, und auch der ganze Stoff hat mehr Aehnlichkeit mit der äsopischen Fabel als mit dem deutschen Thierepos. Das Gedicht***) behandelt nämlich die äsopische Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den kranken Löwen durch die Haut des Wolfes rettet. Die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einleitung, in welcher er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stalle entrinnenden Kalbes erzählt. Die ganze Darstellung macht es wahrscheinlich, daß der Verfasser mehr nach dem Muster äsopischer Fabeln, als des deutschen Thierepos arbeitete. In diesem und einigen anderen lateinischen Thiergedichten tritt der Wolf stets als Mönch auf.

---

*) Wir erinnern beispielsweise an den Vornamen Wolf und dessen Zusammensetzungen Rudolf, Adolf (diese Wörter, die so urdeutsch sind, mit ph zu schreiben, ist lächerlich), ferner Bernhart (Bären-Herz) u. s. w.

**) Grimm, Sendschreiben an Lachmann, Seite 5.

***) Gervinus I, 136.

Etwa zwei Jahrhunderte später, also im 12. Jahrhundert, tauchen zwei ebenfalls lateinische Bearbeitungen des Thierepos auf, der Isengrimus, von einem unbekannten geistlichen Verfasser aus Flandern, und der Reinardus Vulpes von Magister Nivardus. Beide Gedichte enthalten sehr scharfe Satire gegen die Geistlichkeit; während im Isengrimus immerhin noch ein gutes Theil Handlung enthalten ist, bleibt der Hauptinhalt des Reinardus die Satire. Ueberall erscheint der Wolf hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit, die Erzählung wird benutzt zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Roms geistliche Obergewalt und auf seine Geldgier. „Ein bittrer Spott," sagt Grimm, „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen, und weder das Oberhaupt der Kirche, noch andere hervorragende Bischöfe, namentlich der Mann, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, der h. Bernhart, wird verschont." Doch hält sich die Satire des Reinardus an vielen Stellen weder in den Grenzen des Berechtigten noch des Anständigen, der Spott wird oft überaus frech, schlüpfrige Stellen werden mit besonderer Vorliebe ausgemalt. Die ermüdende Breite der Darstellung vermehrt den poetischen Werth des Reinardus nicht.

Schon im 12. Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung des Thierepos, der Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glicheser bekannt. Vollständig kennen wir dieses Werk nur in einer Umarbeitung aus dem 13. Jahrhundert, doch fanden sich im Jahre 1839 in Hessen Stücke einer zerschnittenen altdeutschen Handschrift *), welche Umschläge von Rechnungsbüchern hatten abgeben müssen, diese Bruchstücke enthielten etwa ein Drittheil des alten unüberarbeiteten Reinhart's von Heinrich dem Glicheser. Wir geben nachstehend aus diesen so höchst interessanten Blättern eine Probe. Die Stelle behandelt die bekannte Erzählung, wie der Wolf den Fuchs zum Fischen führt **).

Der wiher was uberfrorn,
dar huobin sie sih âne zorn,
si begunden daz is scouwen,
ein loh was drin gehouwen
dâ man wazzir ûz nam;
daz Isingrine ze scaden kam.
Sin bruoder hate sin grozin haz,
eines eimirs ih enweiz (weiß nicht) wer da vergaz.
Reinhart was fro, daz er in vaut,
sime bruoder ern an den zagel (Schwanz) bant.
Do sprah Isingrin:
„in nomine patris, was sol diz sin?"
„ir sulnt den eimer hie in lan,
wan ih wil pfulsin ***) gan,

*) Grimm, Sendschreiben an Lachmann, Seite 6 ff.

**) Grimm, a. a. O. Seite 36, V. 727 bis 822.

***) pfulsin, ein Fischerausdruck, vom Aufregen, Stören, Schlagen des Wassers, damit die Fische nach einer Stelle hingetrieben werden.

unde stant vil sempfticliche,
wir werdin fisce riche,
wande ih sihe sie durh daz is."
Reinhart was los, Isingrim unwis.
„sage, bruoder, in der minne,
ist dehein (kein) al (Aal) hie inne?"
„ja ez, tusint, die ih ersehin han."
„daz ist mir liep, wir suln sie van."
Isingrin pflac tumbir sinne,
ime gefror der zagil drinne.
diu naht was kalt unde lieht,
sin bruodir warnetes in nieht.
Reinhartis driuwe (Treue) warin laz, (laß, falsch)
er gefror ie baz (besser) unde baz.
„Dirre (dieser) eimir swarit" (wird schwer) sprah Isingrin.
„da han ih gezellit (gezählt) drin
drizic ale," sprah Reinhart,
„diz wirt ein nuzze (nutzenbringend) vart,
kunnint ir stille gestan,
zehinzic (zehnzig = 100) wellint drin gan."
Allez do begunde dagen
Reinhart sprah „ih wil iu mare sagin,
ih furhte wir unsir giticheit
vil sere engeltin, mir ist leit,
daz so vil fisce drinne ist,
ih neweiz derzuo neheinen list,
ir mugint sie niht uz erhebin,
sehint, ob ir sie mugint irwegin (aufheben).
Isingrin geriet zucken,
daz is begunde drucken
den zagel, er muose da stan.
Reinhart sprah: „ih wil gan
nah unsirn bruoderin vor heim,
dirre gewin wirt niht clein."
Der dac begunde ufgan
Reinhart huop sih dannan.
Isingrin der viscare (Fischer)
der vernam leidiu mare,
er sah einen riter komen,
der hate hunde ze ime genomen.
Isingrine kom er uf die vart, (Spur)
daz fiscen ime ze leide wart.
Der riter hiez her Birtin,
an jagin kertir sinen sin,
daz kam herren Isingrine ze scadin,
uf der vart begunder drabin;
alser Isingrinen gesah
zuo den hunden er do sprah
„zuo!" unt begunde sie scuffin
sie gerietin in sere rupfin.
Isingrin beiz umbe sih,
sin angist der waz grozlih.

Herre Birtin kam gerant,
daz swert krifter (griff er) mit der hant
unde irbeizte, des was ime gah,
uf daz is lief er da,
daz swert houber harte ho (sehr hoch)
des wart der viscare vil unfro:
er hate ze vaste geladen.
swer irhebit daz er niht mac getragen,
der muoz ez under wegin lan,
als was ez ouh umbe Isingrinen getan.
Isingrin was beseszin,
her Birtin hate ime gemezzin (nach ihm gezielt)
den rucke (Rock) wolter ime inzwei slahin
do begunden ime die fuoze ingan,
vonme sliffe er nider kam
diu gleti ime den swanc nam.
umbe den sturz er niht enlie (ließ nicht nach)
an den kniwin er wider gie,
diu gletin im aber (wieder) den swanc nam
daz er reht ubir den zagel kam,
den sluoc er ime garwe abe,
si irhuobin beide groze clage.
Her Birtin do clagete
daz er vermizzet (gefehlt) habete,
ouh clagite sere Isingrin
den vil liebin zagil sin,
den muoser da ze pfande lan.
da huober sih dannan.

Man wird leicht erkennen, daß die gewandte Darstellung dieser Erzählung mehr dem Schwank, als einer bissigen Satire nahekommt. Heinrich der Glichezer, den man um 1170 setzt, zeigt im Gegensatz zu der gekünstelten Darstellung vieler Ritterromane eine gesunde Beobachtung der wirklichen Welt. Die erwähnte Bearbeitung seines Werkes aus dem 13. Jahrhundert ist kaum anders von dem Original unterschieden, als durch die etwas neuere Sprache.

In Frankreich schossen Gedichte vom Renart in überreicher Fülle auf. Im Jahre 1826 gab Méon einen roman du Renart heraus, der nicht weniger als 12000 Verse enthält, und in höchst unkritischer Weise aus mehr als zwölf Bearbeitungen zusammen gestoppelt ist. Mit dem Vorzuge leichter, freier Darstellung verbinden alle französischen Bearbeitungen der Thierwelt große Frivolität, die oft in schmutzige Gemeinheit ausartet. Zu einem künstlerischen Abschluß gelangten die Franzosen nicht, alle ihre zahllosen Wiederholungen sind oberflächlich und flüchtig und haben in ihrem eigenen Volke sich niemals besonderes Ansehen erringen können.

Weit höher als die leichte Waare des französischen Renart steht der niederländische Reinaert, welcher für ein Werk des 12. Jahrhunderts gehalten wird. Ob Willem Utenhove, ein Geistlicher von Aerdenburg in Flandern, der Verfasser ist, bleibt zweifelhaft. Dieser Reinaert ist später mit geringen Abänderungen ins Niederdeutsche übertragen werden, wir haben deshalb nicht nöthig, hier näher auf den Inhalt des Reinaert einzugehen, da wir die uns näher-

stehende deutsche Bearbeitung genauer besprechen werden. Noch nach dem holländischen Gedichte wurde eine holländische Prosa bearbeitet, welche weite Verbreitung innerhalb der Grenzen ihres Sprachgebietes fand. Die niederdeutsche Bearbeitung wurde ins Dänische und von da ins Schwedische und sogar ins Isländische übersetzt. Auch eine englische ältere und eine neuere Uebersetzung kennt man.

Die niederdeutsche Bearbeitung wurde 1498 in Lübeck gedruckt, die neuesten Ausgaben derselben sind von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1853) und von Lübben (Oldenburg 1867). Ehe wir auf eine nähere Besprechung eingehen, wollen wir erst zwei Proben des Gedichtes mittheilen.

I. Buch, 294 bis 456:

Do quam hane Henning mit sinem geslecht
in des konninges hof gevaren
un brochten up ener dodenbaren
ene dode henne, de het Krassevot,
de Reinke hadde gebetten dot,
hals un hovet hadde he er afgebetten,
dit moste nu de konning wetten.
De hane quam vor den konning stan
un sach ene ser droflik an,
he hadde bi sik twe hanen grot,
de drovich weren umme dessen dot.
de ene was geheten Krejant,
de beste hane, den man vand
twischen Holland un Vrankrik,
de ander wer em ser gelik
un het Kantart, ser kone un upricht,
se drogen malk (jeder) en bernende licht.
der hennen broder weren desse twe,
se repen bede wach un we!
umme Krassevot, erer suster dot
dreven se rawe un drovnisse grot.
noch weren twe ander, de drogen de boren,
men mochte ere drovenisse vern horen.
hane Hennink vor den konnink gink
un sprak: gnedige here, her konnink,
horet mine worde dorch gnaden
un entfermet ju des groten schaden
den mi Reinke heft gedan
un minen kindern, de hier stan.
wente do de winter vorgangen was
un men sach blomen, lof un gras
schone blojen un stan grone,
do was ik ser vrolik un kone
umme min grote slechte gemeine,
wente ik hadde junger sonen teine
un schoner dochter twemal seven,
och, den lustede so wol to leven!
de al min wif, dat kloke hon
vortbrachte in eneme sommer schon.

se weren stark un wol tofreden
un gingen umme vodinge (Futter) in ener steden,
de was bemuret, der monnike (Mönche) hof,
darin ses hunde stark un grof,
de bewarden mine kinder un hadden se lef.
dit hatede Reinke, de quade def,
dat se so vaste weren dar binnen
dat he der nene konde gewinnen.
wo vaken gink he umme de muren bi nachte
un leide (legte) uns lage (Hinterhalt) mit groter achte!
wan dit de hunde kregen to wetten
so moste he it up sin lopent setten.
se hadden en ens twischen kregen
un ruckeden im sin vel to degen,
nouwe entquam he tor sulven tit,
do worden wi siner ene wile quit.
Vorder horet mi, gnedige here!
sint quam he ens alse en klusenere (Klausner)
Reinke, de sulve olde def
un brachte mi do enen bref,
dar hangede juwe seggel nedden an.
dar vant ik in geschrewen stan,
dat gi leten kundigen vasten vrede
allen deren un vogelen mede.
he sprak, he were klusener geworden
un wo he helde enen harden orden,
dat he sine sunde boten wolde
un ik vor em nich mer vruchten scholde
un mochte ane hode vor em wol leven.
he sprak ok, ik hebbe mi gans begeven,
alle vlesch vorlowet mit en.
he let mi kappen un schepeler sen
un enen bref van sinem prier,
up dat ik were desto frier.
he wisede mi ok dosulvest aldar
under der kappen en kled van har.
do gink he wech un sprak to mi:
gode deme heren bevele ik di!
ik ga dar ik hebbe to don
ik hebbe noch to lesen sext*) un non
ok vesper darto van dessem dage.
al lesende gink he wech un leide uns lage.
do was ik vrolik un unvorvert
un gink to minen kinderen wert.
ik sede en de tidinge, do wart en leve
de mi was vorkundiget ut juwen breve
un Reinke were worden klusener,
wi dorften vor em nich vruchten mer.
mit en allen gink ik do buten de mure
dar uns overquam krank eventure,

*) Der geistliche Tag zerfiel in sieben Zeiten, die sogen. horae canonicae: matutina, prima, tertia, sexta, nona, vespera, completorium.

wente Reinke uns hadde gelacht sine lage,
un quam slikende ut ener hage
un heft uns de porten undergan
un grep miner besten kinder en an
dat at he up, un quam wedder vaken.
sedder he se ersten begunde to smaken,
konde uns wer (weder) jeger efte hunt
vor em wachten to nener stunt.
he leide uns alle tit sine lage
bede bi nachte un ok bi dage,
un berovede mi also miner kinder.
so vele is min tal nu de minder:
twintich un ver plach der to wesen,
de het Reinke upgelesen,
darvan hebbe ik men vive, nicht mere,
dat latet ju entfermen, her konnink, here!
mine drovenisse klage ik to dessen stunden.
noch gistern ward em mit den hunden
mine dochter afgejaget, de bet he dot,
de ik hier bringe in miner not.
gi sen it, wat he er heft gedan,
dat latet ju doch to herten gan. —
De konnink sprak: her grevinc*), komt her!
hore gi wol, juwe om de klusener
wat karinen**) he vastet un wo he deit?
leve ik en jar, it wert eme leid!
wat scholen desser worde nu mer?
hane Hennink, nu horet her!
juwe dode dochter, dat gude hon,
der wil wi der doden rechticheit don
un laten er de vigilie singen
un se to der erden bringen.
dat schal schen mit groten eren.
denne wille wi uns mit dessen heren
umme dessen mort wol bespreken,
wo wi dat best mogen wreken. —
Do gebot he bede, jung un olden,
dat se vigilie singen scholden.
do des konninges bot was gegan
un do men begunde to heven an
dat Placebo domino
un de versche, de dar horen to:
ik sede it wol, men et were to lank,
we dat dar de lectien sank
un de responsen, so sik dat behort,
darumme korte ik desse wort:
se wart do int graf geleit.
en schon marmelsten wart dar bereit,
gepoleret so klar alse en glas
de verkant (vierkantig), grot un dicke was,

*) Grevink (der Dachs) ist Reineke's Neffe, der seinen Ohm, den Fuchs, stets mit vielem Eifer zu vertheidigen pflegt.

**) karine = carena, vierzigtägige Buße mit Fasten und Kasteien.

mit groten bokstaven darup gehouwen,
dat man klarliken mochte schouwen
we darunder lach begraven.
alsus sprak de schrift der bokstaven:
„Krassevot, hanen Henninks dochter, de beste,
de vele eier leide in de neste,
de wol mit eren vöten konde schraven,
de licht under dessen sten begraven.
de valsche Reinke was, de se vorbet.
se wil, dat al de werlt dit wet.
dit dede he ane recht mit valscher lage,
up dat men se desto mer beklage.“ —
alsus nam de schrift enen ende.
de konnink let beden al de he kende
de kloksten van rade, sik wol to bespreken
wo he desse undat best mochte wreken
up Reinken, de nicht en was von den besten.
do reden de heren eme to lesten,
wente se Reinken ser listig kenden,
hierumme scholde men eme boden senden,
dat he wer dorch schaden edder dorch vromen
nicht en lete, he scholde komen
to des konninges hove, tom herendage,
un dat Brun de bare desse bodeschop drage.

II. Buch, 4094 bis 4231.

(Reineke geht mit Grevink dem Dachse zum Hofe des Königs, um sich seiner vielen Vergehungen wegen zu vertheidigen. Da er ein böses Gewissen hat, so beichtet er dem Dachse seine Sünden.)

Hiermede quemen se vor des konninges hof.
do wart Reinke half vorzaget,
doch sprak he do: it is gewaget!
Marten de ape dit hadde vormomen
dat Reinke wolde to hove komen,
he wolde reisen den wech na Rom.
do he eme motte (begegnete), he sprak: leve om,
hebbet vri enen guden mot! —
he wuste wol, wo sine sake stot,
doch vragede he na eneme stucke.
do sprak Reinke: mi is dat gelucke
in dessen dagen ser engegen,
ik bin echt vorklaget to degen
van etliken deven, we se ok sin,
van der kreien un van deme orlosen kanin,
de ene heft sin wif vorloren,
de ander de helfte van sinen oren.
mochte ik sulven vor den konnink komen,
dat scholde en beden weinich vromen.
dat meste mi wert schaden daran
is, ik bin in des pawes ban.
de provest heft der sake macht,
de bi deme konninge is in groter acht.

darumme ik in deme banne bin
is dat ik Isegrime gaf den sin,
do he monnik was geworden,
dat he wechlep ut deme orden,
do he tor Elemar was begeven.
he swor, he konde also nicht leven
in also hardem strengen wesen,
so lange to vasten, so vele to lesen.
ik halp eme wech, dat ruwet mi sere,
darvor deit he mi wedder unere
jegen den konnink to voren an,
un deit mi quat alwor he kan.
schal ik to Rome, dat wil ser hinderen
minem wive un minen kinderen,
wente Isegrim, de let des nicht,
he deit enen quat, wor he se kricht,
mit anderen, de mi sin ser quat
un söken up mi ser bosen rat.
were ik ut deme banne gelost,
so hadde ik sus wol beteren trost
un mochte uprichtig mit gemake
spreken vor mine egene sake. —
Marten sprak: Reinke, leve om,
ik will recht nu up na Rom,
ik wil ju helpen mit schonen stucken
un wil ju nicht laten vordrucken.
bin ik doch des bischoppes klerk,
ja, gans wol versta ik mi up dat werk,
ik wil den provest to Rom citeren,
un wil jegen en also pleiteren,
set, om, un don ju excucien
un bringen ju ene absolucien
sines undankes, were it eme ok let,
wente ik to Rome den lop wol wet
wat ik schal laten efte don.
dar is ok min om Simon,
de mechtich is un ser vorheven,
de helpet deme gerne, de wat mach geven.
her Schalkevunt is dar ok en here,
un doktor Gripto un der noch mere,
her Wendehoike mit her Losevunde,
dit sin alle dar unse vrunde.
ik hebbe gelt vorhen gesant,
hiermede werde ik best bekant.
ja, men secht vuste van citeren,
dat gelt isset al, dat se begeren,
al were de sake noch so krum,
mit gelde wil ik se kopen um.
de gelt bringet, kricht tohandens gnade,
de dat nicht heft, de kumt to spade,
set, om, darumme gi sit in deme ban,
al de sake te ik mi an,
ik neme de up mi un geve se ju quit.
gat vri to hove, un so gi dar sit,

dar is min wif, frouwe Rukenouwe,
wente de konnink, unse here, de louwe,
heft se lef un ok de konniginne,
wente se ser behende is van sinne.
spreket se an, se is ser vrot (flug)
wente se gerne dorch vrunde wes dot,
gi vinden an er vruntschop grot,
dat recht heft vaken hulpe not.
dar sin bi er ere sustere twe
un ok darto mine kindere dre,
noch vele darto van juweme slecht,
de ju bistan in juweme recht.
mach ju den sus nen recht beschen,
so schole gi dat in kort ok sen.
dot mi dat jo draden to weten!
alle de in de lant sin beseten,
isset konnink, vrouwe, kint efte man
alle wil ik se bringen in den ban
un senden en interdikt so swar,
men schal dar wer hemelik efte openbar
singen, graven, dopen, wat it ok si,
neve, hierup so trostet vri!
de pawes is en olt krank man,
he nimt sik nenes dinges mer an,
also dat men siner nicht vele acht,
men altomale des hoves macht
heft de kardinal van Ungenöge,
en man junk, mechtich, van behende töge.
ik kenne ene vruwen, de heft he lef,
de schal eme bringen enen bref,
mit der bin ik ser wol bekant,
ja wat se wil, dat blift nen tant.
sin schriwer het Johannes Partie,
he kennet wol olde munte (Münze) un nie.
Horkenouweto is sin kumpan,
de is des hoves kurtesan.
Slipenunwenden is notarius,
in beden rechten en bakkalarius.
wo desse noch en jar dar blift,
he wert mester in praktikenschrift.
Moneta un Donarius
sin twe richter int sulwe hus,
wem desse twe afseggen dat recht,
deme bliftet ok wol also afgesecht.
alsus is dar mannige list
daran de pawes unschuldich ist.
de mot ik alle holden to vrunde,
dorch se vorgift men nu de sunde,
un loset dat volk ut deme ban.
set, Reinke om, hier holdet ju an!
de konnink heft it rede gehort
dat ik juwe sake vore vort,
he wet, dat ik dit wol kan werwen,
men mach ju nicht laten vorderwen.

dit wil de konnink bedenken recht,
dat vele sin apen un vosses slecht,
de vaken eme geven den nouwesten rat.
dit wert ju helpen, wo it ok gat. —
Reinke sprak: dat is gut trost!
ik denke des wedder, werde ik vorlost. —
hiermit en van dem anderen scheide.

Schon ein flüchtiger Blick auf diese beiden soeben angeführten Proben wird uns zeigen, welche große Verschiedenheit in jeder Beziehung des Inhaltes zwischen dem ersten Buche des Reineke Vos auf der einen und den übrigen drei Büchern auf der andern Seite herrscht; es ist vollauf berechtigt, wenn seine Kritiker von einem ersten und einem zweiten Theile des Reineke sprechen, denn das erste Buch enthält reines, unverfälschtes, ursprüngliches Thierepos, die drei anderen Bücher enthalten moralisirende Satire, das erste Buch will nichts anderes geben, als das Leben der Thiere, die drei anderen Bücher benutzen das Leben der Thiere gleichsam nur als untergeordnetes Gerüst, um ihre Satire daran zur Schau zu stellen.

Das erste Buch ist ungemein reich an Handlung, selbst wo die handelnden Thiere nur in der Erzählung eines dritten aufgeführt sind, zeigt sich uns die lebendigste Darstellung, man vergleiche 93 bis 141 die Erzählung des Panthers, wie der Fuchs den Hasen das Kredo singen lehren will und ihm schließlich an die Kehle geht, oder die obenangeführte Klage des Hahnes, überall Leben und Handlung, keine Spur von allgemeinen moralisirenden Sentenzen, was gesagt und erzählt wird, bezieht sich nur auf die handelnden Personen des vorliegenden Gedichtes, und alle ihre Handlungen werden so reich geschildert, so abschließend dargestellt, daß der Leser sich in dieser Thierwelt völlig heimisch fühlt und nicht daran denkt, unter den Thiergestalten etwa den Mönch, den Kanzler, den raubgierigen Ritter zu suchen, sondern wir sehen den Fuchs, den Wolf, den Hasen, den Dachs u. s. w. in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit als Thier vor unseren Blicken auftreten. Nirgend aber sind uns solche Eigenthümlichkeiten nur erzählt, sondern wir sehen sie im Leben vor uns, der Fuchs, der um die Klostermauern bei Nacht schleicht, geräth unter die Zähne der Hunde, mit genauer Noth entkommt er ihnen, da hat er für eine Zeit genug, der Hühnerappetit hat einen Dämpfer erhalten, man gewahrt nichts mehr von dem Schleicher. Aber so wie in Wirklichkeit kein Fuchs einen Hof vergessen wird, in welchem er Hühner gackern hörte, so kommt der lüsterne Reineke auch zu dem Kloster zurück, und nachdem er durch seine List die Hühnerfamilie ins Freie gelockt hat, ist seine erste Sorge, ihnen den Weg zum Hofthore abzuschneiden, und darauf greift er eins der besten Hühner aus der Schaar heraus. Jeder Jäger wird bestätigen, daß dieser Reineke ein Fuchs ist, wie er leibt und lebt. Als Brun der Bär des Königs Botschaft ausrichtet, kommt er, bevor er zu Reineke's Wohnung gelangt, durch eine wüste Gegend — gerade so baut auch noch heute der Fuchs gern in abgelegenen Gegenden seine Wohnung. Reineke hat aber nicht nur ein Haus, er hat manche Wohnung, und Malepertus ist die beste von seinen Burgen, darin liegt er, wenn er in Sorgen ist. Auch unsere

Füchse pflegen in einiger Entfernung vom Hauptbau sich kürzere Röhren als Zufluchtsstätten anzulegen, ziehen sich in Zeiten der Gefahr jedoch stets auf den Hauptbau zurück, der ebenso wie Reineke's Burg Malepertus vielerlei Ausgänge hat. Grimm hat gesagt, aus dem Reineke wehe ihn Waldgeruch an — schöner konnte die meisterhafte Vollendung in der Darstellung des Thierlebens nicht bezeichnet werden.

Mit ebenso großer Kunst, wie die allgemeinen Beziehungen dieses Thierreiches, sind die einzelnen Karaktere dargestellt und durchgeführt. Ueberall bleibt Reineke seiner Natur treu, die räuberische Schalkheit verläßt ihn in keiner Lage. Nachdem er zwei Boten des Königs übel zugerichtet heimgesandt hat und nun endlich doch dem Dachs zum Hofe folgt, da peinigt ihn unterwegs sein Gewissen, er beichtet dem Dachse seine Schandthaten und erhält von ihm Absoluzion. Kaum ist die Beichte beendet — Reineke hat noch ganz demüthig den Kopf gesenkt — da kommen sie des Weges an einem Kloster vorüber, eine Hühnerschaar geht außerhalb der Mauer, ein junger fetter Hahn ein wenig abseits — Reineke kann nicht widerstehen, er springt, so reumüthig er gebeichtet hat, auf den Hahn ein, daß ihm die Federn stieben, und als Greving der Dachs in frommer Entrüstung den unverbesserlichen Sünder schilt, entgegnet dieser: ich that es so ganz in Gedanken, bittet Gott, daß er mir meine Sünde vergebe, und dabei schielt der reumüthige Sünder fortwährend mit den begehrlichsten Blicken nach den Hühnern. Und als der Schelm verurtheilt ist und schon auf der Galgenleiter steht, kann er es nicht unterlassen, mit humoristischem Spott zu schildern, wie zu der Zeit, wo er gemeinsam mit dem Wolfe jagen ging, Isegrim's Weib und ihre sieben Kinder über die Beute herfielen und ihm, dem Fuchs, nichts ließen als die kleinste Rippe, von der sie aber vorher alles Fleisch abgenagt hatten. Dem Tode glücklich entronnen und wieder in Freiheit, ist er sofort ganz der alte, frißt den Hasen und schickt dem Könige statt der versprochenen Schätze Lampe's Haupt.

Wie sehr hebt sich diese reiche Handlung, diese feine Zeichnung der Karaktere hervor gegen die matte, breitgetretene Schulweisheit des zweiten Theiles! Statt des ergötzlichen Lebens und Treibens der Thierwelt werden uns lange moralische Betrachtungen aufgetischt, die eher in einem Erbauungsbuche als in dem Thierepos Platz fänden, statt der feinen, so getreuen Beobachtung der thierischen Eigenthümlichkeiten des ersten Buches gibt man uns abgedroschene äsopische Fabeln, in denen die Thiere gerade wie Steine, Töpfe u. s. w. als leblose Figuranten vorgeführt werden, und statt uns zu erzählen, wie Reineke seinen Ohm den Bären zum Honigschmaus oder Hinze den Kater zur Mäusejagd führte, will man uns begreiflich machen, auf welche Weise Reineke die Tugenden der Kleinode darstellt, die er angeblich dem Könige schickte. Was haben Ringe mit edelen Steinen, köstliche Kämme und Spiegel mit dem Thierepos zu thun? Wie kommt Reineke der Fuchs zum Studium solcher Dinge? Man sieht klar, daß in dem zweiten Theile (II., III., IV. Buch) das ursprüngliche Epos gewaltsam in den Dienst der Satire gezwungen und dadurch ihm Saft und Blut und Kraft und Leben ausgetrieben worden ist.

Noch schärfer tritt die Wahrheit dieser Behauptung ins Licht, wenn wir

uns den Schauplatz der Begebenheiten und die Zeichnung der Karaktere in dem zweiten Theile genauer ansehen. In dem ersten Theile werden wir im Walde, im Felde, auf der Haide, bei Reineke's Fuchsbau und an den einsamen Klostermauern umhergeführt, im zweiten Theile antichambriren wir mit Reineke am Königshofe so lange, bis wir schließlich in die Salons des Hofes und in das Boudoir der Königin Majestät eingelassen werden; statt das Leben der Thiere auf öder einsamer Haide kennen zu lernen, hören wir die Predigten der königlichen Kammerzofe. Die alten, lebensvollen Thiergestalten verschwinden, Reineke ist der alte Fuchs nicht mehr, er ist ein Taschenspieler im Frack geworden, Martin der Affe und sein Weib und seine Schwestern treten als völlig neue Personen nicht handelnd, sondern redselig schwatzend auf die Bühne. Und wie schief sind alle Karaktere dargestellt! Nachdem im Anfange des zweiten Buches meisterhaft und ganz im Geiste des ersten Theiles uns erzählt wird, wie der Fuchs die Krähe fängt — er hat sich todtgestellt, auf der Haide liegt er mit verdrehten Augen, aus dem aufgesperrten Maule hängt ihm die Zunge schief heraus — hält derselbe Fuchs wenige Seiten weiter ewiglange Reden über die Verderbtheit der Welt, und als er zum Hofe des Königs kommt, muß derselbe Fuchs, dem das Herz, das selbst auf der Galgenleiter seinen Spott nicht vergaß, in die Kniekehle gefallen ist, sich von dem Affen belehren lassen, was er zu thun hat! — Es ist überflüssig, noch weiter die schiefe Darstellung des zweiten Theiles dem echten Thierepos des ersten Theiles gegenüber zu stellen.

Unsere Ansicht ist die, daß der erste und zweite Theil von verschiedenen Verfassern herrühren. Vielleicht mag ursprünglich der erste und auch der zweite Theil Ein Ganzes, von Einem Verfasser gedichtet, gebildet haben, dann ist aber ganz gewiß der zweite Theil allein für sich überarbeitet worden und dabei sind die Thierfabeln und die langathmigen satirischen Predigten in die echten Bestandtheile eingeschoben worden, zu Ungunsten der letzteren. Der holländische Ueberarbeiter (Willem Utenhove?) verschmolz dann beide Theile, den ursprünglichen ersten und den überarbeiteten zweiten, wieder zu einem Ganzen. Doch unterließ er nicht, auch in den ersten Theil mehrfach satirische, aber fein angebrachte Bemerkungen einzustreuen, man vergleiche z. B. Verse wie „juwe dode dochter, dat gude hon", oder „de valsche Reinke was, de se vorbet. se wil, dat al de werlt dit wet", u. dgl. m.

Wer den holländischen Reinaert so meisterlich zum niederdeutschen Reineke Vos umschuf, ist unbekannt, genannt worden sind ein Holländer, Hinerk van Alkmar, und zwei Deutsche, Nikolaus Baumann und Hermann Barkhusen, der Drucker der Lübecker Ausgabe. Doch wird wohl keiner von diesen Namen zutreffend sein. Man vergleiche über diesen Punkt Grimm's Reinhart Fuchs, Kap. 8 der Einleitung.

6.

Martin Luther.

Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, deren Wirkungskreis über eng gezogene Grenzen nicht hinausreicht, sind mit wenigen Worten geschildert und in ihrer Darstellung erschöpft, alltäglich flache Karaktere mit flüchtigen Linien in vollkommner Deutlichkeit umrissen, während weltbewegende Ereignisse, großartige Karaktere, welche ihrer Zeit und Folgezeit Gestaltung gaben, im Gesammtbilde nicht erfaßt werden können, wenn wir zuvor nicht die einzelnen Seiten betrachtet und uns in die eigenthümlichen Züge eingelebt haben.

Einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten ist Martin Luther, seine rastlose Thätigkeit ist so folgeschwer geworden, daß sie in den mannigfaltigsten Verhältnissen mächtig wirkend erkannt wird, ja sogar seine gehässigsten Gegner, Feinde, die in blindem Wüthen ihn bis auf den Tod verfolgten, haben unbewußt sich unter seine siegreiche Hand gebeugt und tragen in manchen Stücken Luther's Dienstgewand.

Es kann nicht Zweck dieser Darstellung sein, ein allseitig erschöpfendes Bild des großen Mannes zu geben, es ist nicht einmal unsere Aufgabe, ihn in seiner bedeutsamsten Wirksamkeit als unerschütterlichen Glaubenshelden, als den siegesgewissen Ritter Sankt Georg zu schildern, welcher mit seinen schneidenden Waffen das Gewürm der Finsterniß aus dem Pfuhle aufjagte und es aller Welt vor Augen stellte, und zu gleicher Zeit mit starker, liebevoller Hand die schmählich gemißhandelte Wahrheit aus ihrer Schmach emporhob und sie wieder auf den strahlenden Thron setzte, der ihr gebührte, alles dies liegt nicht auf dem Felde, das wir uns gewählt haben, wir wollen hier nur zu zeigen versuchen, welche Stellung Martin Luther in der deutschen Literatur einnimmt, und wir werden sehen — so seltsam dieser Satz in jetziger Zeit auch manchem klingen mag — daß wenige deutsche Schriftsteller sich mit Luther's großem Geiste, noch weniger sich mit seiner weitreichenden Wirksamkeit messen können. Auch in der Schilderung von Luther's Leben werden wir unser Augenmerk vorzugsweise auf seine Thätigkeit im Gebiete der deutschen Literatur richten.

Alle Namen, welche bisher uns entgegentraten, waren, wie wir sahen, mehr oder weniger in Dunkel gehüllt, von mehr als einem großen Dichter wußten wir kaum mehr als den Namen, bei Luther, bei dem Manne, der den jungen, freudigen Tag heraufführte, wird es nun auch Licht, und wir sind im Stande

von seinen Lebensschicksalen und seinem Bildungsgange ein Bild zu geben, dem wohl mancher feinere, aber keiner der wesentlichen Züge fehlt*).

In dem Dorfe Möhra bei Eisleben wohnte gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Bauer Hans Luther. Mit seiner Ehefrau Margarethe hatte er sich des Jahrmarktes wegen nach Eisleben begeben, und in dieser Stadt gebar Margarethe Luther am 10. November 1483 einen Knaben, welcher am folgenden Tage getauft wurde und nach dem Heiligen des Kalenders den Namen Martinus erhielt. Bald nach der Geburt seines Sohnes zog Hans Luther in das Städtchen Mansfeld und wurde daselbst Bergmann. In Mansfeld besserten sich in der Folge auch seine zuerst sehr dürftigen Vermögensverhältnisse, welche durch eine zahlreiche Familie noch besonders drückend waren.

Hans Luther sowohl wie seine Frau führten ein arbeitsames, von wenig Genuß erheitertes Leben; nach ihren strengen, oft harten Grundsätzen wurde Martin erzogen. Da der Vater ein besonderer Freund der Wissenschaften war, so hielt er seinen Sohn frühzeitig zur Schule an; es wird erzählt, daß ein Freund des Hauses den Knaben zuweilen zur Schule getragen habe. Durch die oft allzu strenge Behandlung von Seiten seiner Eltern, welche kleine Vergehungen mit Härte straften, wurde der Knabe schon in seiner frühen Jugend schüchtern und scheu gemacht, er selber sagte in späteren Jahren einmal: „Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde, hernach in ein Kloster lief und ein Mönch ward, sie meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die Ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafen einzurichten." Doch wird diese strenge Erziehung auch jedenfalls dazu beigetragen haben, dem Karakter Luther's jene unerschütterliche Festigkeit und jenen nieverzagten Muth zu verleihen, deren er zu seinem großen Werke so dringend bedurfte. Im Alter von vierzehn Jahren wurde Martin, dem seine Lehrer die besten Zeugnisse gaben, von seinem Vater nach Magdeburg geschickt. Hier befand sich eine sogenannte Kurrendschule, unbemittelte, fähige Knaben wurden unentgeltlich in derselben angenommen und unterrichtet, sie mußten aber durch mancherlei Dienstleistungen in der Anstalt und beim Gottesdienst und durch Singen an den Hausthüren selber beitragen, ihren kärglichen Unterhalt zu erwerben. Schon nach einem Jahre verließ Luther Magdeburg und kam ebenfalls als Kurrendschüler nach Eisenach. Auf seinen wenig beneidenswerthen Wegen, wenn er vor den Häusern um Brod sang, wurde ihm manche kränkende Abweisung zu Theil. Vielleicht steigerten solche Erfahrungen in Luther's Wesen die angeborene Heftigkeit, welche später den Uebergang seiner Zuneigung in die schroffste Abneigung oft so jäh gestaltete, wie z. B. gegen Erasmus von Rotterdam. In Eisenach brachen endlich für den Knaben bessere Tage an; durch seine schöne Stimme und sein still ergebenes Wesen gewann er das fromme Herz einer Frau Kotta, welche ihn in ihr Haus aufnahm und die drückenden Nahrungssorgen und Quälereien mit freundlicher Hand fern von ihm hielt.

*) Martin Luther's Leben von Gustav Pfizer, Stuttgart 1836. Desgl. von J. A. Jander, Leipzig 1853. Desgl. von K. Zimmermann, Darmstadt 1855. Von katholischer Hand geschrieben ist die Historia M. Lutheri von Cochläus, deutsch von J. Ch. Hüber, Ingolstadt 1582.

Martin konnte nun Zeit und Eifer ungetheilt seinen Studien widmen. Vor seinen Mitschülern zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß ebenso wohl als durch leichte Fassungsgabe und durch Fruchtbarkeit des Geistes aus, welche ihm Aufsätze in Prosa und in Versen zum Lobe seiner Lehrer gelingen ließen. Nach der Sitte damaliger Zeit verwandte er viel Fleiß auf die religiösen und die Gedächtnißübungen und beschäftigte sich mit großer Beharrlichkeit mit der deutschen und noch mehr mit der lateinischen Sprache, welche ja als die allein zulässige Sprache für den kirchlichen Gebrauch und für den literarischen Verkehr angesehen wurde. Große Freude hatte Martin auch an der Musik, er lernte die Flöte blasen und die Laute spielen, und schon von früher Jugend an betrachtete er die Musik als ein ganz besonderes Geschenk Gottes, in späteren Jahren wies er ihr von allen Wissenschaften und Künsten gleich nach der Theologie die zweite Stelle an, und erklärte sie für eines der wirksamsten Gegenmittel gegen den Teufel, der die Musik durchaus nicht liebe.

Wohl vorbereitet ging Luther in seinem achtzehnten Jahre auf die hohe Schule nach Erfurt, um dort zuerst die damals weitbegriffene Weltweisheit zu studiren und dann nach seines Vaters Willen sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Da Hans Luther jetzt in bessere Verhältnisse gekommen war — er besaß als Eigenthum mehrere Schmelzöfen — so ließ er sich angelegen sein, nun seinem Sohne alle Schwierigkeiten des Lebens aus dem Wege zu räumen. Mit regem Fleiß, aber auch unter stetem Gebet erlernte Martin Luther die sogenannten sieben freien Künste und fing an die Jurisprudenz zu studiren. Nicht allein durch die Vorlesungen seiner Lehrer suchte er seine Kenntnisse zu erweitern, seine Wißbegierde, sein ernstes Streben trieb ihn, auch auf eigene Hand Nahrung für seinen Geist zu suchen, und mit besonderer Vorliebe verweilte er in der Bibliothek zu Erfurt. In seinem zwanzigsten Jahre kam ihm hier zum erstenmal eine lateinische Bibel in die Hände, in welcher er zu seinem Erstaunen außer den Episteln und Evangelien noch vieles andere fand. Sein Auge fiel zuerst auf die Geschichte von Hanna und ihrem Sohne Samuel, die ihn besonders ergriff. Am Studium der Rechtsgelehrsamkeit hatte er niemals großes Gefallen gefunden, sein tiefes Gemüth suchte nach anderer Nahrung. Getrieben von diesem Drange warf Luther sich auf das Studium der sogenannten scholastischen Theologie. Man versteht darunter die praktische Anwendung der griechischen Filosofie auf die kristlichen Glaubenssätze, oder vielmehr die griechische Filosofie wurde zum Beweise der kristlichen Glaubenssätze dienstbar gemacht. Eine besonders große Rolle spielte bei den Scholastikern der griechische Filosof Aristoteles, der fast für unfehlbar gehalten wurde. Man kannte ihn aber bis zur Reformazionszeit in Deutschland und den meisten anderen Ländern nicht aus dem griechischen Original, da die griechische Sprache in Deutschland erst durch Männer wie Reuchlin und Melanchthon Pflege gewann, sondern man begnügte sich mit lateinischen Uebersetzungen. Da aber auch Aristoteles nicht immer im Stande war, das plausibel zu machen, was man damals kristliche Glaubenssätze nannte, so nahm man noch manches andere zu Hülfe und die Dogmata wurden erwiesen aus der Vulgata, aus den Kirchenlehrern, aus den Konzilienbeschlüssen, den Dekreten der Päpste, aus der Vernunft und aus Aristoteles.

Um die scholastischen Theologen in ihrer nützlichen Beschäftigung noch zu unterstützen, hatten die Päpste der Freiheit ihrer Untersuchungen bestimmte Grenzen gezogen und die kampfesmuthigen Scholastiker von jedem Glatteis liebevoll abgesperrt, so daß die oft sehr heftigen und mit vielem, wirklichem Scharfsinn geführten Fehden der Theologen ein durchaus harmloses Schauspiel gewährten, oft aber auch Wunderdinge von Abgeschmacktheit und Albernheit zu Tage brachten. Immer aber blieb die scholastische Theologie für die Studirenden eine Ringschule des Geistes, welche, wenn sie ihren Jüngern auch sehr wenig Wesentliches gewährte, sie doch ihre Kräfte erkennen und üben lehrte. Die geringe Ausbeute, welche Luther trotz seines rastlosen Fleißes davontrug, erzeugte in ihm jene Abneigung gegen die scholastischen Lehren, die er später aussprach, und als er deren Unterwürfigkeit gegen Päpste und Kirchensatzungen mit den fruchtbaren Wahrheiten verglich, welche ihm aus seiner Bibel entgegenströmten, da bedauerte er oftmals, daß glänzende Namen, feine Köpfe wie Jodokus Trautvetter, Petrus Lombardus in solcher Wüste ihre herrlichen Geistesgaben verschwendeten. Vergebens rang Luther unter juristischen, theologischen und filosofischen Spitzfindigkeiten nach Befriedigung für sein ernstes Forschen und Streben, er fand sie nicht.

Im Jahre 1503 erhielt er von der Universität die Würde des Bakkalaureus der Filosofie. Da sein Körper durch unmäßiges Arbeiten geschwächt war, so verfiel er bald nachher in eine schwere und gefährliche Krankheit. Während dieser besuchte ihn ein alter Priester und tröstete ihn mit Worten, an welche Luther in späterer Zeit oftmals dachte: „Seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute trösten wird. Denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen."

Nach seiner Genesung fuhr Luther unermüdlich in seinen Studien fort; im Jahre 1505 erlangte er als der zweite unter siebzehn die Würde des Doktors der Filosofie. Er fing nun an, über die Lehren des Aristoteles Vorlesungen zu halten. Doch umsonst war alles Ringen nach Ruhe der Seele, weder die erlangten wissenschaftlichen Ehren noch das ungetheilte Studium in damals höchstgeehrten Gebieten befriedigten Luther's Herz, und durch sonderbare und schreckliche Ereignisse wurde seine Seelenangst auf eine Höhe getrieben, in welcher er einen verzweifelten Entschluß faßte. Sein vertrautester Freund Alexius wurde an Luther's Seite vom Blitz getödtet, oder nach anderen Nachrichten in einer Gewitternacht meuchelmörderisch erstochen. Von Schrecken betäubt, von Schmerz gedrückt, körperlich leidend und trüb gestimmt, und von früher Jugend auf eingeschüchtert, entschloß Luther sich jetzt zu einem raschen Schritt. Am 17. Juli 1505 lud er einige Freunde zu sich und verbrachte einen heitern Abend mit ihnen, in derselben Nacht aber ging er in das Kloster der Augustiner Eremiten, wo er nach früher getroffener Verabredung sofort aufgenommen wurde. Seine Bücher ließ er auf seinem Zimmer zurück und nahm nur den Virgil und Plautus mit sich. Schon die Freundschaft mit diesen beiden Dichtern war ein bedenkliches Zeichen für einen, der Augustinermönch werden wollte, aber sie ist zu gleicher Zeit auch ein Beweis, daß in jener schweren Zeit krankhafter

Stimmung Luther's gesunde, kraftvolle Natur noch nicht ganz unterdrückt war. Als ein Ergebniß körperlicher und geistiger Ueberreiztheit sah Luther in späteren Jahren selber den Schritt an, er sagte: „Ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung und des Bauches willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedrungenen Eid und Gelübde."

Zur Zeit seines Eintrittes war es Luther jedoch heiliger Ernst um sein Gelübde. Am nächsten Tage nahm er schriftlich von seinen Freunden Abschied und sandte der Universität seinen Magisterring und sein Magistergewand zurück. Seine Freunde, welche ins Kloster eilten um ihm Vorstellungen zu machen, wurden nicht vorgelassen. Auch seinen Eltern zeigte er schriftlich den gethanen Schritt an, diese waren darüber sehr betrübt und ungehalten. Sein Vater, der ihn zuvor, „seiner Doktorwürde zu Ehren", mit Ihr angeredet hatte, nannte ihn in einem bittern Schreiben nun wieder Du und sagte ihm alle väterliche Gunst ab.

Durch die Mißbilligung seiner Freunde und durch den Zorn seiner Eltern wurde Luther's Gemüth noch schwerer bedrückt. Um sich zu übertäuben, unterzog er sich bereitwillig den niedrigen Dienstleistungen, welche ihm als Novize zukamen. Und für ihn waren die ersten Zeiten im Kloster ganz besonders schlimm, denn die Mönche waren eifersüchtig auf seine Gelehrsamkeit und ungehalten über seine fromme Gewissenhaftigkeit, sie schickten ihn oft zum Betteln aus und suchten ihn zu demüthigen. Luther ertrug alles mit Ergebung und aus Seelenangst. Später, als er längst der große Reformator geworden war, sagte er selbst von sich: „Ich habe mich selbst aufs allerhöchste beflissen, klösterliche Satzung zu halten, und meinen Leib mit Fasten, Wachen, Beten und anderen Uebungen vielmehr zermartert und geplagt, denn alle die, so jetzund meine ärgsten Feinde und Verfolger sind. Ich legte meinem eigenen Leibe mehr auf, denn er ohne Verletzung der Gesundheit wohl ertragen konnte. Aber unsere Widersacher, die da eitel gute, sichre Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt sind und niemals ihr lebelang keine rechte geistliche Anfechtung geschmeckt haben, glauben gar nicht, daß ich oder andere solche Dinge erfahren haben, da wir es uns so herzlich und mörderlich haben sauer werden lassen, daß wir nur unsere Herzen und Gewissen vor Gott zur Ruhe bringen möchten, und aber doch denselben Frieden in solcher gräulichen Finsterniß nirgend finden konnten." Ein köstliches Labsal für sein zerrissenes Gemüth blieb ihm die lateinische Bibel, welche man ihm aber nicht lange ließ, man verwies ihn dafür auf Scholastiker und Kirchenväter.

Luther's förmlicher Eintritt in den Orden geschah im Jahre 1506. Zu der Feierlichkeit seiner ersten Messe kam auch Luther's Vater, der endlich, wiewohl unwillig, seine Erlaubniß gegeben hatte. Einige Jahre verweilte Luther als Mönch im Kloster zu Erfurt. Die Zeit, welche seine Andachts- und Bußübungen ihm übrig ließen, füllte er mit eifrigem Studium aus. Neben den Scholastikern und Kirchenvätern las er fleißig die Schriften des Augustinus, den er sehr verehrte, und dessen Einwirkung auf seine Lehre man in so vielen Aussprüchen späterer Jahre erkennen kann. Luther's Klostername, den er sich

selber gewählt, war Augustinus. Die Universität Erfurt, welche ihn immer noch als ihr Mitglied ansah, verwandte sich für ihn, daß man ihn nicht so sehr mit unwürdigen Dienstleistungen überhäufe. Luther's Seelenzustand war durch den Eintritt ins Kloster nicht gemildert worden, die Düsterheit seines Innern war vielmehr gewachsen, alle Bußübungen brachten ihm keinen Frieden, wiewohl er sie auf eine Spitze trieb, welche selbst seinem Leben gefährlich wurde. Einmal hatte er sich mehrere Tage lang eingeschlossen und niemand zu sich gelassen. Den Klopfenden gab er keine Antwort, und als man schließlich seine Zelle erbrach, fand man ihn ohnmächtig auf den Boden hingestreckt. Durch Musik, so wird erzählt, brachte man ihn wieder zu sich. In diesen schweren Zeiten geistiger und körperlicher Qualen goß das Wort eines alten Mönches erquickenden Trost in seine ringende Seele, der Mönch verwies den bekümmerten Jüngling von den Bußübungen und Kasteiungen, womit er seine Sünden büßen wollte, ohne Trost zu finden, auf den Glauben, daß Kristus aller Sünden Versöhner sei. Dieses Mönches gedachte Luther oft mit herzlicher Dankbarkeit für seine tröstlichen Worte, sie waren der Stab, an dem seine Seele sich wieder aufrichtete, der Stab, der sein ganzes Leben hindurch ihm eine unerschütterliche Stütze blieb, und den er viel tausend anderen als festen Halt, als nieversagenden Trost in den Anfechtungen des Erdenlebens darbot.

Im Kloster zu Erfurt war Luther bekannt geworden mit Staupitz, dem Generalvikar der Augustiner in Deutschland, der zugleich Dekan der theologischen Fakultät an der Universität Wittenberg war, welche Kurfürst Friedrich von Sachsen im Jahre 1502 gegründet hatte. Diese freigebig ausgestattete Universität mit tüchtigen Lehrern zu besetzen, war des Kurfürsten eifrige Sorge, und Staupitz, der von Luther's hohem Geiste und ausgebreiteten Kenntnissen sich persönlich überzeugt hatte, veranlaßte im Jahre 1508 Luther's Berufung zu einer filosofischen Professur nach Wittenberg. Ungern folgte Luther, Staupitz mußte ihn sogar an seine Ordenspflicht des Gehorsams erinnern. In Wittenberg nahm Luther wieder seinen Wohnsitz im Augustinerkloster, Vorlesungen hielt er über Fysik und Aesthetik, und obwohl Luther selber öfter aussagte, daß ihm diese Studien keine sonderliche Freude gewährten, so waren seine Kollegien doch sehr besucht und er als Lehrer sehr beliebt, von nachhaltiger Wirksamkeit war auch sein persönlicher Verkehr mit der akademischen Jugend.

Als der Rath in Wittenberg ihn zum Prediger berief, widerstrebte er abermals, weil er in schüchterner Geringachtung seiner Kräfte sich einem solchen Amte nicht gewachsen glaubte. Staupitz mußte wieder ein Machtwort sprechen. Luther's Besorgniß zeigte sich denn auch völlig ungegründet, seine Predigten fanden reichen Beifall, besonders wirksam wurden sie durch den Umstand, daß Luther sich überall auf die ihm so lieb gewordene Bibel stützte. So begann er denn schon jetzt in unscheinbarer Wirksamkeit sein großes Werk, den evangelischen Wahrheiten das Feld zurück zu erobern, von dem menschliche Selbstsucht sie verdrängt hatten.

Luther war indeß nicht der Mann, der sich willenlos vom Strom der Umstände treiben ließ, seine ganze Seele sehnte sich nach der genauesten und innigsten Beschäftigung mit der Theologie, „welche — wie er sich ausdrückte —

in den Kern der Nuß, in das Innere des Weizens, in das Mark der Gebeine eindringt." Bald erwarb er sich die Würde eines Bakkalaureus der Theologie und damit das Recht, theologische Vorlesungen halten zu dürfen. Jetzt erst war er in seinem rechten Berufe, er hielt jetzt Vorlesungen über das alte und das neue Testament, und sein unter heißen inneren Kämpfen immer reicher und zuletzt auch ruhiger gewordenes Herz wirkte im Verein mit seiner tiefbegründeten Gelehrsamkeit mächtig und begeisternd auf seine Zuhörer. Der Ruf seines Namens verbreitete sich weithin, und vorzüglich ihm verdankte die junge Universität ihr rasches Aufblühen. Ueber seine Leistungen sprach ein berühmter Gelehrter, Doktor Mellerstadt, welcher lux mundi (Licht der Welt) genannt wurde, sich folgendermaßen aus: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen, und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf der Profeten und Apostel Schrift und stehet auf Jesu Kristi Wort, das kann keiner, weder mit Filosofei noch Sofisterei umstoßen und widerfechten."

Bei seinen Vorlesungen legte Luther den lateinischen Text der Bibel, die bereits erwähnte Vulgata, zu Grunde. Doch ging sein eifriges Streben dahin, die Bibel auch in der Ursprache lesen zu können. Seine hebräischen Studien begann Luther bereits im Jahre 1507 während seines Aufenthaltes im Kloster zu Erfurt*). Wir kommen auf diese Sprachstudien noch zurück.

Im Jahre 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt. Er reiste in Gesellschaft eines andern Bruders und erhielt eine Summe, um in Rom damit einen Fürsprecher zu gewinnen. In Bologna erkrankte er heftig, und fand in seiner Krankheit Trost in dem Spruche: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." — In Rom beendete Luther die Geschäfte seines Ordens mit gewandter Hand. Er benutzte auch die Gelegenheit, bei dem gelehrten Juden Elias Levita Unterricht in der hebräischen Sprache zu nehmen. Alle genaueren Nachrichten über diesen römischen Aufenthalt fehlen, aber es steht fest, daß Luther eine tiefe Einsicht in das frivole Treiben des päpstlichen Hofes und des römischen Klerus gewann. Er schreibt später einmal: „Ich wollt' nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte, ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papste Gewalt und Unrecht, aber was wir sehen, das reden wir." —

Staupitz wollte sich erkenntlich beweisen wegen der geschickten Erledigung der Angelegenheiten in Rom, der Kurfürst wollte Luther's Verdienste als Lehrer der Universität ehren, deshalb wurde Luther mit den höchsten akademischen Ehren bedacht, er wurde am 18. Oktober 1512 zum Lizenziaten, am 19. Oktober zum Doktor der Theologie oder der heiligen Schrift durch Andreas Bodenstein (Karlstadt) mit großer Feierlichkeit promovirt. Der Kurfürst hatte das Geld dafür bewilligt, denn Luther hatte nichts, von seinen Zuhörern nahm er kein Geld, und war überhaupt so sorglos um irdische Güter, daß der Kurfürst sich veranlaßt fand, ihm von Zeit zu Zeit neue Kleider zu schenken. Bei Gelegen-

*) Würdigung der lutherschen Bibelverdeutschung von Dr. Hopf, Nürnberg 1847, Seite 44. Ein sehr vortreffliches Buch, welches die wärmste Empfehlung verdient.

heit seiner Promozion mußte Luther einen feierlichen Eid ablegen, daß er zu allen Zeiten die heilige Schrift studiren und predigen wolle, und diese Verpflichtung hat nach zuverlässigen Berichten anderer sowie nach seinen eignen Worten ihn oft in den schweren Kämpfen seines Lebens getröstet, wenn sein Gewissen ihm Vorwürfe machen wollte, ob er denn auch berechtigt sei, ein solches Wesen in der Kristenheit anzurichten.

Luther's Eifer, alle Quellen aufzusuchen, welche ihm das Verständniß der heiligen Schrift erleichtern konnten, wurde für ihn nun eine ernste und gern gehegte Verpflichtung. Nicht allein in der Bibel forschte er, sondern er suchte sich auch die Erfahrungen aller derjenigen zu eigen zu machen, welche sich dem Studium der heiligen Bücher hingegeben hatten, neben den Kirchenvätern bildeten Tauler's Schriften einen Gegenstand ernster Beschäftigungen für Luther. Da er für alle seine Vorlesungen das Wort Gottes zu Grunde legte, so war es natürlich, daß er das Ansehen der Scholastiker und des Aristoteles um viele Stufen tiefer setzen mußte, als die Gelehrten damaliger Zeit es thaten. Schon jetzt regten sich manche Widersacher, welche des Aristoteles Ansehen gegen Luther in Schutz nehmen wollten, und die Erbitterung wurde noch gesteigert, als Luther ihnen bewies, daß sie in manchen Punkten den Aristoteles nicht einmal recht verstanden hatten. Der wissenschaftliche Streit trübte auch Luther's Beziehungen zu der Universität Erfurt. Es hatte nämlich im Jahre 1509 der getaufte Jude Johann Pfefferkorn zu Köln von dem Kaiser Maximilian I. einen Befehl auszuwirken gewußt, daß den Juden alle Bücher außer dem Alten Testamente weggenommen werden sollten. Reuchlin, der damals der beste Kenner des Hebräischen war, wurde durch den Kurfürsten von Mainz zum Gutachten aufgefordert, er nahm die jüdische Literatur gegen den kaiserlichen Befehl in Schutz, weil viele Werke unentbehrlich seien für das Verständniß des Alten Testamentes. Dadurch erregte Reuchlin den Haß Pfefferkorn's und seiner Anhänger, besonders des berüchtigten Dominikaners Hoogstraten. Auch vier Universitäten, darunter Erfurt, traten auf die Seite der Gegner. Doch eine große Anzahl von gelehrten und freisinnigen Männern Deutschlands trat offen für Reuchlin ein, und unter ihnen auch Luther, der den Werth selbst der von Juden verfaßten Lehrbücher der hebräischen Sprache sehr wohl erkannte.

Zu jenen Zeiten war aber das Studium der hebräischen und griechischen Sprache in Deutschland selbst für den eifrigsten Liebhaber noch keine leichte Sache. Die griechische Sprache hatte während des ganzen Mittelalters im Abendlande wenig Pflege gefunden*), Kenner des Griechischen waren selbst unter denen, welche für die Gelehrtesten galten, selten. Erwähnt wurde bereits, daß die Schriften des Aristoteles, welche doch für die Scholastiker die Grundlage aller Studien bildeten, nur in lateinischen Uebersetzungen, die aus älterer Zeit stammten, gelesen wurden. Was die Bildung des Klerus betrifft, so gibt darüber die Verordnung hinlänglichen Aufschluß, nach welcher die Geistlichen wenigstens die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse wissen, zum Gebrauch für den gemeinen Mann eine Erklärung des Vater Unser besitzen und die bei den heiligen

*) Hopf, a. a. O. Seite 38 ff.

Gebräuchen üblichen lateinischen Gebetsformeln zum wenigsten sollten lesen können. War nun die lateinische Kirchenübersetzung der Bibel schon vielen unverständlich, so gehörte es zu den größten Seltenheiten, wenn irgend ein Theolog sich mit dem griechischen Texte des Neuen Testamentes beschäftigte. Als nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 viele gelehrte Griechen nach Italien kamen, erhielt dieses Land Lehrer und Förderer der griechischen Literatur. Die Orte, an welchen diese Studien Aufnahme fanden, waren Rom, Ferrara, Padua, Venedig und besonders Florenz. Von denjenigen, welche die genauere Kenntniß der Sprachen zur Beförderung des biblischen Studiums benutzten, verdient besonders Laurenzius Valla († 1457) in Rom genannt zu werden, er war der erste, welcher auf die Fehlerhaftigkeit der Vulgata aufmerksam machte, wodurch er sich jedoch viele Anfeindungen zuzog. Als Lehrer der Deutschen haben sich vorzüglich drei Männer verdient gemacht: Rudolf Agrikola, geb. 1443 zu Gröningen in Friesland, gebildet in Paris und Ferrara, gest. 1485 zu Heidelberg, ferner Johann Reuchlin, geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522 zu Stuttgart, und Erasmus, geb. 1467 zu Rotterdam, gest. 1536 zu Basel. Letzterer war der erste, der 1516 das Neue Testament in griechischer Sprache herausgab. Nach Sachsen wurde die griechische Sprache besonders durch Petrus Mosellanus und Filipp Melanchthon verpflanzt. Letzterer war in Wittenberg, wohin er auf Empfehlung Reuchlin's im Jahre 1518 von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen berufen worden war, der erste Lehrer der griechischen Sprache. Seine Gelehrsamkeit wurde bei Freund und Feind anerkannt, durch die zahlreichen Schüler, welche er bildete, wurde er der praeceptor Germaniae. Melanchthon's Berufung war von großem Einfluß auf Luther's gelehrte Bildung. Seine Vorlesungen über den Brief an die Römer hielt Luther 1512 noch ganz nach der Vulgata, ohne alle Berücksichtigung des griechischen Urtextes, da ihm bis dahin noch keine Gelegenheit geboten war, die griechische Sprache kennen zu lernen. Als Erasmus sein Neues Testament veröffentlichte, begann Luther, griechische Studien zu treiben, aber eigentlich bekannt gemacht wurde er mit der Sprache erst durch Melanchthon, Luther selbst nennt sich einen Schüler Melanchthon's, er saß in dessen Vorlesungen mit vielen anderen Lehrern der Universität, und Melanchthon stellte in einer Rede, worin er den Studirenden das Studium der griechischen Sprache empfahl, den Fleiß Luther's zum Vorbilde auf, der schon in reifem Alter die griechische Sprache erlernt habe. Luther und Melanchthon drangen beide darauf, daß allenthalben Schulen eingerichtet und Lehrer der griechischen Sprache angestellt würden. Luther sagte: „So lieb uns nun das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten," und Melanchthon: „Es ist eine schlimmere Entweihung, der Kirche die Kenntniß der Sprachen zu nehmen, als sie goldnen und silbernen Schmuckes zu berauben."

Auch die Kenntniß der hebräischen Sprache lag bei den Kristen des Abendlandes gänzlich darnieder. Die Kenntniß des Griechischen erregte bei den scholastischen Theologen schon übeln Verdacht, die Beschäftigung mit dem Hebräischen galt beinah für Ketzerei. Der Begründer auch des hebräischen Studiums in Deutschland ist Reuchlin, Luther verehrte in ihm seinen Lehrer, er nennt

ihn 1518 in einem Briefe praeceptorem vere venerabilem, wodurch er zu erkennen gibt, wieviel er dessen Büchern verdanke. Auch mit Rabbinen und anderen Juden verkehrte Luther und suchte durch sie seine Sprachkenntniß zu erweitern. Auch mit dem Kaldäischen war Luther, wie einzelne Stellen in den Auslegungen bezeugen, nicht unbekannt. Das Handexemplar der hebräischen Bibel, dessen Luther sich bis zu seinem Tode bediente (gedruckt Brescia 1494), wird noch jetzt in Berlin aufbewahrt.

Wenn man nun bedenkt, daß Luther zu gleicher Zeit Prediger und Universitätslehrer war, den gebräuchlichen Uebungen in seinem Kloster sich nicht entziehen konnte und nebenbei noch mit solchem Eifer sich dem Sprachstudium hingab, so sollte man meinen, jede Stunde seiner Zeit hätte besetzt sein müssen. Doch seine große Mäßigkeit im Schlaf und in allen anderen körperlichen Bedürfnissen ermöglichte ihm auch noch die Uebernahme eines anderen wichtigen Amtes. Staupitz, der einmal längere Zeit abwesend war, übertrug an Luther die Aufsicht und Visitazion von vierzig ihm untergebenen Klöstern. Luther's Amtsgewalt war ausgedehnt, er durfte Prioren ein- und absetzen. So ernannte er Johann Lange zum Prior des Klosters in Erfurt. Durch diese amtlichen Geschäfte gewann Luther eine genaue Anschauung der Gebrechen des klösterlichen Lebens. Es vereinigte sich alles, um Luther für seinen großen Beruf in jeder Weise vorzubereiten und zu rüsten. Auch manche äußerliche Prüfung trat an Luther heran, im Jahre 1516 brach die Pest in Wittenberg aus, von seinen Freunden wurde er dringend aufgefordert zu fliehen, aber er wich nicht von seinem Platze. —

So hatte Luther bis dahin als Lehrer und Prediger zur Belehrung und Erbauung vieler Geister friedlich und wenig angefochten gewirkt, bis er im Jahre 1517 durch schamlosen päpstlichen Unfug zu einer Handlung herausgefordert wurde, welche stets als der erste Stein zu dem großartigen Gebäude der Reformazion angesehen worden ist. Die flotte Wirthschaft des päpstlichen Hofes ist bekannt genug, wir brauchen nichts näheres von ihr zu sagen. Um die immer leeren Beutel zu füllen, wurde der Ablaßschwindel erfunden, der Kurfürst von Mainz, Albrecht, wurde der Generalagent des Papstes in Deutschland, und als vorzüglicher Reiseagent erwies sich der Dominikaner Johann Tetzel, der eines schweren Verbrechens wegen bereits einmal in einen Sack gesteckt war und ersäuft werden sollte, seiner Brauchbarkeit wegen aber begnadigt und zum Sendboten des heiligen Vaters gemacht wurde. Luther entbrannte in gerechten Zorn über die frechen Betrügereien der Ablaßkrämer. In der Schloßkirche und in der Stadtkirche zu Wittenberg predigte er nachdrücklich, gab am 4. September einen Sermon gegen den Ablaß heraus und schlug am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche von Wittenberg die 95 Sätze gegen Tetzel's Lehre vom Ablaß an, die er gegen jedermann mündlich oder schriftlich zu vertheidigen sich bereit erklärte. An demselben Tage richtete er ein nachdrückliches Schreiben an den Erzbischof von Mainz.

„Ehe vierzehn Tage vergingen," so berichtet ein Zeitgenosse, „waren diese Sätze durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Kristenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen. Es glaubt's kein Mensch, was für ein Gerücht davon wurde,

bald wurden sie (Luther hatte sie ursprünglich lateinisch geschrieben) ins Deutsche übersetzt, und es gefiel dieser Handel jedermann sehr wohl, ausgenommen den Predigermönchen und dem Bischof zu Halle, auch etlichen, die des Papstes täglich genossen und die Schätze der Erde, die er erhoben hatte, weidlich gebrauchten." —

Auf den weitern Verlauf der Reformazion genauer einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es ist weltbekannt, wie der große Luther vom Papste in den Bann gethan wurde, wie er sich mit einem Muthe, der die Bewunderung der kühnsten gleichzeitigen Kriegshelden erregte, in Worms vertheidigte, wie der Kurfürst Friedrich von Sachsen ihn auf die Wartburg brachte, um ihn vor Meuchelmord zu schützen, wie er nach kurzer Zeit von da zurückkehrte und gegen die gewaltigste Uebermacht seiner zahllosen Feinde sein großes Werk dennoch aufs herrlichste durchführte. Auf dem Scheiterhaufen hatte der so schmählich gemordete Huß einst geweissagt: Nach mir wird ein Schwan kommen, den werdet Ihr nicht tödten können! Der Schwan war gekommen, und Bann und Acht, Gift und gedungene Meuchelmörder vermochten den nicht zu erreichen, den die Hand des Herrn behütete.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß nichts die Reformazion mächtiger gefördert hat, als Luther's Bibelübersetzung, des großen Reformators Wirksamkeit hörte mit seinem Leben auf, seine Bibel aber wirkt noch heutigen Tages fort, und wird noch lange wirken. Unter allen seinen zahlreichen, zum Theil sehr hervorragenden Schriften (die Gesammtzahl übersteigt 500) reicht keins an Vollendung, an Kunstwerth, an Schönheit, an Bedeutung vielfacher Art an seine Bibelübersetzung, und getreu unserm Grundsatze, in den Kreis unserer Betrachtungen nur die Meisterwerke unserer Literatur zu ziehen, wollen wir unsere Besprechungen hauptsächlich auf die Bibelübersetzung beschränken. Ueber Luther's vorbereitende Sprachstudien ist bereits gesprochen worden, wir wollen nun zuerst betrachten, welche Theile der Bibel schon vor Luther in deutscher Sprache vorhanden waren, welche Quellen und Hülfsmittel Luther benutzen konnte, und sodann uns ausführlicher zu seiner Uebersetzung oder richtiger gesagt zu seinen Uebersetzungen wenden *).

Unter den deutschen Völkern waren die Gothen die ersten, welche sich zum Kristenthum bekannten. Sie erhielten etwa 360 n. Kr. durch ihren Bischof Ulfilas eine Bibelübersetzung, welche mehrere Jahrhunderte im Gebrauch blieb und eine weite Verbreitung unter den deutschen Stämmen fand. Die allmälige Umgestaltung der Sprache machte neue Uebersetzungen nöthig, unter den Karolingern wurden mehrere Uebersetzungen der ganzen Bibel oder einzelner Theile unternommen. Ein sächsischer Dichter, dessen Name nicht genannt wird, stellte um 830 auf Befehl Ludwig des Frommen die biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testamentes summarisch in deutschen Reimen zusammen, von diesem Werke sind nur die Evangelien auf uns gekommen. In demselben Jahrhundert brachte der Benediktiner Otfried zu Weißenburg

*) Wir legen bei den folgenden Betrachtungen das schon genannte vortreffliche Buch von Hopf zu Grunde.

im Elsaß die evangelische Geschichte in gereimte Verse, und gegen 900 wurde die alte Evangelienharmonie (des Tazian 2. Jahrh. oder des Ammonius 3. Jahrh.) von einem unbekannten Gelehrten ins Deutsche übertragen. Besonders bemerkenswerth ist die Uebersetzung der Psalmen und einiger kleinerer Abschnitte der heiligen Schrift durch den gelehrten Mönch Notker Labeo in St. Gallen 1022. Im 13. Jahrhundert übertrug Rudolf von Hohenems auf Befehl Konrad des Vierten das Alte Testament frei ins Deutsche. Alle diese Uebersetzungen sind mit Ausnahme derjenigen von Ulfilas ganz nach dem lateinischen Texte bearbeitet, und sind theilweise nur Umschreibungen des Originals.

Als die älteste noch vorhandene deutsche Uebersetzung der ganzen Bibel gilt diejenige, welche von Matthias von Beheim, einem Mönche in Halle um 1343 verfaßt wurde. Sie existirt nur als Handschrift und wird in Leipzig aufbewahrt. Bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschien fast gleichzeitig mit der lateinischen Ausgabe auch eine vollständige deutsche Uebersetzung des lateinischen Textes im Drucke. Diese Bibel wird gewöhnlich die Mainzer genannt, Jahr und Ort des Druckes sowie der Name des Verfassers sind unbekannt, man setzt sie etwa ins Jahr 1450. Die folgenden Ausgaben der deutschen Bibel bis auf Luther sind Abdrücke dieser ersten Ausgabe. Der Werth dieser Uebersetzung ist nicht groß, die Uebertragung des lateinischen Textes ist eine buchstäbliche, Unrichtigkeiten, die aus Unkenntniß des Lateinischen fließen, sind nicht selten, Ausdruck der Rede und Satzbau zeugen von großer Unbeholfenheit, doch findet sich in ihr ein bedeutender Vorrath von guten Wörtern, welcher den Uebersetzern des 16. Jahrhunderts bei dem Mangel aller lexikalischen Hülfsmittel wesentliche Unterstützung gewährte. Auch Luther kannte und benutzte diese Uebersetzung. Außer diesen hochdeutschen Bearbeitungen erschien auch eine flämische, Köln 1480, und zwei sächsische (plattdeutsche) in Lübeck 1493 und in Halberstadt 1522. Die hochdeutschen Uebersetzungen sind bei den drei letztgenannten mit geringen Abweichungen zu Grunde gelegt. Die Psalmen, sodann die Evangelien und Episteln wurden unter dem Namen Plenarien in vielen Ausgaben besonders gedruckt.

Alle diese deutschen Ausgaben waren aber wenig bekannt, die Geistlichkeit las, wenn sie überhaupt die Bibel ansah, nur die lateinische Uebersetzung, die sogenannte Vulgata, welche schon in den ersten Jahrhunderten kristlicher Zeitrechnung entstanden war. Da die Fehlerhaftigkeit der Vulgata allgemein anerkannt war, so entschloß sich 382 der gelehrte Presbiter Hieronimus, von dem römischen Bischof Damasus aufgefordert, die ganze Uebersetzung nach dem Grundtexte zu verbessern. Allein obwohl des Hieronimus Uebersetzung durch einen römischen Bischof veranlaßt war, obwohl sie im 7. Jahrhundert durch den Papst Gregor I. als beste anerkannt und von vielen Gelehrten gerühmt wurde, so blieb die fehlerhafte Vulgata doch im Gebrauch, weil die allmälig aufgekommenen kirchlichen Lehren und Einrichtungen mit dem unverfälschten Grundtexte der heiligen Schrift nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Der Benediktinermönch Isidor Klarius (gest. 1542) wies an 8000 Stellen die Unrichtigkeit der Vulgata nach. Aber auch die einzelnen Ausgaben der Vulgata waren unter einander wieder verschieden, die Ab-

schreiber hatten Fehler gemacht, Bischöfe hatten einzelne Stellen willkürlich geändert, und wenn Luther nun die Vulgata bei Seite schob und nur nach dem Grundtexte übersetzte, so muß dieses Verfahren jedem urtheilsfähigen, gerechten Richter als das allein richtige erscheinen. Und doch sind fast alle katholischen Theologen davon ausgegangen, bei der Beurtheilung der lutherischen Bibelübersetzung nur den verderbten Text der Vulgata zu Grunde zu legen, und haben sich nicht gescheut zu behaupten, Luther habe nach eigenem Gutdünken und zur Rechtfertigung seiner eigenen Irrlehre den Text der Bibel völlig willkürlich geändert, während Luther doch nur alles Fehlerhafte ausmerzte und überall mit großem Fleiß den wahren Sinn des Textes nach der Urschrift zu erforschen strebte. Unterstützt wurde Luther in diesem Streben durch die Autorität der alten Kirchenlehrer, deren Grundsatz es war: Wie die Glaubwürdigkeit des alttestamentlichen Textes nach dem hebräischen Original geprüft werden muß, so verlangt das Neue Testament eine Prüfung nach den griechischen Worten.

Dem Umstande, daß Luther bei seiner Uebersetzung auf die Ursprachen zurückging, und in allen Fällen, wo die Vulgata nicht den reinen Text gab, auf die Ursprachen allein sein Augenmerk richtete, ist es zu verdanken, daß Luther's Uebersetzung so sehr viel genauer und richtiger ist, als die Vulgata.

Wir wollen nun noch in der Kürze die Bibelwerke anführen, deren Luther sich bei seiner Uebersetzung bedient hat, denn es hat sogar evangelische Theologen gegeben, welche sich nicht entblödet haben, zu behaupten, Luther hätte an vielen Stellen den Sinn des Originals so ungefähr gerathen. Die Thorheit solcher Annahme erhellt am besten, wenn man betrachtet, auf welchen Grundlagen Luther steht. Die bezüglichen Werke sind folgende:

1. Die hebräische Bibel (A. T.) in der Ausgabe des Gerson Ben Mose, Brescia 1494.

2. Das Neue Testament, griechisch, herausgegeben von Erasmus, Basel 1516.

3. Das Neue Testament, griechisch, herausgegeben von Nikolaus Gerbelius, Hagenau 1521.

4. Biblia Complutensia, Alcala 1514—17, d. h. die ganze Bibel in hebräischer, kaldäischer, griechischer und lateinischer Sprache, mit hebräischem und kaldäischem Wörterbuche, 6 Theile, auf Veranlassung und auf Kosten des Erzbischofs Franz Ximenes de Cisneros von Toledo durch die berühmtesten Gelehrten (theils Juden, theils Kristen) ausgearbeitet.

5. Das Alte Testament, griechisch, in der Uebersetzung der 70 Dolmetscher (die sog. Septuaginta).

6. Die Vulgata nach der Basler Ausgabe von 1509.

7. Septena Reuchlini, d. h. die sieben Bußpsalmen, hebräisch und lateinisch, herausgegeben von Reuchlin, Tübingen 1512.

8. Lateinische Uebersetzung der heil. Schrift von Santes Pagninus, Dominikaner. Lyon 1528.

9. Lateinische Uebersetzung des Alten Testamentes von Sebastian Münster, Basel 1534.

10. Glossa ordinaria, Auslegungen zur Bibel nach Walafried Strabo aus Fulda (9 Jahrh.)

11. Postillae perpetuae in Biblia von Nikolaus Lyranus, 5 Bd. Rom 1471.

12. Die lateinische Uebersetzung der Bibel von Hieronymus, und dessen Kommentare.

Höchst wahrscheinlich hat Luther auch die oben erwähnte deutsche sogenannte Mainzer Bibel gekannt und benutzt.

Was nun die Zeit der Bibelübersetzung betrifft, so heißt es gewöhnlich: „auf der Wartburg hat Luther die Bibel übersetzt,“ und man denkt dabei an ein romantisches Stillleben, während dessen Luther in langen Sitzungen mit dem heil. Geiste als inspirator im Feuereifer das große Werk vollendete. Wer dann das Lutherstübchen auf der Wartburg betritt, der fühlt sich unangenehm berührt, wenn er den geweihten Raum so wüst findet. Aber schon die alten Biografen des Bibelübersetzers stellten den Satz auf: Lutherus per gradus profecit, non subita inspiratione, und in der That hat Luther auf der Wartburg nur den kleinsten Theil der Bibel übersetzt. Wir geben nachstehend eine kurze Uebersicht über Luther's translatorische Thätigkeit.

Noch ehe Luther seine Sätze gegen Tetzel anschlug, hatte er 1517 eine Uebersetzung und Erklärung der 7 Bußpsalmen (6. 32. 38. 51. 102. 130. 143) herausgegeben. Das Büchlein wurde mit großem Beifall aufgenommen, bis zum Jahre 1524 wurde es allein siebenmal nachgedruckt. Im Jahre 1518 wurden einzeln herausgegeben: das Vaterunser, Psalm 110; im Jahre 1519: Matth. 16, 13—20, das Gebet des Königs Manasse; 1520: die zehn Gebote; 1521: Ps. 68, 119, 37, Luk. 1, 46, und 1 Kön. 3, Luk. 17, 11—19, Luk. 21, 25—36. Alle diese kleinen, mit Erklärung versehenen Stücke wurden mit dem größten Beifall aufgenommen.

Luther's Aufenthalt auf der Wartburg dauerte vom Mai 1521 bis zum März 1522. Erst gegen Ende des Jahres 1521 begann er das Neue Testament zu übersetzen. Er vollendete seine Arbeit in der kurzen Zeit von drei Monaten. Aber die Wichtigkeit des Werkes erforderte eine sorgfältige Prüfung und Sichtung, zu welcher Luther besonders die Unterstützung seines Freundes Melanchthon wünschte. Als er nun im März 1522 nach Wittenberg zurückgekehrt war, ging er mit Melanchthon an die Durchsicht des Neuen Testamentes. Damals schrieb Luther an den Hofprediger Spalatin: „Ich hatte in meinem Patmos nicht allein das Evangelium Johannis, sondern auch das ganze Neue Testament übersetzt, nun sind wir darüber, alles zu feilen, Filippus und ich, es wird (so Gott will) ein fein Werk werden. Wir bedürfen aber auch Eure Hilfe, um die Worte recht zu setzen, darum seid bereit, doch also, daß Ihr gemeine, aber keine Schloß- und Hofwörter an die Hand gebet. Denn dieses Buch will auf einfältige Art erklärt sein.“

Sobald die Durchsicht vollendet war, sorgte Luther für den schleunigen

Druck. Am 21. September 1522 wurde das Neue Testament ausgegeben. Diese äußerst seltene Ausgabe *) trug den Titel

Das Newe Testament. Deutzsch. Vuittemberg. In Folio.

Weder Luther's Name, noch der Name des Druckers, noch die Jahreszahl ist genannt. Dieses Neue Testament ist in zwei Theile getheilt, der erste geht bis zum Schluß der Apostelgeschichte, der zweite Theil beginnt mit der Vorrede zum Römerbriefe und endigt mit der Offenbarung Johannis. Noch im Dezember desselben Jahres erschien eine zweite Ausgabe des Neuen Testamentes, welche am Ende der Offenbarung Johannis die Worte zeigt: „Gedruckt zu Wittenberg durch Melchior Lotther yhm tausent funffhundert zwey vnnd zwentzigsten Jar." Diese zweite, Dezemberausgabe enthält gegen die Septemberausgabe schon wesentliche Verbesserungen, welche zum Theil bei Panzer a. a. O. S. 61 aufgeführt sind. Bis 1534 erschienen in Wittenberg 17 Ausgaben des Neuen Testamentes, außerdem an anderen Orten in Deutschland und der Schweiz 52 verschiedene Nachdrucke.

Wie begierig das Neue Testament überall gelesen wurde, bezeugt ein heftiger Gegner Luther's, J. Cochläus, mit folgenden Worten: „Luthers new Testament war durch die Buchdrucker dermaßen gemehrt, und in so großer Anzahl ausgesprengt, also daß auch Schneider und Schuster, ja auch Weiber und andere einfältigen Idioten, so viel deren dies new Lutherisch Evangelium angenommen, die auch nur etwas wenigs Teutsch auf ein Lebzelten lesen gelernt, dieselbe gleich als ein Bronnen aller Wahrheit mit höchster Begierd lasen, etliche trugen dasselbe mit sich im Busen herum und lernten es auswendig. Daher maßen sie ihnen volgends inner wenig Monaten soviel Geschicklichkeit und Erfahrung selbs zu, daß sie nicht Scheu trugen, nicht allein mit den katholischen gemeinen Layen, sondern auch mit Priestern und München, also auch Magistern und Doktoren der heil. Schrift vom Glauben und Evangelio zu disputiren, ja auch armselige Weiber fanden sich, die sich mit Lizenziaten, Doktoren und ganzen Universitäten in Disputazion ausließen."

Warum hatten aber die früheren deutschen Uebersetzungen der Bibel, deren es doch längst gab, sich nicht einen solchen Wirkungskreis errungen? Die Antwort lautet höchst einfach: Die früheren Uebersetzungen waren Wort für Wort aus der lateinischen Sprache in ein unverständliches Deutsch übertragen worden, in Luther's Buch aber „redeten die Evangelisten und Apostel mit deutscher Zunge so vernehmlich, daß die Deutschen von ihnen nicht mehr durch Sprache, durch Zeit und Raum getrennt waren, sondern sie selbst zu hören und zu sehen glaubten."

Unmittelbar an die Revision des Neuen Testamentes reihte sich die Bearbeitung des Alten. Die Vollendung des ganzen Werkes verzog sich bis ins

*) Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luther's von Wolfgang Panzer. Nürnberg, 1783, Seite 55 ff.

zwölfte Jahr, ungünstige Verhältnisse hielten Luther von der Arbeit zurück, und die Uebertragung des Buches Hiob und der Profeten bot große Schwierigkeiten, welche zu lösen selbst bis auf den heutigen Tag noch keinem Uebersetzer gelungen ist. „Im Hiob," sagt Luther, „arbeiten wir, M. Filippus, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen." So wie die einzelnen Bücher vollendet waren, wurden sie gedruckt, frühere Stücke wurden in neuen Ausgaben mit rastlosem Fleiße umgearbeitet und die erste verbesserte vollständige Bibel erschien im Jahre 1534. Diese ebenso seltene als interessante Ausgabe trägt den Titel *):

Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrifft, Deudsch.
Mart. Luth. Wittemberg.
Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit.
Gedruckt durch Hans Lufft. M. D. XXXIIII.

Der schwarz gedruckte Haupttitel steht in einem Holzschnitt, der ein großes Portal vorstellt, ganz oben ist ein alter Mann, welcher schreibt, vor ihm hängt ein Blatt, worauf steht: Gottes Wort bleibt ewig. Auf beiden Seiten stehen Pfeiler, auf denselben zwei geharnischte Engel, welche die kurfürstliche und herzoglich sächsische Wappenfahne halten. Unten an dem Portal beschäftigen sich einige Engel mit Anheftung der Rolle, auf welcher der Titel steht, im Vordergrunde stehen verschiedene Engel, welche in Büchern lesen. Auf der ersten Seite des folgenden Blattes steht das Privilegium des Kurfürsten Johann Friedrich. Dann folgt auf fünf Blättern Luther's Vorrede zum Alten Testament, und danach steht auf einem einzelnen Blatte ein großer Holzschnitt, der Gott vorstellt, wie er auf die neuerschaffene Welt herabsieht. In der Offenbarung Johannis befinden sich 26 Holzschnitte, von denen der Drache und die Babilonische Dirne die dreifache Krone des Papstes tragen. Die Figuren sind alle sehr schön gezeichnet.

Diese ganze erste Ausgabe war in vier Monaten vergriffen, sie wurde in alle Sprachen Europas übersetzt, und trotz aller Verbote gingen Luther's Bücher reißend ab.

Wenn man den Text dieser Gesammtausgabe mit den früher erschienenen einzelnen Theilen vergleicht, so findet man besonders im Alten Testamente die wesentlichsten Verbesserungen, so daß schon in der ersten Ausgabe sich diese Bibelübersetzung Luther's als ein großartiges Meisterwerk darstellt. Aber im Jahre 1539 ging Luther mit seinen Freunden nochmals an eine mit dem gründlichsten Fleiße betriebene Durchsicht des ganzen großen Werkes. Joh. Matthesius, ein vieljähriger Hausfreund und Tischgenosse Luther's, erzählt darüber in der dreizehnten seiner vortrefflichen Predigten über das Leben Luther's folgendes: „Dr. Luther, so viel seine Schwachheit leiden wollte, fuhr fort in seinen Vorlesungen über die Genesis, daneben ging das hohe und selige Werk, die Uebersetzung der Bibel von statten, wie denn in diesem Jahre (1541) die große Bibel gedruckt ward. Dieses ist der größten Wunderwerke

*) Panzer, a. a. O. Seite 302 ff.

eins, das Gott durch Dr. Luther ausgerichtet hat, daß er in guten, derben und verständlichen deutschen Worten uns seine göttliche Offenbarung übergab. Der fromme Doktor Johann Pommer (Bugenhagen, Pfarrherr in Wittenberg) hatte in seinem Hause ein eignes Fest verordnet, und feierte es jährlich wegen der Bibelübersetzung. — Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war, und ein Tag lehrt immer neben der Anfechtung den andern, nimmt Dr. Luther die Biblien von Anfang an wieder für sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebet, und übersieht sie durchaus, und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammenkommen und um seinen Geist bitten, verordnet Dr. Martin Luther gleich ein eigen Sanhedrin von den besten Leuten, so damals vorhanden waren, welche wöchentlich etlich Stunden vor dem Abendessen in des Doktors Kloster*) zusammenkamen, nämlich Dr. Johann Bugenhagen, Dr. Justum Jonam, Dr. Cruciger, M. Filippum, Matthäum Aurogallum, dabei Georg Rörer, der Korrektor, auch war, oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als Dr. Bernhard Ziegler, Dr. Forstemius. Wenn nun der Doktor zuvor die ausgangen Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfraget hatte (wie er sich denn etlich Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtete, wie man ein jedes am Schaf nennete) kam Dr. Martin Luther in das Konsistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte, Herr Filippus bracht mit sich den griechischen Text, Doktor Cruciger neben dem Hebräischen die kaldäische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Doktor Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darinnen er sehr wohl bewandert war. Zuvor hat sich jeder auf den Text gerüst, davon man rathschlagen sollte, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponirt dieser Herausgeber einen Text und läßt die Stimm herumgehen und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welche M. Georg aufgezeichnet hat, und die hernach an den Rand zum Texte gedruckt sind." —

Luther übergab sein revidirtes Werk dem obersten Korrektor in der Lufft'schen Druckerei, dem M. Rörer, mit der Weisung, daß fortan alle Biblien nach diesem Muster gedruckt werden sollten. Diese neue Ausgabe erschien 1541, doch fuhr Luther bis zu seinem Tode in seinen Verbesserungen fort, so daß die Ausgabe von 1545, die letzte, welche Luther selber besorgte, nun die Grundform bleibt, nach welcher die Echtheit aller folgenden Ausgaben zu beurtheilen ist.

In den bei Luther's Lebzeiten gedruckten Originalausgaben sind die

*) Dieses Kloster war das ehemalige Augustinerkloster; nachdem dasselbe von allen Mönchen verlassen war, übergab Luther dasselbe mit allen Einkünften dem Kurfürsten, welcher das Klostergebäude an Luther schenkte.

einzelnen Verse nicht durch Zahlen bezeichnet, diese Bezeichnung findet sich zuerst in einem Heidelberger Nachdruck vom Jahre 1568. Neben dem Texte gab Luther am Rande einige Parallelstellen, und kleine Anmerkungen, von denen viele später wieder in die sog. Hirschberger Bibel, welche Friedrich Wilhelm IV. an alle Elementarschulen Preußens vertheilen ließ, aufgenommen sind. Luther schrieb sowohl für die ganze Bibel, als auch für die einzelnen Haupttheile und Bücher Vorreden, welche den Originalausgaben einverleibt sind. Unübertrefflich ist unter diesen die Vorrede zum Römerbriefe. Die kurzen Inhaltsangaben, welche wir in unseren heutigen Bibeln über den Kapiteln lesen, rühren nicht von Luther her, sondern sind erst nach Luther's Tode in die deutsche Bibel gekommen. —

Nachdem wir nun gesehen haben, mit welchem unermüdeten Fleiße Luther bis zu seinem Lebensende an der Vervollkommnung seiner Bibelübersetzung gearbeitet hat, wollen wir versuchen, den Werth des großen Werkes kennen zu lernen und einige Bicke auf andere deutsche Uebersetzungen werfen.

Wenn Luther auch bei allen seinen Arbeiten stets mit großem Nachdruck auf den griechischen und hebräischen Grundtext hinwies, und die treue Wiedergabe des Sinnes, den das Original bietet, als erste und Hauptbedingung für eine gute Uebersetzung aufstellte, so war er doch weit davon entfernt, sich der fremden Sprache sklavisch unterzuordnen und Wort für Wort so zu übersetzen, daß kein Deutscher die Uebersetzung verstehen kann. Luther's Streben ging höher, sein Grundsatz beim Uebersetzen war, daß er einen deutschen Text liefern wollte, der auch wirklich deutsch sei, der allen eigenthümlichen Ausdrücken und Wendungen, allen Eigenheiten im Satzbau der deutschen Sprache gerecht werde, so daß im Nothfall lieber der Wortlaut aufgeopfert, als der Sinn des Originals unverständlich und unschön wiedergegeben wurde. Diese Art des Uebersetzens ist natürlich weit schwieriger als das Wort-für-Wort-Uebersetzen, denn sie erfordert einen Uebersetzer, der an poetischer Begabung nicht unter dem Verfasser des Originals steht, und der außerdem seine eigene Sprache völlig in seiner Gewalt hat. Durch welche Grundsätze Luther sich leiten ließ, wird uns klar werden, wenn wir Luther's eigene Erklärungen über eine Stelle hören, deren allzu freie Uebersetzung ihm vorgeworfen wurde. Er sagt:

„Kristus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: Aus dem Ueberfluß des Herzen redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist Ueberfluß des Herzen für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen. Er wollt denn sagen, es sei, daß einer allzu ein groß Herz habe oder zu viel Herzes habe, wiewohl auch das noch nicht recht ist, denn Ueberfluß des Herzen ist kein deutsch, so wenig als das deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank, sondern also redet die Mutter im Haus und der gemeine Mann: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über, das heißt gut deutsch geredet, deß ich mich geflissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe. Denn die lateinische Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Jedermann wird die Schönheit dieser Uebersetzung fühlen, und niemand wird behaupten wollen, daß Luther den Sinn verfehlt habe. An vielen Stellen hat er in dieser echt künstlerischen Weise übersetzt, aber es hat oft genug „Esel und Rezensenten", wie Göthe sagt, gegeben, welche nicht im Stande waren, solche Schönheiten der Uebersetzung einzusehen, sie fanden bei der Vergleichung eine Abweichung von dem Wortlaute des Originals, und flugs schrien sie: Luther hat einen Bock geschossen! Ueber solche armselige Splitterrichter wollen wir weiter kein Wort verlieren. Doch müssen wir uns die Frage vorlegen: Finden sachverständige, unbefangene Richter keine Fehler in Luther's Uebersetzung?

Der Jesuit L. Maimburg hat über Luther's großes Werk die schamlose Lüge ausgesprochen: Addidit et omisit pro lubitu, quae dogmatibus suis obstabant vel serviebant (nach seinem Belieben setzte er zu und ließ fort, was den von ihm aufgestellten Glaubenssätzen im Wege stand oder ihnen dienlich war). Als Antwort wollen wir Luther's eigene Worte anführen: „Doch hab ich wiederum nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen sammt meinen Gehilfen darauf gesehen, daß wo etwa an einem Ort gelegen ist, hab ichs nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen, als Joh. 6 da Kristus spricht: diesen hat Gott der Vater versiegelt, da wäre wohl besser deutsch gewest, diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort abweichen."

An einer andern Stelle: „Wiederum haben wir zuweilen auch stracks den Worten nach gedolmetscht, ob wirs wohl hätten anders und deutlicher können geben, darum daß an denselben Worten etwas gelegen ist, als Ps. 68, 19: Du bist in die Höhe gefahren und hast das Gefängniß gefangen. Hier wäre es wohl gut deutsch gewesen: Du hast die Gefangenen erlöst, aber es ist zu schwach und gibt nicht den feinen reichen Sinn, welcher im Hebräischen ist, da es sagt: Du hast das Gefängniß gefangen. Welches nicht allein zu verstehen gibt, daß Kristus die Gefangenen erledigt hat, sondern auch das Gefängniß also weggeführet und gefangen, daß es uns nimmermehr wiederum fangen kann und soll, und ist so viel als eine ewige Erlösung."

Wir müssen die Verläumdung des Jesuiten als nichts anders als eine Tendenzlüge bezeichnen. Der Zweck derselben liegt auf der Hand: eine Partei, welche dem Worte der Apostel und der ehrwürdigsten Kirchenlehrer entgegen den uneingeschränkten Gebrauch der Bibel verbietet, wird sich auch nicht scheuen eine Lüge auszusprechen, um vom Lesen einer unverfälschten Bibelübersetzung abzuhalten. Wo sollten auch Papst, Jesuiten und Pfaffen bleiben, wenn alle Katholiken die unverfälschte Bibel in die Hand bekämen!

Wenn Luther in seinem Sendschreiben an Link sagt: „Ich habe das Neue Testament verdeutscht auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen. Ich wollt freilich ungern einen Buchstaben muthwilliglich unrecht verdolmetschen" — so wird jeder Unbefangene die Berechtigung zu dieser Behauptung zugestehen müssen, wenn Luther auch nicht überall den Buchstaben wiedergegeben hat. Einige Stellen gibt es freilich, besonders im Jesaias,

welche bis auf den heutigen Tag den besten Kennern der hebräischen Sprache dunkel geblieben sind, auch hat man naturwissenschaftliche, besonders zoologische Ausdrücke jetzt richtiger übersetzen gelernt, aber wenn dem großen Luther auch in solchen Sachen Unrichtigkeiten nachgewiesen werden, welche Bedeutung hat es denn für unsere Religion, ob der Behemoth das Flußpferd oder das Rhinozeros, oder sonst ein maulaufsperrendes Vieh sein soll? Wem das Flußpferd noch nicht genügt, sein Gewissen zu beschwichtigen, der möge sich in Gottes Namen zu dem Rhinozeros gesellen!

Es wird passend sein, hier einen Ausspruch Göthe's über Luther anzuführen, er sagt: „Daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus Einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeit des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und anderen Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf welche gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter sich."

Wie eine solche kritische Uebersetzung sich ausnimmt, davon möge folgender Anfang des 22. Psalmes Zeugniß geben (die Psalme, verdeutscht von M. Sachs 1835):

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du verlassen mich?
Bist fern von der Hilfe mein,
Den Ausrufen des Gestönes mein.
Mein Gott, ich rufe Tages und nicht antwortest du,
Und Nacht, und nicht wird Rast mir.
Und du — ein Heiliger thronend, Ruhm Israels.
Auf dich vertrauten unsre Väter,
Vertrauten, und du erlöstest sie.
Zu dir schrieen sie und kamen durch
Auf dich vertrauten sie, und wurden nicht zu Schanden.
Und ich, ein Wurm und Unmann,
Der Menschen Hohn und ein Volksgeschmähter.
Alle, die mich sehen, spotten mein,
Verzerren die Lippen, schütteln das Haupt.
Leg dich auf Gott! — er wird befreien ihn,
Wird retten ihn, weil er Lust hat an ihm." —

Ist das deutsch? Und wer kann eine solche Uebersetzung genießen? Hier ist auf Kosten aller anderen Erfordernisse einer guten Uebersetzung nur der strenge Wortlaut berücksichtigt. Das ist derselbe Fall, als wenn ein Mensch etwa seinen Arm mit schönen Kleidern zieren, den übrigen Körper aber in größter Verwilderung lassen wollte. Die eben angeführte Uebersetzung des 22. Psalmes stellt sich genau auf dieselbe Stufe, wie diejenigen Leute, welche die deutsche Sprache mit Flickwörtern und Lappen verunstalteten, welche fremden Sprachen entnommen waren.

Wir berühren hier einen neuen Vorzug der Luther'schen Bibelübersetzung: ihre Reinheit, ihr echt deutsches Gepräge. Luther vermeidet im Texte seiner Uebersetzung geflissentlich jedes Fremdwort, welches vermieden werden kann, für jedes Amt, jede Verrichtung, jede Einrichtung, welche dem jüdischen Volke eigenthümlich war, gibt er einen entsprechenden deutschen Ausdruck, öfter hat er selber diese Ausdrücke erst gebildet, und meist in der glücklichsten Weise, z. B. Wörter wie Kämmerer, Schriftgelehrter, Hohepriester, Landpfleger, Speisemeister, Feldhauptmann, und viele andere, die vor Luther in der deutschen Sprache noch nicht existirten. Es ist wahrlich keine geringe Sache, für eine Sprache neue, brauchbare und lebensfähige Wörter zu schaffen. In seiner Uebersetzung der Werke Homer's hat Joh. Heinr. Voß auch versucht, neue deutsche Wörter zu bilden, aber wieviele von ihnen sind wirklich von dem deutschen Volke als echt anerkannt worden? Nicht ein einziges! Eine der herrlichsten Uebersetzungen aller Zeiten und aller Völker ist die Uebersetzung des Shakespeare von Schlegel, bis heute ist sie noch nicht von irgend einer andern Uebersetzung erreicht worden, aber neugebildete deutsche Wörter hat auch Schlegel nicht.

Luther war nicht allein der große Reformator, nicht allein der bis zum äußersten gewissenhafte gelehrte Uebersetzer, er war auch ein Dichter von nicht geringer Begabung, sein feiner, musikalisch gebildeter Takt erkannte das Wesen seiner Muttersprache, und unbeirrt durch das Lateinische, welches sich in den wissenschaftlichen Kreisen so breit machte, gab er seinem Deutsch den klarsten Satzbau, den treffendsten Ausdruck, und sein dichterischer Genius verlieh der Sprache seines Volkes eine Würde, eine Kraft, einen Reichthum der Wendungen, daß im wahrsten Sinne der Satz gilt: Luther hat ebenso wie er dem deutschen Volke seine Religion klärte und neu wiederschenkte, so auch die deutsche Sprache gereinigt und ihr neues Leben eingehaucht, und als im 17. Jahrhundert die deutsche Sprache in der jämmerlichsten, unwürdigsten Weise unter die Füße getreten und mit den elendesten Abfallsbrocken fremder Völker fast zu Tode genudelt wurde, da ist es Luther gewesen, der durch seine Bibel wieder rettend und aufbauend auf den Plan trat und das deutsche Volk wieder deutsch sprechen lehrte. Wer erkennen will, wieviel unsere heutige Sprache dem Worte des großen Reformators verdankt, der vergleiche nur einmal den besten deutschen Stil, der je geschrieben worden ist, den Stil Lessing's, mit der Luther'schen Bibelübersetzung, die Aehnlichkeit im Satzbau, in der Wortstellung, im Ausdruck ist überraschend. Und die herrlichen, kraftvollen Lieder unseres unvergeßlichen Ernst Moritz Arndt, erinnern sie nicht unmittelbar an Luther's Sprache? Fürwahr! der Mann, der Luther, ist so groß, daß jeder seiner Aermel noch ein Kleid für einen Riesen abgeben könnte! Nicht allein unter seinen Freunden steht er als gewaltiger Führer und Feldherr da, auch seine Feinde müssen ihm Tribut zollen, denn auch die Katholiken Deutschlands haben durch Luther deutsch gelernt. Derjenige Mann, dessen Urtheil in diesem Punkte unbedingt entscheidend ist, Jakob Grimm, sagt: „Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen

Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken, was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, das verdanken wir keinem mehr als Luther."

Nachstehend geben wir den 23. Psalm in verschiedenen Uebersetzungen, damit jeder selbst vergleichen kann. Neben Luther's Uebersetzung (1545) stellen wir die Uebersetzung des Katholiken Allioli (1836), des Protestanten de Wette (1839), und des Juden Zunz (1843):

Luther 1545.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Au, und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen.

Und ob ich schon wandert im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde, Du salbest mein Haupt mit Oel und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

De Wette 1839.
(Protestant.)

Jehova ist mein Hirt, ich leide nicht Mangel. Auf grünen Angern lagert er mich, zu stillem Wasser führt er mich. Meine Seele erquickt er, leitet mich in Geleisen des Heils, um seines Namens willen. Auch wenn ich wandle durch ein Thal des Todesschattens, fürcht' ich nichts Uebles, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Dein Stab, die trösten mich. Du rüstest vor mir ein Mahl, Angesichts meiner Feinde, salbest mit Oel mein Haupt, mein Becher fließt über. Ja, Glück und Huld folgen mir all mein Leben lang, und ich wohne im Hause Jehova's immerdar.

Allioli 1836.
(Katholik.)

Der Herr regieret mich und nichts wird mir mangeln. Auf einem Weidplatze, da hat er mich gelagert, am Wasser der Erquickung mich erzogen, meine Seele bekehret, mich geführt auf die Wege der Gerechtigkeit, um seines Namens willen. Denn wenn ich auch wandle mitten im Todesschatten, so will ich nichts Uebles fürchten, weil Du bei mir bist. Deine Ruthe und Dein Stab die haben mich getröstet. Du hast einen Tisch vor meinem Angesichte bereitet wider die, so mich quälen. Du hast gesalbet mit Oel mein Haupt, und mein berauschender Becher, wie herrlich ist er: Und Deine Barmherzigkeit folget mir all' die Tage meines Lebens, daß ich wohne im Hause des Herrn auf lange Zeit.

Zunz 1843.
(Jude.)

Der Ewige ist mein Hirt, ich darbe nicht. Auf grasigen Auen läßt er mich ruhen, an stille Wasser leitet er mich. Meine Seele labt er, führt mich auf das rechte Geleise, um seines Namens willen. Auch wenn ich gehe im Thale des Todesschattens, fürcht ich kein Leid, denn Du bist mit mir. Dein Stab und Deine Krücke — sie trösten mich. Du richtest vor mir einen Tisch an, Angesichts meiner Bedränger, tränkst in Oel mein Haupt, mein Kelch fließt über. Ja, nur Glück und Heil folgen mir nach all meine Lebenstage, und ich kehre zurück in das Haus des Ewigen für die Dauer der Zeiten.

Nur wenige vergleichende Bemerkungen wollen wir hinzufügen. Im Gegensatz zu den drei anderen Uebersetzungen finden sich in der Uebersetzung des Katholiken viele Nebensätze und viele Verbindungen durch „und", die Redeweise erhält dadurch etwas Schleppendes, Eintöniges, sie büßt völlig den Schwung ein, welchen die drei übrigen Uebersetzungen zeigen. Luther's Uebersetzung ist bei weitem lebendiger, sie zeigt weit mehr Handlung, als alle übrigen, und sie ist am glücklichsten in der Wahl der zusammen gehörigen Ausdrücke. „Der Herr ist mein Hirte" — ein Hirt schützt, ernährt, erfreut seine Heerde, und dieser Hirt ist der Herr über Himmel und Erde, in dem Worte „Herr" liegt zugleich die Fülle der Macht ausgedrückt, welche für die Leistungen eines Hirten von so großem Belang sind. „Jehova" — „der Ewige" geben diesen Nebenbegriff nicht. „Der Herr regieret mich" — hier ist das ganze schöne Bild total verwischt, an die Stelle des patriarchalischen Vertrauens tritt die Zuchtruthe, außerdem aber läßt sich aus dem „Regiertwerden" durchaus nicht schließen, daß der Regierte keinen Mangel leiden wird, während es selbstverständlich ist, daß der Hirt seine Heerde vor Mangel schützt.

Luther sagt: „er weidet mich auf einer grünen Au" — der Ausdruck „weidet" paßt am besten zu „Hirt", und gewährt ein reiches, lebensvolles Bild, vor unseren Augen zeigt sich der Hirt, der seine Heerde weidet, d. h. sie hierhin und dorthin führt, wo das beste Futter steht, wo der kühle Schatten Schutz gegen Sonnengluth gewährt, das „Weiden" schließt auch den steten, sorgsam umschauenden Schutz von Seiten des Hirten mit ein. „Auf einem Weidplatze, da hat er mich gelagert" — „auf grünen Angern lagert er mich" — „auf grasigen Auen läßt er mich ruhen" — alle drei Bilder zeichnen einen Zustand der Ruhe, wo Luther's Wort lauter Leben gibt. Und ist eine Heerde, welche auf der futterreichen Au sich lagert oder ruht, wohl ein richtiges Bild? Werden alle Thiere der Heerde nicht lieber dem Futter nachgehen? —

Luther sagt: „und führet mich zum frischen Wasser" — wieder dieses lebendige Bild, der Hirt selber führt, er geleitet und bewacht die Heerde, und er bringt sie zu frischem Wasser, de Wette und Zunz sagen „stille Wasser", aber stilles Wasser ist nie so angenehm zum Trinken wie das frisch rauschende. „Am Wasser der Erquickung (hat er) mich erzogen" ist gar kein Deutsch, was heißt „Wasser der Erquickung"? Ueberdies ist die Uebersetzung ganz falsch, ebenso falsch wie das folgende „meine Seele bekehret".

„Er führet mich auf rechter Straße," wie Luther sagt, gibt ein Bild aus dem wirklichen, vollen Leben, und ist ein sehr guter deutscher Ausdruck. „Wege der Gerechtigkeit" ist nicht deutsch, noch schlechter ist „Geleise des Heils", „Geleise" allein ist weit unfreier als „Straße", aber ein enges, von allen Seiten eingedämmtes „Geleise" waren die Satzungen des Judenthums, eine breite, freie, schöne „Straße" ist der Weg, den der Krist geht. —

In dieser Weise läßt sich die Vergleichung durchführen, und nicht allein an dieser Stelle, sondern an allen Stellen. Auf Luther's Seite steht stets die schönere, kernigere Sprache, die klarste Verbindung der Sätze, der treffendste, lebendigste Ausdruck, und auf seiner Uebersetzung liegt stets ein poetischer

Hauch, oft zeigt sie einen erhabenen Schwung, wie das bei keiner andern Uebersetzung der Fall ist. Noch soll der Mann kommen, der Luther's Meister sein will!

Ebenso, wie Luther in seiner Bibelübersetzung der bahnbrechende, gesetzgebende Genius ist, so ist er es auch auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenliedes. Seine 37 Kirchenlieder *), von denen fünf selbständig, die übrigen nach älteren deutschen oder lateinischen Mustern gedichtet sind, haben die Muster für alle folgenden Liederdichter der evangelischen Kirche abgegeben. —

Was das bedeutendste ist aus Luther's literarischer Thätigkeit, das haben wir besprochen. Noch manche herrliche Schrift — er verfaßte deren, wie schon gesagt, mehr als fünfhundert — ist seiner rastlos thätigen Feder entflossen, doch auch nur die bedeutendsten dieser Schriften zu besprechen, würde den hier zugemessenen Raum weit übersteigen. Dem Zwecke unseres Buches gemäß wollen wir noch einige Nachrichten über Luther's Privatleben **) folgen lassen.

Als Luther nach dem Reichstage in Worms auf die Wartburg gebracht wurde, gefiel ihm dieser Aufenthalt sehr wenig, das behagliche Gefühl der Rettung und der Sicherheit blieb ihm völlig fremd. An Melanchthon schrieb er: „Betest Du nicht für mich, daß meine Flucht, die ich ungern zuließ, zu größerer Verherrlichung Gottes ausschlage? und ich wünschte gar sehr zu erfahren, wie sie Dir gefalle. Ich besorgte, es möchte scheinen, als verließe ich das Schlachtfeld, doch war kein Ausweg, den Rathenden und Zuredenden zu widerstehen. Ich wünsche mir nichts besseres, als der Wuth der Feinde mit verhängten Zügeln mich entgegen zu werfen.“ Vergebens suchte man ihn durch Spaziergänge und durch Jagd zu zerstreuen, die Gluth seiner reformatorischen Gedanken verließ ihn selbst nicht auf der Jagd. An den Hofprediger Spalatin schrieb er: „Ich bin letzten Dienstag auf der Jagd gewesen, zwei Tage, um auch jenes bittersüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen, wir haben gefangen zwei Hasen und einige Rebhühner, fürwahr eine gar passende Beschäftigung für müßige Menschen! Ich aber machte mir auch unter den Hunden und Netzen theologische Gedanken, und soviel Lustbarkeit mir jenes Schauspiel verschaffte, so viel mengte das dahinter verborgene Mysterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was anderes bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, d. h. die Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierchen? Nur gar zu sehr trat vor meine Seele das betrübte Mysterium von den einfältigen und gläubigen Seelen. Und dazu kam noch ein schrecklicheres Bild und Zeichen. Denn da wir auf mein Verwenden ein Häschen lebendig erhalten hatten, und ich es in die Aermel meines Rockes eingewickelt hatte und eine Weile wegging, da tödteten derweil die Hunde den armen aufgefundenen Hasen, bissen ihm durch den Rock hindurch das rechte Bein ab und erwürgten ihn. Ja so

*) Herausgegeben von Schneider, Berlin 1856.

**) Pfizer, a. a. O. S. 246, 580, 855, 870.

wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Ich bin satt dieser Art Jagd, mir schmeckt die andere Art süßer, wo Bären und Wölfe, Eber und Füchse und andere gottlose Lehrer mit Wurfspießen und Pfeilen erlegt werden."

Oft wurde er von hartnäckigen Krankheitsanfällen geplagt, seine Gemüthsstimmung wurde durch alles dieses recht düster, er glaubte sich von schlimmen und verschmitzten Teufeln geplagt, und in einer solchen Stunde mag es auch wohl gewesen sein, wo ihm, wie er meinte, der leibhaftige Satan erschien, nach welchem er in seinem Zorne das schwere bleierne Tintenfaß warf, welches noch jetzt auf der Bibliothek in Wolfenbüttel *) aufbewahrt wird. Doch müßig, wie er sich selbst nennt, war Luther in den zehn Monaten auf der Wartburg nicht, davon zeugen die großen Arbeiten, welche er in der kurzen Zeit vollendete, und die vielen ausführlichen, meist lateinischen Briefe, welche er schrieb. Die Wartburg nannte er selbst in späteren Jahren noch sein Patmos, seinen Verbannungsort.

Kurze Zeit nachdem Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, wurde das Augustinerkloster von allen Mönchen verlassen. Das Gebäude schenkte der Kurfürst, wie bereits erzählt wurde, an Luther, der am 9. Oktober 1524 das bisher beibehaltene Mönchskleid ablegte. Am 13. Juni 1525 verheirathete er sich mit einer aus dem Kloster Nimptschen geflüchteten Nonne, Katharina von Bora. Käthchen war von adliger Abkunft, aber ohne Vermögen, sie war damals 26 Jahr alt, Luther 42 Jahr, dem Bilde in Wolfenbüttel nach zu urtheilen, muß Käthchen recht hübsch gewesen sein. Die Briefe Luther's in seinem Ehestande verrathen eine heitere und vergnügte Stimmung. Einmal sagte er: „Im ersten Jahr des Ehestandes hat einer seltsame Gedanken, wenn er über Tisch sitzt, so denkt er: vorhin warst Du allein, und bist jetzt selbander. Also saß meine Käthe im ersten Jahr bei mir, wenn ich studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: Herr Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?" — Luther hielt seine Käthe sein ganzes Leben hindurch hoch und theuer, und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. In seinem Testamente übergab er seiner Käthe bis zu ihrem Tode die alleinige Nutznießung seines kleinen Vermögens, welches aus dem Landgütchen Zeilsdorf, einem Wohnhause und einigen geschenkten Kleinoden, etwa 600 Gulden an Werth, bestand. Denn Luther war stets arm geblieben, für seine Vorlesungen nahm er nie etwas, und gegen Nothleidende war er so mildthätig, daß er öfter sogar das Haushaltsgeld seiner Käthe, einmal sogar ihre Pathengeschenke angriff. Luther's Ruhm durchdrang alle Länder, in Wittenberg strömten Studenten aus ganz Europa zusammen. Luther aber blieb stets einfach und bescheiden, sehr einfach in seiner Kleidung und seinen Sitten. Dabei zeigte er in seinem Privatleben die liebenswürdigste Duldsamkeit gegen die Fröhlichkeit anderer, die Musik liebte er über alles, die Künste und Wissenschaften wollte er nicht von der Religion unterdrückt sehen, sie

*) Ebendaselbst befindet sich auch Luther's Schreibfeder, ein Stück seiner Toga und die Bilder Luther's und seines Käthchen's, von Lukas Kranach meisterhaft gemalt.

alle, sagte er, könnten der Religion dienen. Einen fröhlichen Tanz in geschlossener Gesellschaft billigte er, und erlaubte ihn auch in seinem eigenen Hause. Gern sah er, daß die Schüler der lateinischen Schule die Komödien des Terenz aufführten, denn er war der Meinung, daß solche Aufführungen in vieler Hinsicht sehr bildend seien.

Von Luther's sechs Kindern überlebten ihn seine drei Söhne. Seine Tochter Magdalene starb in ihrem dreizehnten Jahre, ihr Verlust schmerzte ihn tief. Als sie in den letzten Zügen lag, fiel er vor ihrem Bett auf die Knie und weinte bitterlich und betete, daß Gott sie doch erlösen wolle, darauf verschied sie in seinen Armen.

Ueber die Erziehung und Bildung seiner Kinder wachte er mit großer Liebe und Sorgfalt und ermahnte sie stets zur Demuth. In seiner Familie fand er immer wieder Trost und Freudigkeit, wenn die tausendfachen Anfeindungen der Welt ihn verletzt hatten.

Luther starb in seinem Geburtsorte Eisleben, wohin er sich im Januar 1546 begeben hatte, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld und einigen ihrer Unterthanen zu schlichten. In der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 schlief der große Reformator sanft und ohne alle Schmerzen ein.

Sein ganzes Leben lang in den heißesten Trübsalen und in den schärfsten Anfechtungen, ist Luther ohne alle Berücksichtigung eigenen Vortheils ein Vorkämpfer der wahren, auf Recht und Gesetz gegründeten Freiheit gewesen. Kein größeres Vorbild des unermüdlichsten Strebens, des uneigennützigsten Ringens nach Licht und Wahrheit, des treuesten Festhaltens an der einmal erkannten und errungenen Wahrheit kann gefunden werden, als Martin Luther.

7.

Hans Sachs.

So wie jeder einzelne Mensch, in dessen Herz ein Strahl höherer Erkenntniß gedrungen ist, unaufhaltsam sich getrieben fühlt, nach Vervollkommnung zu streben, so geht auch durch die ganze Menschheit hindurch ein unablässiges Ringen nach Erkenntniß. Die Hand dessen, der ein Vater aller Menschen ist, hat diesen göttlichen Trieb dem Menschengeschlechte zu eigen gegeben, es muß ihm folgen, und es folgt ihm, es hat bis auf den heutigen Tag noch keinen Stillstand in der Entwicklung der Menschheit gegeben, und wer die Welt zum Stillstand oder gar zum Rückschritt verdammen will, der kann unmöglich in seiner Brust auch nur einen einzigen Funken eines höhern Geistes, auch nur einen einzigen Zug nach Wahrheit tragen, der raubt dem Menschen das Höchste und Beste, was die Hand Gottes ihm verliehen: das Streben zu Gott!

Nicht in gleichmäßig ruhigem Gange ist die Entwicklung der Menschheit von Anbeginn fortgeschritten, sie ist gehemmt und beschleunigt worden, nach Gesetzen, welche dem Menschenauge unerforschlich sind. Die Geschichte zeichnet uns Gestalten, welche aus finstrer Nacht auftauchen, und finstre Nacht um sich her verbreiten, Feinde der Wahrheit und des Lichtes wollen sie alle Wege der Erkenntniß verstopfen und alles geistige und körperliche Wohlsein des Menschen vernichten. Die Geschichte zeichnet uns aber auch Helden, welche mit ungebeugtem Muthe den Kampf gegen die Finsterniß und ihre Henkersknechte aufnahmen, Helden, welche in gottgesegnetem Thun den Sieg errangen und um mehr als einen Schritt die Entwicklung der Menschheit förderten. Einer dieser Helden, dieser Vorkämpfer für die Wahrheit, und zwar einer der großartigsten, dessen Erfolge besonders darum so ungeheuer waren, weil selbst im heißesten Kampfe ihn nie die Besonnenheit verließ, und weil selbst die nüchternste Prosa des Lebens ihn nie, auch nur eine Stunde seinem hohen Berufe entfremden konnte, einer dieser Helden war H a n s S a c h s, d e r S c h u s t e r v o n N ü r n b e r g.

Hans Sachs*) wurde im Jahre 1494 am 5. November in Nürnberg geboren. Zur Zeit seiner Geburt wüthete in seiner Vaterstadt die Pest, seine Eltern wurden beide davon ergriffen, genasen aber, das Kind blieb verschont. Wahrscheinlich wegen der großen Gefahr der Ansteckung wurde Hans Sachs an dem Tage seiner Geburt getauft. Sein Vater war ein Schneider, der seinen Sohn zu allem Guten ermahnte und ihn im Alter von sieben Jahren in die lateinische Schule schickte. Diese Schulen wurden in der damaligen Zeit meist von Mönchen ziemlich schlecht geleitet. Hans Sachs lernte außer den Elementargegenständen auch die griechische und lateinische Sprache, doch darf man eine gründliche gelehrte Ausbildung nicht annehmen, Hans Sachs selber berichtet später, die Sprachen habe er völlig wieder vergessen**). Aus einem hitzigen Fieber, welches den neunjährigen Knaben dreißig Tage lang aufs Krankenbett warf, errettete ihn die Hand Gottes. Funfzehn Jahr war Hans Sachs alt, als er nach dem Willen seines Vaters die Schule verließ und zu einem Schuhmacher in die Lehre ging. Nachdem er das Handwerk zwei Jahre lang erlernt, begab er sich auf die Wanderschaft. Fünf Jahre lang durchzog er das deutsche Vaterland, er kam nach Regensburg, Passau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen, Erfurt und Lübeck. Schon während seiner Schulzeit hatte Hans Sachs von dem Leinweber Lienhart Nunnenpeck in Nürnberg die Anfangsgründe des Meistergesanges erlernt, und auf seiner Wanderschaft benutzte er jede Gelegenheit, sich in der löblichen Kunst zu vervollkommnen, sie bewahrte ihn vor mancherlei Thorheiten, denen seine Genossen sich hingaben. Doch nicht immer wurde es dem Hans Sachs, der später als ein schöner, kräftiger Mann geschildert wird, leicht, den Lockungen der Welt zu widerstehen, es trieb ihn selber gewaltig zu Muthwillen aller Art, wie die jungen Leute ihn treiben, und da ihn, den achtzehnjährigen Jüngling, die losen Kameraden durch unaufhörlichen Spott reizten, so stand es einmal auf der Wage, ob er den treuen Ermahnungen seiner Eltern folgen oder sich in ein rohes Leben begeben und fortan bei der großen Menge bleiben wolle. Da erschien ihm im Traum***) ein herrliches Weib, deren Angesicht wie die Sonne glänzte, Filosofie genannt, die führte ihn in ein sehr weites, dunkles Thal, eine unermeßliche Menge Volkes aller Stände war darin zu schauen, geflügelte weibliche Gestalten gingen umher von einem zum andern, versprachen einem jeden Freude, Ehre und Gut und führten ihre Anhänger auf einen weiten Plan, auf welchem allen Lustbarkeiten in größter Ausgelassenheit gedient wurde. Das Schauspiel war so verlockend,

---

*) Historischkritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsen's, von Sal. Ranisch. Altenburg 1765.

Hans Sachs, sein Leben und Wirken, von J. L. Hoffmann. Nürnberg 1847.

Hans Sachs, ein Mahner und Warner der Deutschen, ein Vortrag von Th. Odebrecht. Berlin 1860.

**) Hans Sachs, eine Auswahl aus dessen Werken von G. W. Hopf, Nürnberg 1856, 1 Bd., S. 9 u. 17. — Auf diese Auswahl, welche sehr zu empfehlen ist, werden unsere Zitate sich stets beziehen.

***) Hopf I, Seite 25.

daß auch der Jüngling zu den Reihen der Jubelnden eilen wollte, aber die Filosofie hielt ihn zurück und warnte ihn, diesen falschen Frauen zu folgen. Das sind die Laster, sprach sie, welche die ganze Menge verführen, sie verheißen viel und halten wenig, und zuletzt bringen sie alle, die ihnen folgen, in Strafe und Rache, in Leid und Schande, in Armuth und Tod, in Feindschaft bei Gott und bei der Welt. Darauf führte die Filosofie den Jüngling zu einem schwarzen, tiefen, stinkenden Moor, dahinein stießen die Laster ihre Anhänger und ließen sie darin verderben, und die unglücklichen Verführten wimmerten und jammerten und verfluchten sich selbst. Entsetzt wandte der Jüngling sich ab, da ergriff die Filosofie seine Hand und führte ihn aus dem finstern Thal zu einem Gebirge, auf seinen Spitzen erglänzte die Sonne, der Weg zu der Höhe war rauh und führte über scharfe Felsen. Doch die Filosofie tröstete den Jüngling, der sich hinaufarbeitete, und verwies ihn auf die Herrlichkeiten, welche droben dessen harrten, der ausdauerte. Endlich war des Berges Spitze erklommen, mit seiner Begleiterin trat der Jüngling auf ein Blumengefilde, dessen wonniger Duft sein Herz durchströmte. Auf diesem Plane wandelten zwölf hehre Frauen, süße Lieder erklangen aus ihrem Munde, eine Schaar von Helden wurde von ihnen mit Palmenzweigen gekrönt. Das sind die edlen Tugenden, sprach die Filosofie, die machen den Menschen sittenrein und holdselig und zu Gottes Freund, kein Glück und kein Unglück vermag ihm auf Erden zu schaden, und einst winkt ihm die herrlichste Belohnung. Nun wähle, Jüngling, und wähle das beste Theil!

Da kehrte sich der Jüngling entschlossen zu den Tugenden hin, aus ihrer Reihe trat die Wahrheit heraus und drückte ihn an ihre Brust.

Nicht umsonst war die Wahrheit genannt als diejenige Tugend, welche am freundlichsten sich zu dem Jünglinge wandte, ihr blieb er sein ganzes Leben hindurch treu, um ihretwillen dichtete und strebte er, ihre Ehre war seine Ehre. Jede freie Stunde, welche sein emsig betriebenes Handwerk ihm übrig ließ, widmete Hans Sachs von nun an der Ausübung des Meistergesanges, dessen Gesetze seinen Anhängern befahlen, die Dichtkunst der Ehre Gottes und dem Ruhme der Helden dienen zu lassen. Zwanzig Jahr war Hans Sachs alt, als er 1514 in München seinen ersten Gesang dichtete, der mit den Worten anhub „Gloria patri, lob und ehr.“ Am 7. April 1515 folgte eine Geschichte von den beiden Liebhabenden Lorenzo und Lisabetha *), am 1. Mai sein Kampfgespräch von der Liebe. Daß er schon als zwanzigjähriger Jüngling ein selbstgemachtes Gedicht vortragen konnte, war eine Ehre, welche viele andere erst im reifsten Alter erringen konnten, es wurde ihm dadurch zugleich ein Rang unter den Kunstgenossen des Meistergesanges gesichert. Man unterschied die Verehrer und Anhänger dieser oft mit Unrecht verspotteten Kunst in Schüler, Schulfreund, Singer, Dichter und Meister. Zweiunddreißig Hauptregeln waren festgestellt, nach welchen gedichtet werden sollte, man nannte sie die Tabulatur, ein Gesang, in welchem alle diese Regeln sorgfältig bewahrt

*) Später in eine „Tragedi“ umgearbeitet, welche bei Hopf, II, S. 1 ff. abgedruckt ist.

waren, hieß ein Bar oder Meistergesang, unter dem Ton verstand man Melodie und Rhythmus desselben. Wenn ein solcher Ton in die bereits bekannten Töne nicht eingriff, so weit vier Silben sich erstreckten, so wurde er als neuer Ton anerkannt, der Erfinder desselben wurde ein Meister und der neue Ton wurde nach des Meisters Namen unter Hinzufügung von oft sehr wunderlichen Beinamen benannt. Töne, welche sich in Hans Sachs' Werken finden, sind z. B. Nunnenpeck's Schlagweis, Ehrnbot's Spiegelton, Heinrich Frauenlob's Froschweis, Grundweis, Spiegel- und blauer Ton, Friedrich Zorn's verborgener Ton, Konrad's von Würzburg abgespitzter Ton u. s. w. Von Hans Sachs selbst erfunden sind der klingende, der bewährte, der Rosenton, die Morgenweis, die Spruchweis, die Gesangweis, die Silberweis, die hohe Bergweis, der guldene, lange, kurze, neue und überlange Ton.

Wohin Hans Sachs auf seinen Wanderungen gelangte, da besuchte er die Schulen der Meistersänger und hielt auch selber Schule *), zuerst in Frankfurt. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Nürnberg machte er sein Meisterstück und verheirathete sich am Aegidientage des Jahres 1519 mit Kunigunde Kreuzer, mit welcher er länger als vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Im Jahre 1522 erwarb er ein Haus am weißen Thurm **), worin er sein Handwerk mit Erfolg betrieb, zugleich hielt er einen kleinen Kram. Um seine Vorräthe zu ergänzen, besuchte er die Messen in Frankfurt.

Die Stadt, in welcher Hans Sachs nun Bürger geworden war, blühte in damaliger Zeit, wie kaum eine zweite in Deutschland. Nürnberg war ein Knotenpunkt des Welthandels, die Heimath so vieler großer, weltberühmter Männer, unter denen wir den großen Erdforscher Behaimb von Schwarzbach (gest. 1506), den Staatsmann Wilibald Pirkheimer (gest. 1530) und den edlen Albrecht Dürer (gest. 1528), den Meister deutscher Malerkunst, nennen wollen. Aus ältester Zeit stammten schon die herrlichen Kunstwerke, mit denen Nürnberg überreich geschmückt war, unter ihnen die Arbeiten des größten deutschen Bildners im Mittelalter, des Sebald Schonhofer. Die reiche, mit vielen Privilegien begabte Stadt wurde von hochgebildeten Geschlechtern vortrefflich regiert, und der rege Verkehr mit den größten, freiheitstolzen Städten Italiens hatte in dem Rathe und der Bürgerschaft einen kühnen, hellblickenden Geist genährt, der in den maßvollsten, weisesten, freisinnigsten Einrichtungen sich bewährte. In den meisten deutschen Städten befanden die Schulen sich in den Händen unwissender Mönche, aber in Nürnberg genossen sie einer vortrefflichen Pflege, das aegidier Gymnasium ließ der Rath 1526 durch Melanchthon völlig neu restauriren, die glänzendsten Namen deutscher Gelehrten, wie Eobanus Hessus, Joachim Kamerarius, finden wir unter denen, welche als Lehrer in Nürnberg thätig waren.

---

*) Hans Sachs macht diese Angabe selber, und daraus haben einige fälschlich gefolgert, er sei ein Schulmeister gewesen. Diese Meinung ist durchaus irrig.

**) Der Volksdichter Hans Sachs, eine Bibliografie von Emil Weller. Nürnberg 1868. Seite XI.

Welch ein Boden mußte diese Stadt für den Samen geistiger Freiheit sein, den Luther mit vollen Händen, in unerschöpflicher Fülle, zu dieser Zeit auszustreuen begann. Mit Begeisterung wurden die Lehren des kühnen Augustiners aufgenommen, und wenn der Rath auch auf kaiserlichen und päpstlichen Befehl wiederholt Weisungen erlassen mußte, Luther's Schriften sollten nicht nachgedruckt oder verkauft werden, in der Fastenzeit sollte ohne des Bürgermeisters Erlaubniß nicht geschlachtet und kein Geflügel verkauft werden, weder diese Verbote noch die angedrohte Gefängnißstrafe konnten den gewaltigen Strom des Lichtes hemmen, welches den tausendjährigen Schleier zerriß und die Bande hierarchischer Gelüste sprengte. Die Pröpste der Hauptkirchen voran, ihnen nach die Mönche und das Volk, sagten sich los von papistischer Weise, schon 1524 genossen bei den Augustinern mehr als 4000 Personen das Abendmahl in beiderlei Gestalt.

Einer der ersten und treuesten Anhänger der evangelischen Lehre war Hans Sachs. Sofort nahm er mit Ruhe und Besonnenheit, aber mit großartiger Kraft den Kampf gegen das Papstthum auf, und machte die Förderung evangelischer Wahrheit zur Aufgabe seines Lebens. Mit unermüdlichem Fleiße suchte der vielbeschäftigte Schuhmacher klaren Einblick in das Wesen der neuen Lehre zu gewinnen, schon 1522 hatte er mehr als vierzig Schriften von Luther oder dessen Vertheidigern gesammelt, und als nur noch wenige erst in Deutschland laut und freudig für Luther's Sache eingetreten waren, da dichtete zu derselben Zeit, wo der Papst mit dem Bann und der Habsburger Karl V. mit der Acht gegen den Vorkämpfer der Freiheit wüthete, Hans Sachs 1523 ein herrliches, begeistertes Lied, in welchem er die Wittenbergische Nachtigall pries und mit männlicher Entschlossenheit, mit kühnem Muthe, mit tiefem Verständniß und mit großer poetischer Kraft als achtunggebietender Kämpfer in die Schranken trat, in denen bereits hier und da die Ketzerfeuer aufloderten. Da dieses wenig bekannte Gedicht eine der schönsten von Hans Sachs' Dichtungen ist, so wollen wir dasselbe hier folgen lassen. *)

Die Wittembergisch Nachtigal
Die man jetzt höret überall.

Wach auf, es nahend gen dem Tag,
Ich hör singen in dem Hag
Ein wunnikliche Nachtigal,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn thut blicken,
Des Mondes Schein thut sie verdrücken.

*) Hopf I, 64. Die Rechtschreibung haben wir so viel als möglich der neueren Weise angepaßt.

Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster,
Die ganzen Herd Schaf hat geblend,
Daß sie sich haben abgewendt
Von ihrem Hirten und der Weid
Und haben sie verlassen beid,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildniß den Holzweg ein,
Haben gehört des Löwen Stimm
Und sind auch nachgefolget ihm
Der sie geführt hat mit Liste
Ganz weit abwegs tief in die Wüste,
Da habens ihr süß Weid verlorn,
Hant gessen Unkraut, Distel, Dorn,
Auch leget ihn der Löw Strick verborgen,
Darein die Schaf fielen mit Sorgen,
Da sie der Löw dann fand verstricket
Zerriß er sie, darnach verschlicket.
Zu solcher Hut haben geholfen
Ein ganzer Hauf reißender Wolfen,
Haben die elende Herd besessen
Mit scheren, melken, schinden, fressen —
Auch lagen viel Schlangen im Gras,
Sogen die Schaf ohn Unterlaß
Durch all Gelid bis auf das Mark,
Deß wurden die Schafe dürr und arg
Durchaus und aus die lange Nacht,
Und sind auch allererst erwacht
So die Nachtigal so hell singet
Und des Tages Glanz herbringet,
Der den Löwen zu erkennen geit (gibt),
Die Wölf, und auch ihr falsche Weid.
Deß ist der grimmig Löw' erwacht,
Er lauret und ist ungeschlacht
Ueber der Nachtigal Gesang
Daß sie melt der Sonnen Aufgang,
Davon sein Königreich End nimmt,
Deß ist der grimmig Löw ergrimmt,
Stellt der Nachtigal nach dem Leben
Mit List vor ihr, hinden und neben.
Aber ihr kann er nicht ergreifen,
Im Hag kann sie sich wohl verschleifen
Und singet fröhlich für und für.
Nun hat der Löw viel wilder Thier
Die wider die Nachtigal blecken,
Waldesel, Schwein, Böck, Katz und Schnecken.
Aber ihr Heulen ist alles fehl,
Die Nachtigal singt ihn zu hell
Und thut sie all ernieder legen,
Auch thut das Schlangenzücht sich regen,
Es wispelt sehr und widersicht
Und fürchtet sehr des Tages Licht.

Ihn will entgehn die elend Heerd
Darvon sie sich haben genährt
Die lange Nacht, und wohl gemäst,
Loben der Löw sei noch der best,
Sein Weid sei süße unde gut,
Wünschen der Nachtigal die Glut.
Deßgleichen die Frösch auch quacken
Hin und wieder in ihren Lacken
Uber der Nachtigal Getön,
Wann ihr Wasser will ihn entgehn,
Die Wildgäns schreien auch gagag
Wider den hellen lichten Tag
Und schreien in gemeine all:
Was singet neues die Nachtigal?
Verkündet uns des Tages Wunn
Samb*) macht allein fruchtbar die Sunn
Und verachtet des Mondes Glest**).
Sie schwieg wohl still in ihrem Nest,
Macht kein Aufruhr unter den Schafen,
Man sollte sie mit Feuer strafen.
Doch ist dies Mordgeschrei alls umsunst,
Es leuchtet her des Tages Brunst
Und singt die Nachtigal so klar,
Und sehr viel Schaf an dieser Schar
Kehren wieder aus dieser Wild
Zu ihrer Weid und Hirten mild.
Etlich melden den Tag mit Schall
In Maß recht wie die Nachtigal,
Gegn den die Wölf ihr Zähn thun blecken,
Jagen sie ein die Dorenhecken
Und martern sie bis auf das Blut,
Und drohen ihn bei Feuers Glut
Sie sollen von dem Tage schweigen,
So thun sie ihn die Sonnen zeigen
Der Schein niemand verbergen kann.
Nun daß ihr klärer möcht verstan
Wer die lieblich Nachtigal sei
Die uns den hellen Tag ausschrei:
Ist Doktor Martinus Luther
Zu Wittenberg Augustiner,
Der uns aufwecket von der Nacht
Darein der Mondschein uns hat bracht.
Der Mondschein deut der Menschen Lehr
Der Sofisten hin unde her
Innerhalb der vierhundert Jahren,
Die sind nach ihr Vernunft gefahren
Und haut uns abgeführet ferr
Von der evangelischen Lehr
Unseres Hirten Jesu Krist
Hin zu den Löwen in die Wüst.

*) Wie als ob. **) Glanz.

Der Löwe wird der Papst genennt,
Die Wüst das geistlich Regiment,
Darin er uns hat weit verführt
Auf Menschensünd, als man jetzt spürt,
Damit er uns geweidet hat,
Deut den Gottesdienst der jetzund gaht
In vollem Schwank auf ganzer Erden
Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
Tag unde Nacht in Kirchen plärren,
Metten, Prim, Terz, Vesper, Komplet,
Mit wachen, fasten, langen Bet,
Mit Gertenhauen, kreuzweis liegen,
Mit knien, neigen, bucken, biegen,
Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
Mit Heilthum, Kerzen, Fahnentragen,
Mit Räuchern und mit Glockentaufen,
Mit Lampenschüren, Gnad verkaufen,
Mit Kirchen, Wachs, Salz, Wasserweihen,
Und deßgeleichen auch die Leien
Mit Opfern und den Lichtlein brennen,
Mit Walfart, und den Heiling denen,
Den Abend fasten, den Tag feiern,
Und beichten nach den alten Leiern,
Mit Brüderschaft und Rosenkränzen,
Mit Ablaßlesen, Kirchenschwenzen,
Mit Pacem küssen, Heilthum schauen,
Mit Meßstiften und Kirchen bauen,
Mit großem Kost die Altar zieren,
Tafel auf die welschen Manieren,
Sammate Meßgwand, Kellich gülden,
Mit Monstranzen und silbern Bilden,
In Klöster schaffen Rent und Zins,
Dies alles heißt der Papst Gottesdienst,
Spricht: man verdient damit den Himmel
Und löst mit ab der Sünden Schimmel.
Ist doch alls in der Schrift ungründ,
Eitel Gedicht und Menschensünd,
Darin Gott kein Gefallen hat.
Matthei am funfzehenden stat:
Vergebenlich dienen sie mir
In den Menschen Gesetzen ihr,
Auch so wird ein jegliche Pflanz
Vertilgt und ausgereutet ganz
Die mein Vater nit pflanzet hat.
Hör zu, du ganz geistlicher Stat,
Wo bleibst mit dein ertichten Werken?
    Nun laßt uns auf die Mordstrick merken,
Bedeuten uns des Papstes Netz,
Sein Dekretal, Gebot und Gsetz
Damit er die Schaf Kristi zwinget.
Mit Bann er zu der Beicht uns dringet,

All Jar zum Sakrament zu gan,
Verbeut das Blut Kristi beim Bann,
Gebeut beim Bann, alle Jar
Zu fasten vierzig Tag fürwar,
Sonst vil Tag und vier Quatemer,
Auch zu meiden Fleisch und Eier.
Zu feiern vil Tag er gebeut,
Verbeut etlich Tag die Hochzeit,
Gevatterschaft und etlich Grad.
Zu heiraten er verboten hat
Mönnich und Pfaffen bei dem Bann,
Doch mögen sie wol Bulen han,
Frommen Leuten ihr Kinder letzen
Und fremde Ehweiber einsetzen.
Unzal hat der Papst solcher Bot
Der doch keins hat geboten Gott,
Jagt die Leut in Abgrund der Hell
Zu dem Teufel mit Leib und Seel.
Paulus hat ihn gezeiget an
Am vierten zu Thimotean
Und spricht: Der Geist saget deutlich,
Daß zu den letzten Zeiten sich
Etlich vom Glauben werden treten
Und anhangen des Teufels Räthen,
Werden Leuten die Eh verbieten
Und etlich Speis, die Gott durch Güten
Beschaffen hat mit Danksagung.
Ich mein das sei je klar genung.
Nun laßt uns schauen nach den Wolfen
Die dem Papst han darzu geholfen
Zu führen solche Tirannei:
Bischof, Propst, Pfarrherr und Abtei,
All Prelaten und Selsorger,
Die uns vorsagen Menschenlehr
Und das Wort Gottes unterdrucken,
Kommen mit vorgemelten Stucken,
Und wenn mans bei dem Licht besicht
Ist es alles auf das Geld gericht.
Man muß Geld geben von dem taufen,
Die Firmung muß man von ihn kaufen,
Zu beichten muß man geben Geld,
Die Meß man auch um Geld bestellt,
Das Sakrament muß man ihn zahlen,
Hat man Hochzeit, man geit ihn allen,
Stirbt eins, um Geld sie es besingen,
Wers nit will thun, den thun sie zwingen
Und sollt er einen Rock verkaufen.
Also sie uns die Woll ausraufen,
Und was sie lang ersimoneien,
Sie wieder um Wucher hinleihen,
Von zweinzig Gulden ein Malter Koren,
Ich mein das heißt die Schaf geschoren.

Auch wie hart sie das Volk maulbanden
Mit den Zehenden auf den Landen
Da man mit ihn deß Herr Gotts spielt,
Wie man sie bannet um die Güld
Und sie mit Lichten thut verschüssen*),
Die armen Bauern fronen müssen
Daß die starken Schindfessel feiern,
Halb Zeit im Wirthshaus umleiern.
Vier Opfer muß man ihnen reichen
Und den Meßpfennig desgleichen,
Und darzu an den Feiertagen
Lant sie Geldtäfelein rumtragen,
All Kirchweih sie nach Geld auch tichten
Ein Jarmarkt mit Heilthum aufrichten,
Darbei sie Ablaßbullen haben,
Geldstöck lant sie in die Kirchen graben.
Also richt man dem armen Volke,
Das heißt die Schaf Kristi gemolke.
Auch kommen Stazionirer**)
Antonier**), Valentiner**)
Die sagen viel erlogner Wort,
Das sei geschehen hier und dort,
Bestreichen Frauen unde Mann
Mit eim vergülten Eselszan,
Und erschinden auch Geldeskraft,
Schreiben die Leut in ihr Brüderschaft,
Holen die Zins alljärlich Jar.
Darnach kommt eine ersame Schar,
Heißt man zu teutsch die Romanisten,
Mit großen Ablaßbullen, Kisten,
Richten auf rothe Kreuz mit Fahnen
Und schreien zu Frauen und Mannen:
Legt ein, gebt euer Hülf und Steuer,
Und löst die Seel aus dem Fegfeuer,
Bald der Gülden im Kasten klinget
Die Seel sich auf gen Himmel schwinget.
Wer unrecht Gut hat in seim Gwalt
Dem helfen sie es ab gar bald,
Auch gebens Brief für Schuld und Pein,
Da legt man ihn zu Gulden ein.
Der Schalkstrick sein so mancherlei,
Das heißt mir römisch Schinderei.
Fürbaß merket von den Bischöfen,
Wie es zugeh an ihren Höfen
Mit Notari, Offiziäln,
Mit Zitatsschreibern und Pedeln,
An ihrem falsch geistlichen Recht,
Wie man da schindet Maid und Knecht,

*) Durch Hinwerfen der Lichte in den Bann erklären.
**) Umherziehende Bettelmönche, welche Reliquien als Wundermittel gegen allerlei Krankheiten verkauften.

Auch wie man da zureiß die Eh
Und nimmet Geld und anders meh,
Und nöt sie auch, zusamm zu globen,
Auch wie sie mit den Leuten toben
Die man zu ihn jagt in der Beicht,
Die etwan gessen han vielleicht
Fleisch oder Eier in der Fasten,
Das thun sie also scharf antasten
Als hätt' einer ein Mord gethan.
Auch wie sie umgehn mit dem Bann,
Wie sie ihn beschwern und verneuern,
Auch wie das arme Volk sie steuern,
Auch mit dem Wild und dem Gejeid
Thun sie ihn Schaden am Getreid,
Halten Räuber in ihren Flecken,
Die rauben, morden, stöcken, plecken.
Auch führen Bischöf Krieg mit Trutz,
Vergießen viel kristlichen Bluts,
Machen elend Wittwen und Waisen,
Dörfer verbrennen, Städt zureissen,
Die Leut verderben, schätzen, pressen —
Ich mein, das heißt die Schaf gefressen!
  Kristus solch Wölf verkündet hat,
Matthei am siebenten es stat:
Secht euch für vor falschen Profeten,
Die in Schafkleidern herein treten,
Inwendig reißend Wölf ers nennet,
An ihren Früchten sie erkennet.
Marci am zwölften ers erklärten,
Spricht: Habt Acht auf die Schriftgelehrten
Die gern gehn in langen Kleidern
Und lassen sich auch grüßen gern
Am Markt und Gassen, wo sie stan,
Und sitzen gern obenan
In Schulen und auch ob dem Essen.
Den Wittwen sie ihr Häuser fressen
Und wenden für lange Gebet,
Darum so werden sie versteht
Destermehr in Verdammnuß fallen.
O wie thut hier Kristus abmalen
Unsrer Geistlicher gottlos Wesen,
Samb wär er jetzt bei ihn gewesen!
Darbei kennt man sie unter Augen.
  Die Schlangen, so die Schäflein saugen,
Sind Mönnich, Nonnen, der faul Haufen,
Die ihre gute Werk verkaufen
Um Geld, Käs, Eier, Licht und Schmalz,
Um Hüner, Fleisch, Wein, Korn und Salz,
Damit sie in dem vollen leben
Und sammlen auch groß Schätz daneben.
Viel neuer Fünd sie stets ertichten,
Viel Bet und Brüderschaft aufrichten,

Viel Träum, Gesicht und kindisch Fet (Fest),
Das ihn der Papst dann alls bestät,
Nimmt Geld und geit Ablaß darzu,
Das schreiens dann aus spat und fru.
Mit solcher Fabel und Abweis
Hant sie uns geführt auf das Eis
Daß wir das Wort Gottes verließen
Und nur thaten, was sie uns hießen,
Vil Werk, der Gott doch keins begert,
Hant uns den Glauben nie erklärt
In Kristo, der uns selig macht.
Dieser Mangel bedeut die Nacht
Darin wir alle irre sind gangen.
Also hant uns die Wölf und Schlangen
Bis in die vierthalb hundert Jar
Behalten in ihr Hut fürwar
Und mit des Papsts Gewalt umtrieben,
Bis Doktor Martin hat geschrieben
Wider der Geistlichen Mißbrauch,
Und wiederum aufdecket auch
Das Wort Gottes. Die heilig Schrift
Er mündlich und schriftlich ausrifft,
In vier Jaren bei hundert Stucken
In teutscher Sprach, und laßt sie drucken.
Daß man versteh was er thu lehren,
Will ich kürzlich ein weng erklären.
Gottes Gesetz und die Profeten
Bedeuten uns die Morgenröten,
Darin zeigt Luther, daß wir all
Miterben sein Adams Fall
In böser Begier und Neigung.
Deßhalb kein Mensch dem Gsetz thut gnung,
Halt wirs schon auswendig im Schein
So ist doch unser Herz unrein
Und zu allen Sünden geneiget.
Deß Moses ganz klärlich anzeiget.
Nun seit das Herz dann ist vermeilet*),
Und Gott nach dem Herzen urtheilet,
So sei wir alle Kinder des Zoren,
Verflucht, verdammet und verloren.
Wer solches im Herzen empfind,
Den nagen und beißen sein Sünd
Mit Trauern, Angst, Forcht, Schrecken, Leid,
Und erkennt sein Unmöglichkeit.
Dann wird der Mensch demütig ganz,
So bringet her des Tages Glanz,
Bedeut das Evangelium,
Das zeiget dem Menschen Kristum,
Den eingebornen Gottessohn,
Der alle Ding für uns hat thon,

*) Verunreinigt.

Das Gesetz erfüllt mit eignem Gwalt,
Den Fluch vertilgt, die Sünd bezalt
Und den ewigen Tod überwunden,
Die Hell zerstört, den Teufel bunden
Und uns bei Gott erworben Gnad,
Als Johannes gezeiget hat
Und Kristum ein Lamm Gottes verkünd,
Das hinnimmt aller Welte Sünd.
Auch spricht Kristus, er sei nit kommen
Auf Erd den Gerechten und Frommen,
Sondern den Sündern. Er auch spricht,
Der Gsund bedörft keins Arztes nicht.
Auch Johannes am dritten melt,
Gott hat so liebgehabt die Welt
Daß er gab sein einigen Sun,
All die an ihn gelauben thun
Dieselben sollen nit verderben
Noch des ewigen Todes sterben,
Sonder haben das ewig Leben.
Auch spricht Kristus am elften eben:
Welcher glaubet in mich,
Der wird nicht sterben ewiglich.
So nun der Mensch solch tröstlich Wort
Von Jesu Kristo sagen hort
Und das gelaubt und darauf baut
Und den Worten von Herzen traut
Die ihm Kristus hat zugesagt,
Und sich ohne Zweifel darauf wagt,
Derselb Mensch neu geboren heißt
Aus dem Feuer und heiling Geist,
Und wird von allen Sünden rein,
Lebt in dem Wort Gottes allein
Von dem ihn auch nit reißen künde
Weder Hell, Teufel, Tod noch Sünde.
Wer also ist im Geist verneit,
Der dient Gott im Geist und Wahrheit,
Das ist: daß er Gott herzlich liebt
Und sich ihm ganz und gar ergibt
Hält ihn für ein gnädigen Gott,
In Trübsal, Leid, in Angst und Noth
Er sich alls gutes zu ihm versicht,
Gott geb, Gott nehm, und was geschicht
Ist er willig und Trostes voll
Und zweifelt nit, Gott wöll ihm wol
Durch Jesum Kristum seinen Sun,
Der ist sein Fried, Ruh, Freud und Wunn
Und bleibt auch sein einiger Trost.
Wem solcher Glaube ist genost*),
Derselbig Mensch der ist schon selig,
All seine Werke sind gottgefällig,

*) Verbunden.

Er schlaf, er trink oder arbeit.
Solcher Gelaub sich dann ausbreit
Zu dem Nächsten mit wahrer Liebe,
Daß er kein Menschen thut betriebe
Sonder übt sich zu aller Zeit
In Werken der Barmherzigkeit,
Thut jedermann herzlich alls guts
Aus freier Lieb, sucht keinen Nutz,
Mit rathen, helfen, geben, leihen,
Mit lehren, strafen, Schuld verzeihen,
Thut jedem, wie er selbst auch wollt
Als das von ihm geschehen sollt.
Solches würkt in ihm der heilig Geist.
Also das Gsetz erfüllet heißt
Kristus Matthei am sibenden:
Hie merk, daß dieses allein sey
Die wahren kristlich guten Werk,
Daß man aber hie fleißig merk
Daß sie zur Seligkeit nit dien,
Die Seligkeit hat man vorhin
Durch den Gelauben in Kristum.
 Dies ist die Lehr kurz in der Summ,
Die Luther hat an Tag gebracht.
Deß ist Leo der Papst erwacht
Und schmecket gar bald diesen Braten,
Förcht, ihm entgingen die Annaten
Und würd ihm das Papstmonat lohm,
Darin er zeucht die Pfründ gen Rom,
Auch wird man sein Ablaß nimm kaufen,
Auch niemand gen Rom Walfahrt laufen,
Wird nimmer können schätzen Geld,
Wird auch nimmer sein Herr der Welt,
Man wird nim halten sein Gebot,
Sein Regiment wird ab und todt
So man die rechte Wahrheit wißt.
 Darum brauchet er schwinder List,
Hätt die Wahrheit geren vertrücket,
Und bald zu Herzog Friederich schicket,
Daß er die Bücher brennt mit Rom
Und ihm den Luther schickt nach Rom.
Jedoch sein kurfürstlich Genad
Kristus ob ihm gehalten hat
Zu beschützen das Gottes Wort,
Das er denn merkt, prüfet und hort.
Da dem Papst dieser Griff was fehl,
Schickt er nach ihm gen Augsburg schnell.
Der Kardinal bot ihm zu schweigen
Und konnt ihm doch mit Schrift nit zeigen
Klärlich, daß Luther hätt geirrt.
Da dem Papst dies auch nit ging fürt
Thät er den Luther in den Bann
Und alle die ihm hingen an

Ohn all Verhör, Schrift und Probier,
Doch schrieb Luther für und für
Und ließ sich diese Bull nit irren.
Erst thät ihn der Kaiser zitiren
Auf den Reichstag hinab gen Worms.
Da erlitt Luther viel des Sturms,
Kurzum er sollt nun revozire,
Und wollt doch niemand dispetire
Mit ihm und ihn zum Ketzer machen.
Deß blieb er beständig in sein Sachen
Und gar kein Wort nit widerrift,
Wann es war je all sein Geschrift
Evangelisch, apostolisch.
Deß schied er ab fröhlich und frisch
Und ließ sich kein Mandat abschrecken.
Das wilde Schwein deut Doktor Ecken
Der vor zu Leipzig wider ihn facht
Und viel grober Säu davon bracht.
Der Bock bedeutet den Emser,
Der ist aller Nonnen Tröster.
So deutet die Katz den Murrner,
Des Papstes Mäuser, Wächter, Turner,
Der Waldesel den Barfüßer
Zu Leipzig den groben Leßmeister.
So deutet der Schneck den Kochläum.
Die fünf, und sonst viel in der Summ
Hant lang wider Lutherum geschrieben,
Die hat er alle von ihm trieben,
Wann ihr Schreiben hätt keinen Grund,
Nur auf langer Gewohnheit stund
Und kunnten nichts mit Schrift probiren,
So thät Luther stets Schrift einführen
Daß es ein Bauer merken möcht
Daß Luthers Lehr sei gut und grecht.
Deß wurden sieglos und unsinnig
Nun die Schlangen, Nonnen und Münnich,
Wollen ihr Menschenfünd verteiding
Und schreien laut an ihren Preding:
„Luther sagts Evangelium,
Hat er auch Brief und Siegel drum
Daß Evangelium wahr sei?
Luther richt auf neu Ketzerei.
O liebs Volk, laßt euch nit verfüren,
Die römisch Kirch die kann nit irren,
Thut gute Werk, halt päpstlich Bot,
Stift und opfert, es gefällt Gott,
Laßt Meß lesen, es kommt zu steuer,
Den armen Selen im Fegfeuer,
Dient den Heiling und ruft sie an,
Thut fleißig gen Vesper komplet gan,
Die Zeit ist kurz, ein jeder merke,
Macht euch theilhaftig unser Werke,

Wir singen, schreien oft mit Kraft,
So ihr daheimen liegt und schlaft."
Des wahren Gotsdienst thun sie schweigen,
Tanzen nach ihrer alten Geigen
Und thun sich schmeicheln um die Laien:
Ihr Weinkeller will ihn verseien
Ihre Korenböden werden leer,
Man will ihn nimmer tragen her.
Haben doch willig Armuth gelobt,
Jetzt sieht man wie ihr Haufen tobt
So ihn abgeht in ihr Kuchen,
Wie sie den Luther schmähen, fluchen
Ein Erzketzer, Schalk und Bößwicht.
Geit sich doch keiner an das Licht,
Thun nur unter den Hütlein stechen,
Schreien samb wöllen sie zubrechen
Wo sie bei ihr Nonnen sitzen,
Und machen auch daß sie erhitzen
Wider das Evangelium,
Wie man jetzt spüret um und um.
Die Frösch quacken in ihren Hulen
Bedeuten etlich hohe Schulen
Die auch wider Lutherum plärren
Und ohn das all Geschrift bewären.
Das Evangeli thut ihn weh,
Ihr heidnisch Kunst gilt nit als eh,
Damit all Doktor sind gelehrt
Die uns die Schrift haben verkehrt
Mit ihrer heidnischen Kunst.
Auch tragen dem Luther Ungunst
Die Wildgäns, deuten uns die Laien
Die ihn verfluchen und verspeien:
Was will der Mönnich neues lehren
Und die ganz Kristenheit verkehren?
Unser gut Werk thut er verhienen,
Will, man soll den Heiligen nit dienen,
Zu Gott allein sollen wir gelfen,
Kein Kreatur mög uns gehelfen.
Unser Walfahrt er auch abstellt,
Von fasten, feiern er nit viel hält,
Wie wirs lang hant gehabt im Brauch
Deßgleich von Kirchenstiften auch,
Die Orden heißt er Menschenfünd.
Auch schreibt Luther, es sei kein Sünd
Denn was uns hab verboten Gott,
Veracht damit des Papst's Gebot,
Römischen Ablaß er auch veracht,
Spricht: Kristus hab uns selig gmacht,
Wer das glaub, und der hab gnug.
Ich mein, der Mönnich sei nit klug,
Denkt nit, es sein vor Leut gewesen,
Die auch haben die Schrift gelesen,

Unser Eltern, die vor uns waren,
Sind je auch nit gewesen Narren
Die solliche Ding uns han gelehrt,
Hat etlich hundert Jar gewärt.
Sollten die alle han geirret
Und uns mit samt ihn han verwirret?
Das wöll Gott nit, das will ich treiben
Und in meim alten Glauben bleiben.
Luther schreibt seltsam Abenteuer,
Man sollt ihn werfen in ein Feuer,
Ihn und all sein Anhang vertreiben!“
Dies hört man viel von alten Weiben,
Von Zöpfnonnen und alten Mannen
Die das Evangelium anzannen,
Verachten es in tollem Sinn
Und steht doch unser Heil darin.
Doch hilft alles widerbellen nicht,
Die Wahrheit ist kommen ans Licht,
Deßhalb die Kristen wiederkehren
Zu den evangelischen Lehren
Unseres Hirten Jesu Krist
Der unser aller Löser ist,
Deß Glaub allein uns selig macht.
Deß sind all Menschenfünd veracht
Und die päpstling Gebot vernicht
Für Lügen und Menschengeticht,
Und hangen nur an Gottes Wort,
Das man jetzt hört an manchem Ort
Von manchem kristenlichen Mann.
Nun nehmen sich die Bischof an
Mit samt etlich weltlichen Fürsten
Die auch nach Kristenblut thut dürsten,
Lassen sollich Prediger fahen,
In Gefängniß und Eisen schlahen
Und sie zu widerrufen bringen,
Ihn auch ein Lied von Feuer singen
Daß sie möchten an Gott verzagen.
Das heißt die Schaf int Hecken jagen!
Der thut man viel heimlich verlieren
So sie gleich ihre Lehr probiren.
Eins Theils bleiben im Eisenband,
Eins Theils verjagt man aus dem Land,
Luthers Schrift man auch verbrennt
Und verbeut sie an manchem End
Bei Leib und Gut und bei dem Kopf,
Wen man ergreift, der läßt den Schopf,
Oder jagt ihn von Weib und Kind.
Das ist des Endkrist Hofgesind!
Kristus das alls verkündet hat,
Matthei am zehenden es stat:
Nehmt wahr, ich send euch wie Schaf auf
Mitten unter der Wölfe Hauf,

Darum seid wie die Schlange klug
Und wie die Tauben ohn Betrug
Und hüt euch vor den Menschen, die
Wern euch überantworten hie
Für ihre Rathäuser, und denn
Euch geißeln in ihren Schulen,
Und werden euch für Fürsten, Küngen
Um mein willen gefangen bringen.
Dann sorgt nichts, was ihr reden wollt,
Es wird euch geben was ihr sollt
Reden durch euers Vaters Geist.
Ein Freund gem andern wird erpreist
Und ihm den Tod anhelfen than,
Ihr werd gehaßt von jedermann
Um willen meines Namens heilig.
Wer an das End verharrt, wird selig!
Verfolgt man euch von einer Stadt,
So ziehet in ein andre drat.
Auch kommt die Zeit, und wer euch todt,
Wird mein er diene damit Gott.
Förcht die nit, die euch den Leib tödten,
Der Sel können sie nit genöten.
Ihr Kristen, merkt die tröstling Wort,
So man euch secht hier oder dort,
Laßt euch kein Tirannei abtreiben,
Thut bei dem Wort Gottes beleiben,
Verlasset eh Leib und Gut.
Es wird noch schreien Abels Blut
Uber Kain am jüngsten Tag.
Laßt mörden was nur mörden mag,
Es wird doch kommen an das End
Des wahren Entekrists Regiment.
Apokalypsis steht es hell,
Am achtzehenden Kapitel
Schreit der Engel mit lautem Schallen
Zweimal: Babilon ist gefallen,
Eine Behausung der Teufel worn,
Wann von dem Wein des grimmen Zorn
Ihr Unkeusch haben all Heiden trunken,
In ihrer Unkeusch sind versunken
König und Fürsten dieser Erden,
Auch ihre Kaufleut ganz reich werden,
Handthieren mit der Menschen Selen.
Darnach weiter thut er erzählen:
Und ein andre Stimm hört' ich schier:
Mein liebes Volk geh aus von ihr,
Wann ihr Sünd ist für Gott aufkommen,
Der hat ihres Frevels wahrgenommen.
Zahlt sie, wie sie euch hat bezahlt
Und vergeltet ihr zwiefalt,
Wann sie spricht in ihrem Herzen:
„Ich sitz ein Königin ohn Schmerzen,“

Und ist sicher in ihrem Dunken
Und von der Heiling Blut ganz trunken.
Darum so werden ihre Plag
Zusamm kommen auf einen Tag,
Der Tod, Leid, Hungers, alles Ant (Sorge),
Und mit Feuer wird sie verbrannt.
Denn wahrlich stark ist Gott der Herr,
Der wird sie richten. Nun hört mehr:
Daniel am neunten meldt
Und alle Wahrzeichen erzählt,
Daß man ganz klärlich mag verston,
Das Papstthum deut das Babilon
Von dem Johannes hat geseit.
Darum, ihr Kristen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Papstes Wüste
Zu unserm Hirten Jesu Kriste,
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probirt.
Durch den wir alle sind erlost,
Der ist unser einiger Trost
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
Aller die glauben in seinen Namen.
Wer das begehret, der spreche Amen.
Anno Salutis 1523.
Am 8. Tage Julii.

Salomon Ranisch, der sorgfältige, wackere Biograf des Hans Sachs, sagt in seinem oben angeführten Werke: „Was für ein großer Lehrer der Kirche, habe ich oft bei mir gedacht, würde Hans Sachs geworden sein, wenn er bei der Schule geblieben wäre!"

Mit diesem Worte bezeichnet Ranisch kurz und treffend diejenige Seite des Hans Sachs, auf welcher seine größte Bedeutsamkeit liegt: unter den großen Geistern, welche im 16. Jahrhundert danach strebten, die hinter zehnfachen, modrigen Mauern gefangene Gewissensfreiheit wiederzugewinnen und den geistigen sowie körperlichen Kräften des Menschen ein vernünftiges, gemeinnütziges Ziel anzuweisen, nimmt Hans Sachs eine hervorragende Stelle ein. Schon sein erstes Gedicht von Bedeutung zeigt uns in bestimmten Zügen sein Wesen, seine Waffen, und sein Ziel. Er besaß nicht den Feuereifer Luther's; eine verständige, zuweilen trockene Ueberlegung leitete ihn überall auf der goldnen Mittelstraße, sein klarer Blick wurde durch kein Vorurtheil irgend einer Art getrübt, die gleichgewogenen Neigungen seines Geistes, fern von leidenschaftlichem Schwanken, wußten erlaubtes Sinnenglück und wahren Seelenfrieden gar wohl zu vereinigen, und unverkennbare dichterische Begabung schmückte seine Rede mit einem nicht blendenden, aber anmuthenden und gewinnenden Reize, während die ungekünstelte Sprache, der treffende Ausdruck seinen Worten Kraft und Nachdruck verlieh. Das Lied von der wittenbergischen Nachtigall nimmt nicht den hohen, in religiösen Dichtungen immerhin bedenklichen Flug, nirgend zeigt es eine bittere Satire, wie die Schriften eines Ulrich von Hutten, nirgend räth es zu Ge-

waltmaßregeln, wie die päpstliche Partei deren schon nach dem zweiten Worte stets in Bereitschaft hatte, aber mit großer Anschaulichkeit schildert es uns die grenzenlose Selbstsucht des Papstes und seiner Gesellen, wie sie um Geld und nur um Geld eine Unzahl kirchlicher Gebräuche erfunden haben, deren das reine Evangelium keinen einzigen nennt; es zeigt uns, wie diese Selbstsucht, nachdem sie einmal angefangen, Heiliges zum Mammonsdienst zu erniedrigen, von Stufe zu Stufe weiter schritt und zuletzt in die größte Betrügerei ausartete. Mit sicherem Verständniß schildert uns das Gedicht sodann die Bestrebungen Luther's, welcher im Gegensatz zu dem päpstlichen Gaukelspiel mit äußerlichen Dingen auf die Reinigung des Herzens drang, und am Schluß zeigt uns das Gedicht, wie Luther's Lehre allein in Uebereinstimmung mit dem Worte Kristi sei. Diese einfachen Wahrheiten sind in einer klaren, leicht fließenden, echt deutschen Sprache vorgetragen, die Bilder sind aus der Nähe mit sicherem Griff gewählt, und so vereinigt sich denn im glücklichsten Zusammentreffen alles, was erforderlich ist, um Hans Sachs zu einem Lehrer für ein Volk zu machen, dem der Blick vielfach durch falsche Vorspiegelungen getrübt war, und dessen sittliches Bewußtsein noch nicht in der Schule des Evangeliums und der Alten geläutert worden war.

Den aufgewendeten, so äußerst passenden Mitteln entsprach der günstige Erfolg, das Lied von der wittenbergischen Nachtigall wurde in kurzer Zeit durch ganz Deutschland verbreitet, es erfreute den großen Reformator, und hat gewiß nicht wenige Herzen der evangelischen Wahrheit gewonnen.

Hans Sachs verfolgte den einmal betretenen Weg, und gab im nächsten Jahre, 1524, sieben Dialoge heraus, Gespräche, in welchen er die neue Lehre zu erklären und zu begrenzen suchte. Denn so wie selbst das Edelste und Beste aufhört gut zu sein, wenn es das Maß überschreitet, so hatte auch eine nicht geringe Anzahl von stürmischen Geistern sich selbst von nothwendigen Gesetzen losgesagt und schadete durch Zügellosigkeit der guten Sache. Gegen sie richtete Hans Sachs ebensowohl seine gutgemeinten Warnungen, wie gegen die Papisten die scharfen Pfeile seines Witzes, der in diesen prosaischen Dialogen keck hervortritt, doch ohne jemals jene liebenswürdige Gutmüthigkeit zu verlieren, welche stets bereit ist zu verzeihen, sobald der Widersacher sich bekehrt. In der Behandlung der Prosa zeigt unser Dichter eine große Gewandtheit, welche lebhaft an die ähnlichen Schriften Luther's erinnert. Sicherlich hat damals, außer Luther, niemand ein so vortreffliches Deutsch geschrieben, als der Schuster von Nürnberg. Von den sieben Dialogen sind lange Zeit nur vier*) bekannt gewesen. Diese vier sind öfter herausgegeben, die drei letzten sind neuerdings nicht gedruckt worden. Von den vier ersten Dialogen urtheilt der gelehrte Ranisch, daß ein jeder Leser, der ihren Verfasser nicht kennte, sie ohne Bedenken einem eifrigen Gottesgelehrten des 16. Jahrhunderts würde zueignen müssen. Einer derselben wurde schon 1525 ins Niederdeutsche übersetzt und in Norddeutschland eifrig gelesen. Der ursprüngliche Titel des ersten Gespräches lautet:

*) Vergl. Hoffmann, a. a. O. Seite IV der Vorrede.

Der erste Dialogus.

Disputation zwischen einen Chorherren und Schuhmacher, darinn das Wort Gottes und ein recht Christlich Wesen verfochten würt.
Hans Sachs. MDxxiiii.

Darunter befindet sich ein Holzschnitt, ein Schuster, in seiner Hand ein Paar Pantoffeln, redet mit einem Chorherrn, hinter welchem seine Köchin steht.
Ich sage euch, wo diese schweygen, so werden die Stain schreyen.
Luc. 19.

Der Schuster bringt dem Chorherrn die bestellten Schuh, der Chorherr kommt eben aus seinem Sommerhause, wo er „abgedroschen", d. h. seine Gebete gesprochen, und seine Nachtigal gefüttert hat. Diese Nachtigal gibt dem Schuster Gelegenheit, von der wittenbergischen Nachtigal zu sprechen, welche ein Schuster besungen habe. Der ehrwürdige Chorherr spricht darauf den frommen Wunsch aus: „Der Teufel hol den Schuster mit sammt seiner Nachtigal!" Und nun beginnt er, den Schuster und seine Nachtigal mit den ehrenvollsten Titeln „toller Schuster", „Eselskopf" u. s. w. zu belegen und mit großer Keckheit die Behauptung von der absoluten Oberherrschaft des Papstes aufzustellen, an der niemand rütteln dürfe. Der Schuster vertheidigt die Freiheit der Laien mit vielen vortrefflich gewählten Schriftstellen, er will von keinen Beschlüssen der Päpste, nicht einmal von denen der Konzilien wissen, nur das eine Konzilium will er gelten lassen, das die Apostel zu Jerusalem hielten. Verwundert fragt der Chorherr: Haben denn die Apostel auch ein Konzilium gehalten?

Schuster: Ja, hont ir ein Bibel?

Chorh.: Ja. Köchin, bring das groß alt Buch heraus.

Köchin: Herr, ist das?

Chorh.: Ei nein, das ist das Dekretal, makulier mirs nit!

Köchin: Herr, ist das?

Chorh.: Ja, kehr den Staub herab — daß dich der Ritt (Fieber) wasch! — Wolan, Meister Hans, wo stehts?

Sch.: Sucht Actuum Apostolorum XV.

Chorh.: Sucht selb, ich bin nit viel darin umgangen, ich weiß wol nützers zu lesen.

Sch.: Seht daher.

Chorh.: Köchin, merk Actuum am XV. Ich will darnach von wundershalben lesen, was die alten Gesellen guts gemacht haben.

Der Chorherr wird gewaltig in die Enge getrieben, schließlich bricht er das Gespräch ab, und als er, der Schuster, fort ist, ruft er seiner Köchin aufgebracht zu: „Wie reden die Laien so gar frevlich gegen uns Geweihten! Ich mein, der Teufel sei in den Schuster vernäht, er hat mich in Harnasch gejagt, und wär ich nit so wol gelehrt, er hätt mich auf den Esel gesetzt. Darum will ich ihm nit mehr zu arbeiten geben." Damit er aber ein andermal zu einem Disput besser gerüstet sei, läßt er seinen Kalfaktor rufen, der soll ihm, da er viel in der Bibel liest, einige Sprüche suchen. Auch der Kalfaktor erweist sich als ein eifriger Anhänger der wittenbergischen Nachtigal, da er sich erkühnt, den Chorherrn auf den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift hin-

zuweisen, so wird er seines Dienstes entlassen, und der Chorherr nimmt sich vor, sich mit solchen groben Filzen künftig nie mehr einzulassen: Ich will mich nun wol vor inn hüten, verbrendts Kind fürcht Feuer. Wolan, ich will in Chor (in die Kirche). So geh an Markt, kauf ein Krammetvogel oder zwelf, es wird nach Essen meines gnädigen Herrn Kaplan mit etlichen Herren kommen und ein Panket halten. Trag die Bibel aus der Stuben hinaus, und sieh ob die Stein und Würfel all im Brettspiel sein, und daß wir ein frische Karten oder zwo haben.

Köchin: Es soll sein, Herr, werd ihr von Stund an nach dem Umgang heim her gehn?

Chorh.: Ja, schau daß essen bereit sei.

Paulus.

Ir Bauch ir Gott.

Die Titel der folgenden drei Gespräche lauten:

2. Eyn gespräch von den Scheinwerken der Gaystlichen vnd jren gelübdten, damit sy zur verlesterung des bluts Christi vermaynen selig zu werden.

3. Eyn gespräch eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der Ergerlich Wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt vnd brüderlich gestrafft wirt*).

4. Ein Dialogus, des inhalt ein argument der Römischen wider das Christlich Heuflein, den Geytz auch andre öffentliche laster betreffend.

Auf die Herausgabe dieser Gespräche ließ Hans Sachs in Gemeinschaft mit dem eifrigen Antikatholiken Andreas Osiander ein Schriftchen gegen das Papstthum folgen, welches dem Hans Sachs eine Vermahnung von Seiten des Rathes seiner Vaterstadt zuzog. Es fanden sich nämlich im Karthäuserkloster und in der Rathsbibliothek zu Nürnberg Exemplare alter Gemälde mit beigeschriebenen Erklärungen, auf einem derselben war bemerkt, daß das Urbild, von dem die Kopie entnommen, schon 1278 gemalt sei. Diese Bilder, dreißig an der Zahl, wurden durch Holzschnitte neu vervielfältigt, sie sollten den Papisten eine Weissagung sein, welche von ihren eigenen Profeten herkäme, da sie dem Worte Luther's keinen Glauben schenken wollten. Der vollständige Titel dieser selten gewordenen Schrift lautet:

Ein wunderliche weissagung, von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nurmberg, ym Cartheuserkloster, vnd ist seer alt. Ein vorred, Andreas Osianders.

Mit gutter verstendtlicher auslegung, durch gelerte leut, verklert. Wilche Hans Sachs yn Deudsche reymen gefasset, vnd darzu gesetzt hat.

Im MDXXV Jare.

Gleich nachdem das Schriftchen erschienen war, ließ Luther in Wittenberg einen neuen Abdruck desselben besorgen, und es verbreitete sich über alle deutschen Länder. Im Jahre 1527 erschienen vier Nachdrucke. Unter jedem der dreißig Bilder steht ein vierzeiliger Spruch, die Beschlußrede**) lautet:

---

*) Abgedruckt bei Hopf, II, S. 310 bis 329.

**) Emil Weller, a. a. O. S. 113.

O Kristenmensch, nun hast geschaut
Die römisch babilonisch Braut
Wie sie hie abgemalet steht,
Vor langer Zeit abkunterfeth,
Mit ihrer Praktik und Finanzen,
Mit ihren Tücken und Alfanzen
Darmit sie trunken hat gemacht
König, Fürsten und ihren Pracht,
Mit schwinden Listen sie betrogen,
Sie alle in ihr Netz gezogen
Mit samt all ihren Unterthönen.
Und wie sie niemand thet verschönen
Mit schinden, schaben, lügen, triegen,
Mit bannen, fluchen, morden, kriegen,
Bis daß der Papst so hoch ist kummen,
Ganz aller Herrschaft ob geschwummen
Mit Reichthum, Gwalt und Pracht fürwar,
Und hat gewährt so lange Jar
Aus der Verhenknuß Gott des Herren.
Würd schon der Papst erkennt von ferren
Würd sein falsch Lehr ihm aufgerudt,
Würd es doch wieder niederdruckt,
Wir blieben stets in seinen Stricken
Bis Gott sein heilsam Wort thät schicken,
Das deckt erst auf sein unrein Gift,
Und wird probirt durch heilig Schrift
Sein Verführung und falsche Lehr.
Darum wer Ohren hab der hör
Von Lüg sich zu der Wahrheit kehr.

Um diese Schrift erscheinen lassen zu können, hatte man in Nürnberg die Zensur umgangen. Der Rath gab, wie wir schon andeuteten, dem Sachs einen ernstlichen Verweis und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen.

Im Jahre 1524 veröffentlichte Luther eine kleine Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienst. Er hatte einige bereits bekannte Lieder verändert, Hans Sachs folgte ihm sofort und dichtete eine Anzahl neuer Lieder, darunter befindet sich eins unserer herrlichsten evangelischen Kirchenlieder: „Warum betrübst du dich mein Herz?"*) Von diesem Liede führt Ranisch drei lateinische, eine griechische, eine französische, eine niedersächsische und eine holländische Uebersetzung an. Andere Lieder schuf Hans Sachs um, aus weltlichen Liebesliedern machte er vortreffliche geistliche Lieder, die noch heute gesungen werden und von denen mehrere auch noch das Verdienst haben, daß sie uns schöne

*) Man hat dieses schöne Lied dem Hans Sachs zu Zeiten abstreiten wollen, doch haben neuere Forscher es ihm unbedenklich zugewiesen. Auch in dem vortrefflichen Deutsch-Evangelischen Kirchengesangbuche, Stuttgart 1856, ist Hans Sachs als Verfasser genannt worden.

Volksmelodien erhielten, da Hans Sachs die ursprüngliche Melodie gern beibehielt. Auch Psalmen brachte unser Dichter in freierer Arbeit in Reime, oft sind diese Bearbeitungen voll hoher Poesie, in schwungvoller Sprache geschrieben, und treten ebenbürtig neben Luther's gleichartige poetische Ergüsse, sie sind nicht so kraftvoll, wie die luthersche Lieder, überbieten dieselben aber noch in der Innigkeit des Ausdrucks und im Versbau. Nur eine Probe wollen wir anführen*).

Der fünfte Psalm.

Im Ton: Nun freut euch, lieben Kristen gemein.

Herr hör mein Wort, merk auf mein Noth,
Vernimm mein Red gar eben.
Mein König und mein starker Gott,
Von dir hab ich das Leben,
Drum will ich für dich beten recht.
Früh wollest hören deinen Knecht
Wann er früh zu dir kommet.

Du hassest Herr, was übel thut,
Die Lügner wirst umbringen.
Wer schalkhaft ist und dürst nach Blut
Dem wird vor dir mißlingen.
Ich aber will in dein Haus gehn,
Mit Furcht gen deinem Tempel stehn,
Auf dein Gnad, Herr, zu beten.

Herr leit mich gar in deinem Wort
Um meiner Feinde willen,
Richt deine Weg an alle Ort
Und steck mir selbs das Ziele.
Ihr Mund und Herz kein Recht je gab,
Ihr Rachen ist ein offnes Grab,
Ihr Schlund auch voller Gallen.

Laß freuen sich all, die auf dich
Trauen und sich berühmen,
Beschirme sie, Herr, kräftiglich,
Gleich wie die Sommer blümen.
Die Grechten du gesegnest, Herr,
Die deinen Namen lieben sehr,
Du krönest sie mit Gnaden.

Von großer Wirkung waren die biblischen Geschichten, welche Hans Sachs aus dem alten sowohl als auch aus dem neuen Testamente entnahm und sie in fließenden Reimen seinem Volke schenkte, dem damals ja noch fast kein einziger Strahl evangelischer Wahrheit leuchtete. Oft hängte er diesen biblischen Geschichten, Evangelien und Episteln noch einen „Beschluß“ an, in welchem er in treffender Weise, kurz und bündig das Vorhergegangene erklärt.

*) Hopf, I, S. 95. Daselbst stehen noch mehr Proben.

Doch Hans Sachs blieb in seinen Bestrebungen, ein Sittenlehrer seines Volkes zu sein, nicht auf dem eng begrenzten kirchlichen Standpunkte stehen, er schwang sich auf zu einer weltbürgerlichen Anschauung, welche das Gute nicht allein in den Bekenntnißschriften der einen Religion, sondern in dem ganzen weiten Gebiete der Wissenschaften und der Geschichte suchte, und mit großartiger, echt kristlicher und schöner menschlicher Duldung ließ Hans Sachs das Gute auch bei denen gelten, welche seinen Glauben nicht theilten. Wir machten schon darauf aufmerksam, daß wir diesen schönen Zug menschlicher Duldung auch bei Wolfram von Eschenbach fanden, welcher den tugendhaften Heiden Feiresiß unbedenklich in die Gralburg einführte, welche auch von den Kristen nur die Auserwählten betreten durften. Die Toleranz war in Nürnberg immer zu Haus, auf der untersten Stufe des herrlichen Brunnens, welchen Sebald Schonhofer von 1355 bis 1361 in seiner Vaterstadt Nürnberg aufstellte, standen in schönster Eintracht neben einander die drei kristlichen Helden Klodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon, die drei jüdischen Helden Josua, David und Judas Makkabäus, die drei heidnischen Helden Hektor, Alexander, Julius Zäsar*). So stellte Hans Sachs die Göttin Pallas als Vorkämpferin der Tugend auf, neben den zwölf „durchleuchtigen Frauen des alten Testaments“ pries er zwölf getreue heidnische Frauen, und ertheilte ihnen dasselbe Lob, dieselbe Stellung, wie denjenigen, welche aus der Zahl der Bekenner des Kristenthums durch ihren Wandel ein Vorbild für ihre Brüder geworden waren.

Wenn wir das Bild unseres schlichten Hans Sachs dem übermächtigen Karl dem Fünften gegenüber stellen, wie groß und edel steigt der Nürnberger Schuster empor, wie tief in den dunkelsten Schatten sinkt der Kaiser hinab, der in roher Unterdrückungswuth die heiligsten Menschenrechte mit habsburgischen Henkersfüßen trat, so daß Hans Sachs ihm warnend zurief: um des Evangeliums willen möchte er doch eines jeden Menschen Recht achten.

Bis in sein spätestes Alter hinein fuhr Hans Sachs fort, zu lehren und zu ermahnen, das Gute überall zu preisen wo er es fand, das Verwerfliche mit ernstem Worte zu tadeln, selbst in der eigenen Partei. Mit wunderbar sicherm Urtheil findet er stets die heraus, welche nicht auf dem rechten Wege wandeln, und wenn er über die verworfene, eitle, nur nach dem leiblichen Gelüst jagende und ringende Welt klagt, dann nimmt seine Rede oft einen wahrhaft großartigen Schwung, und im innersten Herzen empfinden wir es mit ihm, wenn er mit erschütterter Seele uns in einem Traumgesichte in einen Tempel führt, und uns auf ihrem Throne, im schneeweißen Gewande, die gemarterte Theologia zeigt und darauf hinweist, daß niemand die reine Gotteslehre schnöder mißhandelt, als die Geistlichen mit ihrem sinnlosen, aller Liebe baren Schulgezänk. Von dem sichern Siege der guten Sache war er aber doch so fest überzeugt, daß er selbst bei Luther's Tode nicht verzagte, sondern in seinem herrlichen Liede „Ein Epitaphium oder klagred ob der Leich Doctor Martini Lutheri“ ruft er der klagenden Theologie die tröstenden Worte zu:

---

*) Vergl. Karakterbilder aus der Kunstgeschichte von A. W. Becker. Leipzig 1862, Seite 268 ff.

O fürcht dich nit,
Du Heilige, sei wohlgemuth,
Gott hat dich selbst in seiner Hut,
Der hat dir überflüssig geben
Viel trefflich Männer, so noch leben,
Die werden dich handhaben fein
Sammt der ganzen kristlichen Gemein
Der du bist worden klar bekannt
Schier durchaus in ganz deutschem Land,
Die all werden dich nit verlassen,
Dich rein behalten aller Maßen
Ohn Menschenlehr, wie du jetzt bist.
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen noch fällen.
Darum so laß dein Trauern sein,
Daß Doktor Martinus allein
Als ein Ueberwinder und Sieger,
Ein recht apostolischer Krieger,
Den seinen Kampf hie hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde Macht,
Und jetzt aus aller Angst und Noth
Durch den mild barmherzigen Gott
Gefordert zu ewiger Ruh.
Da helf uns Kristus allen zu,
Da ewig Freud uns auferwachs
Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

Wahrlich, wenn man die traurigen Zeiten des 16. Jahrhunderts betrachtet, wenn man wahrnimmt, wie das deutsche Reich mit Riesenschritten dem weiten Grabe des dreißigjährigen Krieges entgegeneilte, in welchem alles unterging, was von Hoheit und Ruhm noch aus glorreichen Zeiten übrig geblieben war, dann kann es mit Trost erfüllen, wenn uns ein Handwerksmann entgegentritt, der nicht allein die Fürsten, sondern auch die Gelehrten seiner Zeit weit überragt an edler Bildung des Herzens, an feinem und tiefem Verständniß für die höchsten Fragen des Geistes, an innigem Gefühl für Freiheit, für persönliche Würde und für wahre Ehre.

Und wir erkennen in diesem schlichten Handwerksmann nicht allein den lautersten Sittenlehrer, wir finden in ihm auch den begeisterten Freund des Vaterlandes, der mit warmer Liebe am deutschen Lande hängt, der seine heißen Thränen weint über das Verderben, das sein heller, klarer Blick unaufhaltsam hereinbrechen sieht.

Mit inniger Freude betrachtet er seine Vaterstadt, und in dem schönen Gedichte „Ein Lobspruch der Stadt Nürnberg“ rühmt er dieselbe, wie nur wenig Städte gerühmt worden sind: Ihre Einwohner sind emsig, reich, klug und einträchtig, sie treiben den Handel in alle Länder, jedes Handwerk blüht unter ihnen, da sind Drucker, Maler, Bildhauer, Schmelzer, Gießer, Bauleute, deren köstliche Werke in keinem Reiche der Welt überboten werden. Und dieses Volk wird geleitet von einem Rathe, der den Namen des „weisen“ nicht zum Spott, sondern in schönster Bedeutung führt, der die strengste Ordnung walten

läßt, aber gütig, ohne alle Tirannei, der das Recht aufrecht hält gegen jedermann, und selber immer nachsieht, daß Zucht und Wohlstand sich mehre. Deshalb halten auch der Rath und die Gemeinde einhellig und einmüthig zusammen, einer schützt den andern, darum hat die Stadt so festen Bestand, weithin erklingt ihr Ruhm und Lob, sie blüht wie ein Rosengarten, dessen Gott selber wartet.

Je höher aber dem Dichter das Hochgefühl, Bürger einer solchen Stadt zu sein, das Herz schwellt, desto bitterer wird sein Schmerz, wenn er sein unglückliches Vaterland anschaut, das, wie die Theologie von ihren eigenen Dienern, am meisten von seinen Fürsten gemißhandelt und verwundet wird. Aus dem Diodorus Sikulus erzählt er, wie die Egipter über ihre todten Könige Gericht zu halten pflegten, und fügt hinzu: Wollte Gott, daß diese Sitte bei den deutschen Fürsten auch wäre, da würde mancher Fürst sich mit seinem Hofgesinde geschwind bekehren und sich halten, wie es dem Fürsten geziemt, er würde niemand in seinem Lande vergewaltigen lassen und keine ungerechte Steuern erheben, die Straßen würden sicher sein und das Regiment löblich, und das Lob deutscher Fürsten würde wachsen. Er wünscht dem deutschen Lande einen Hauptmann, der Deutschland befreite von den Tirannen, welche mit Raub und Mord und roher Gewalt gegen Ehre, gegen Recht und gegen Gott freveln. In einem Gedichte beschreibt er die Höllenfahrt, oder wie er mit bitterm Spott sagt, die Himmelfahrt eines solchen Tirannen, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in den funfziger Jahren des 16. Jahrhunderts mit Raub und Brand und Mord Deutschland verwüstete. In einem Traume sieht der Dichter, den ein Genius in die Unterwelt geführt, den Schatten des Fürsten ächzend und wimmernd niedersteigen, während auf Erden die Glocken geläutet werden aus Freude über den Tod des Räubers. Als die sündige Seele die Unterwelt erreicht, da drängt sich ein großer Haufe von Rittern und Knechten an ihn, die seine Raufwuth in den Tod gejagt, danach schreit mit kläglicher Stimme eine Schaar von Kindern, Weibern, Bauern und Bürgern ihn an, die er ins Elend gejagt, die er hat verderben und im Hunger umkommen lassen, sie versperren ihm den Weg und fordern ihn vor Gericht. An dem Höllenwasser stand eine unzählige Schaar, zerhackt, blutig, mit fahlen Todtengesichtern, mancher trug den Strick noch um den Hals, sie alle hatte der Tirann gemordet, die schrieen ihn an: „In unsern Sünden hast du uns umgebracht, nun sind wir gleich dir ewig verloren!“ Charon kommt gefahren, um in seinen Kahn die arme Seele aufzunehmen. „Ehe du in mein Schiff trittst,“ sagt er, „thu deine Sünden von dir und wirf sie in jenes große Feuer, mein Fahrzeug kann solche Last nicht tragen.“ An dem Gestade brennt ein gewaltiges Feuer, zu dem tritt der Fürst heran und schüttet seine Trunkenheit hinein, da wird ein gewaltiger Gestank und das Feuer droht zu verlöschen, er wirft seinen Tirannentrotz und seinen Frevel in die Flammen, das brennt wie Pech und Schwefel, er wirft seine Gotteslästerung in die Gluth, da steigt ein schwarzer Qualm bis gen Himmel auf, sein Neid und Haß, sein Meineid, seine Tücke, seine Mörderei, sein Raub und Brand, seine Lüge, alle Laster ohne Zahl werden in die Flammen geworfen, daß das Feuer gewaltig auflodht und bis gen Himmel die Funken aufstäuben.

Nun tritt der Geist in das Schiff, um zu dem Höllengerichte zu fahren, vom andern Ufer winkt ihm eine Schaar zu, das sind alle Tirannen, die auf Erden Menschenblut vergossen haben und nun in der Pein schmachten. Das Höllenhaus sieht der Dichter in entsetzlicher Größe am andern Gestade stehen, wohl tausend Pforten und Zugänge hat es, und der Höllenhund steht davor, sperrt weit gähnend den geifernden Rachen auf und heult nach der Beute, die ihm nicht entgehen kann.

Der Dichter erzählt von dem jungen Fürsten „Auchurus", der sich, sein Vaterland zu retten, in einen Erdschlund stürzte.

Wollt Gott, daß alle teutsche Fürsten
Auch so herzentreulich wär dürsten
Zu thun so treulichen Beistand
Auch ihrem lieben Vaterland,
Beide mit Ehren und mit Gut,
Mit Leib und Leben, bis aufs Blut,
Wie dieser junge Fürst hat than.

Doch nur wenige sind unter den deutschen Fürsten der edlen Gestalten, welche, wie Pfalzgraf Friedrich, der Sohn Ludwig's mit dem Barte, mit Muth und Kraft für ihre Unterthanen eintreten, sie gegen Raub und Mord schützen und die Räuber aus dem Lande treiben. Vielmehr stehen die Dinge so kläglich, daß selbst die neun Musen Deutschland verlassen, weil Wucher und Betrügerei sich mit Unverschämtheit breit machen und die thörichte Menge alles was Kunst heißt in ihrem Unverstand verspottet und verlacht, so daß die Kunst, deren alleinige Speise Lob, Ehr und Preis ist, verderben und die Musen in Deutschland Hungers sterben müßten. So bitter ist des Dichters Schmerz über alle diese Uebelstände und fressenden Schäden, daß er meint, es wäre besser zu sterben denn zu leben, damit man wenigstens in seinem Grabe Ruhe und Frieden fände.

Es könnte nun scheinen, als ob die Werke eines Dichters, der so wie Hans Sachs ein strenger, unermüdlicher Sittenprediger, ein wachsamer Mahner für das Vaterland war, nur Ernst aufzuweisen haben müßten, und doch sprudelt bei keinem andern deutschen Dichter der muthwilligste Humor, der nur ein Besitzthum völlig heiterer, selbstzufriedener Gemüther ist, so reichlich, wie bei Hans Sachs; doch verkennt man auch bei den ausgelassensten Späßen niemals die tiefer liegende Absicht des Dichters, auch durch Scherz und Spott zu ermahnen und zu bessern. In der Form des „Schwanks" berührt Hans Sachs fast alle menschlichen Verhältnisse, fast alle Stände, und besonders für die Kenntniß gewisser jener Zeit angehörigen Verhältnisse und Neigungen geben diese Schwänke eine sehr vollständige Anleitung.

Während in früheren Jahrhunderten die Minnesänger sich bestrebten, in ihren wirklichen oder erdichteten Geliebten die Sinnbilder aller Tugenden zu erkennen und ihnen die zarteste Verehrung zu erweisen, gefiel sich das 16. Jahrhundert darin, das Verhältniß zwischen Mann und Frau vielfach zu verspotten. Diese Neigung findet sich bei vielen Schriftstellern und Künstlern jener Zeit,

auch Hans Sachs behandelt in manchem Gedichte dieses beliebte und fruchtbare Thema. Die Herrschsucht und Schwatzhaftigkeit, die Zanksucht und Untreue der Frauen erfahren eine scharfe Zurechtweisung, doch nie wird der Dichter bitter, gutmüthiger Spott steht jedesmal an der Stelle, welche bei anderen Dichtern die Satire ausfüllt. Auch die Fastnachtspiele sind eigentlich nur in Gesprächsform umgesetzte Schwänke. In einem derselben, „Der todt Mann", fragt eine Frau ihren Mann, wie lieb er sie wohl habe. Der Mann entgegnet, darauf könne er ihr keine rechte Antwort geben, denn nur wenn sie alle ihre Pflichten erfülle, wenn sie gehorsam, fleißig, häuslich sei, habe er sie lieb, wenn sie aber im Hause herrschen wolle, als sei sie der Mann, wenn sie bei den Nachbarn umherliefe um zu klatschen und den Mann zu Hause selbst für sich sorgen ließe, dann habe er sie nicht lieb. „O wenn deine Liebe so leicht bekümmert wird," versetzt die Frau, „dann hat sie nur schwachen Grund, meine Liebe zu dir ist immer stark und fest, sie nimmt niemals ab."

Der Mann erwidert: „Dann möchte ich doch gern wissen, worin deine Liebe besteht, denn ich habe nie etwas von ihr erfahren, sondern eigentlich immer nur das Gegentheil.

Das Weib:

Mein lieber Mann, nun schau ich will
Dir mein heimliche Lieb offenbarn.
Ich hab dich so lieb in den Jarn,
Und werst todtkrank, so wollte ich
Gern für dich sterben williglich,
Und stürbst du vor mir, so merke eben,
So möcht ich nit mehr ohn dich leben
Wollt auch keinen andern Mann mehr haben,
Wollt ehrlich lassen dich begraben
In meinen rösleinrothen Rock
Als meinen lieben Hollerstock,
Daß jedermann mir müßt verjehen,
Sie hätt kein größer Lieb nie gsehn,
Deß hab dir auch mein Treu zum Pfand.

Der Mann freut sich über dieses zarte Geständniß, beschließt aber doch, seine Ehehälfte auf die Probe zu stellen. Er schickt sie fort, um an der Pegnitz ihre Wäsche zu spülen, er will derweil, wie er sagt, am Ofen sitzen und die Bratäpfel umkehren,

„Und welche pfiffen, die will ich essen."

Die Frau geht, der Mann legt sich auf den Fußboden und thut, als sei er gestorben. Die Frau kommt wieder und findet in der Stube ihren todten Hans, denn bei Hans Sachs heißen alle Ehemänner und alle Schuster stets Hans. Darauf spricht die getreue Ehefrau:

„Ei, ei, er ist todt merk ich wohl,
Weiß ich je nit was ich thun soll,
Soll ich vor wein oder vor essen?
O ich kann bei mir wol ermessen,

Wo ich weint und macht ein Geschrei
So kommen all Nachbarn herbei,
So müßt ich denn viel Weinens treiben
Und müßt den Abend ungessen bleiben.
Bin auch von der Wäsch aller naß,
Ich will mich trucken anlegen baß,
Will mir fünf Eier in ein Schmalz schlagen,
So mag ich deß baß wein und klagen,
Und will darnach in Keller nein
Mir rauf tragen ein gut Maß Wein,
Mich in dem großen Herzleid laben,
Wann wir ein altes Sprichwort haben:
Nüchtern tanzen und nüchtern weinen
Ist wol bekommen gar nie keinen.

Die guten Vorsätze werden ausgeführt, und nachdem die tiefbetrübte Ehefrau sich weidlich gestärkt, beginnt sie ihre Klage gegenüber der Nachbarin, welche eben gekommen ist. „Ist er todt," entgegnet die gerührte Nachbarin, „so ist es immer schade um den guten Mann, der keinem Menschen je ein Leid that. Weil es denn aber nicht anders sein kann, so ergebt euch drein, denn was Gott thut, das ist alles wohlgethan." — „Ja ihr habt gut sprechen," versetzt die Jammernde, „wer soll mich nun aber ernähren?" — „Ei," erwidert die Nachbarin, „wie könnt ihr so fragen? Greift doch frisch zu, nehmt euch einen andern Mann." — „Das geht ja jetzt nicht," antwortet die zärtliche Gattin, „morgen haben wir Fastnacht, und nun haben die schäbigen Pfaffen es so eingerichtet, daß niemand in den Fasten Hochzeit halten darf." — „So bringt denn wenigstens euren Rock her," versetzt die Nachbarin, „daß wir den Todten einnähen und daß er euch aus den Augen kommt." Nun zeigt sich die heiße Liebe der getreuen Gattin in der rührendsten Weise: statt ihres rothen Rockes, den sie ja wieder bei der Hochzeit tragen müßte, bringt sie die Haut eines kürzlich gefallenen Schweines. Das ist denn doch aber sogar der Nachbarin zu stark, sie sagt: „gebt ihm doch wenigstens ein altes Leintuch." — „Ich habe kein schlechtes," erwidert die trostlose Gattin, „mein schlechtestes ist mindestens fünf Kreuzer werth, meine Mutter gab es mir zur Aussteuer." Jetzt kommt auch der Nachbar, die Frau erhebt wieder ein Jammergeschrei:

Mein Nachbar, wißt, da hab ich
Im Haus ein Vogel, Hund und Katzen,
Zwei Dutzend Mäus, ein Dutzend Ratzen
Ohn ander Viech in meim Gehäus,
Als ohn Zahl Wanzen, Flöh und Läus,
Das wollt ich alles darum geben,
Daß mein lieber Hans noch thät leben.

Der Nachbar:

Ich merk, die Lieb ist grausam groß
Zwischen euch gewest ohn Unterloß.
Wenn ihrn gern wieder lebend hätt,
Wie, wenn ihr ein Verheißen thät

Ins grüne Thal mit drei Pfund Wachs
Und etwan mit eim Kloben Flachs
Und eim silbern Opfer darzu,
Vielleicht möcht er wieder in Ruh
Vom Tod wiederkommen zum Leben,
Wann fert*) ists auch geschehen eben
Daß ein Bauer wieder lebendig wur.

Doch die Frau meint, der Mann wäre im Himmel, es wäre ja schade, wenn er wieder lebendig würde und aufs neue sich quälen müßte, sie will ihn auch ohne Priester, ohne Geläut und ohne Kerzen begraben lassen, da ihr Mann bei Lebzeiten das Gepränge nicht geliebt habe, auch will sie keine Seelenmesse für ihn lesen lassen, da er auch von der Messe nichts gehalten habe. Dann geht sie wieder zum Mann, weint und spricht:

O mein Mann, wie soll mir geschehen,
Soll ich dich nimmer lebend sehen?
O Hans, mein herzenslieber Mann,
Was soll ich doch jetzund nur than?

Bei diesen Worten wird der Mann wieder lebendig, richtet sich auf und spricht:

Hör, Weib, das will ich dir wol sagen:
Du hast fünf Eier ins Schmalz geschlagen,
Bist in der Kuchen drüber gsessen
Und hast sie alle rausgfressen,
Hast darnach ein Maß Wein rauftragen,
Die hast gesoffen in dein Kragen,
So geh hin und leg dich drauf nieder,
Daß du ein weng werst nüchtern wieder.
Ist das dein große Lieb und Treu
Der du dich rühmst ohn alle Scheu,
Du unverstandner grober Holzbock?
Du sprachst, in deinen rothen Rock
Wollst nähen mich, darin begraben,
Mocht jetzt von dir kein Leilach haben,
Wollst mich in die Säuhaut lassen nähen,
Weng Treu hab ich ghört noch gesehen
Von dir jetzund an diesen Orten,
Weder mit Werken noch mit Worten.
Dein Lieb und Treu ist gen mir eben
Im Tod, wie sie vor war im Leben,
Dein Lieb die reicht nit weiter mehr
Denn so weit ich dich kleid und nähr,
Sonst sähest mich durch ein Zaun nit an.

Das Weib spricht:

Potz Leichnam Angst, mein lieber Mann,
Ich hab nur also dein gespott.
Ich west wohl, daß du nit werst todt,

*) Im vorigen Jahre.

Sondern stellest so tödtlich dich,
Zu schauen, wie ich wollt stellen mich
Wenn du stürbest. Drum, sollt du wissen,
Hab ich dir diesen Possen grissen.
Stürbst, ich wollt mich wol anderst stelln,
Versuchs, frag darnach dein gut Gselln
Wie kläglich ich mich stellen will.

Der Nachbar spricht und beschleußt:

Nein, nein, Nachbar, laß das Spiel,
Dein Weib steckt gar voll Hinterlist
Daß sie nit auszulernen ist,
Wann bald sie auf die Erden sicht
So hats schon ein Ausred erdicht.
Mein Weib braucht gleich solch Hinterlist.
Ein Weib gleich wie das ander ist,
Drum wöll wir Weiber Weiber lassn sein
Und miteinander gehn zum Wein,
Der Weibslieb uns nit lassn anfechten,
Sie lassen bleiben beim alten Rechten,
Daß uns kein grau Har draus erwachs
Diese Fastnacht, das wünscht Hans Sachs.

Wenn die Weiber denn nun so wenig Liebe zu ihren Männern tragen, und wenn sie nur da sind, um ihren Männern das Leben sauer zu machen, so kann man sich den Stoßseufzer jenes jungen Bauers erklären, der von seinem Weibe wünscht

Ich wollt sie wär' ein Wolf, lief gen Holz.

Eben so rührend wie die Klage der Frau in dem zuerst angeführten Gedichte über ihren Hans, der sich todt stellt, ist die Freude jenes Ehemannes, dem sein Weib gestorben ist. Er läßt die Leiche mit allen erdenklichen Feierlichkeiten bestatten und ist außer sich vor Freude, daß seine geliebte Gattin nun im Himmel sei, in dem schönen Himmel, wo keine Plage sie mehr trifft. Und in diese frommen Ergüsse stimmt der Bruder des Mannes mit ein, auch er wünscht, daß der heilige Tod käme und seine Frau in den Himmel führte, wo sie alles Unglück überwunden hätte, und dächte sie ja noch einmal auf Erden her, so wünschte er, daß sie noch höher hinauf wäre, so groß sei seine Liebe zu ihr. In muthwilliger Laune korrigirt der Dichter sogar die Schöpfungsgeschichte: Als Gott der Herr das Weib erschaffen wollte, entnahm er dem schlafenden Adam die bekannte Rippe. Bei dieser Operazion wurden ihm aber die Hände blutig, er wollte sie zuvor waschen und legte die Rippe deshalb bei Seite, da kam ein großer Hund gelaufen, erschnappte die Rippe und lief mit ihr fort, der Herrgott lief ihm nach und ergriff ihn am Schwanz, aber der Schwanz riß aus und der Hund entkam mit seiner Beute; so blieb denn dem Herrgott nichts weiter übrig, als das Weib aus dem Schwanze des Hundes zu erschaffen.

Ein anderes Bild, welches in den Schwänken und Fastnachtsspielen häufig wiederkehrt, sind die fahrenden Leute, von den umherziehenden Studenten an bis zu den vagabondirenden Dieben hinab. Ein fahrender Schüler kommt zu einer Bäurin, welche zum zweitenmal verheirathet ist, sie gedenkt ihres ersten Mannes noch voller Liebe. Als der Schüler sie um eine Gabe bittet und sagt, er käme aus Paris, versteht sie, aus dem Paradies, und fragt ihn, ob er denn im Paradies ihren Mann nicht gesehen hätte? Der Schüler erkundigt sich nach der Kleidung des Mannes. Die Bäurin spricht:

Die kann ich euch gar bald genennen,
Er hätt' auch auf einen blauen Hut,
Und ein Leilach, zwar nit fast gut,
Darmit hat man zum Grab bestett.
Kein ander Kleidung er sunst hett,
Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Der Schüler spricht:

O liebe Frau ich kenn ihn wol,
Er geht dort um ohn Hosen und Schuch,
Und hat an weder Hemd noch Bruch *)
Sonder wie man ihn legt ins Grab
Er hat auf seinen Hut blitschplab **)
Und thut das Leilach um sich hüllen.
Wenn andre prassen und sich füllen,
So hat er gar kein Pfenning nicht.
Als denn er so sehnlich zusicht
Und muß nur des Almusen leben,
Was ihm die andern Selen geben,
So elend thut er dort umgahn.

Von solcher Noth wird das Herz der guten Frau gerührt, dem Schüler, der behauptet, er käme in vierzehn Tagen wieder ins Paradies, bringt sie, um es ihrem Manne mit ins Paradies zu nehmen, zwölf Gulden und ein Bündel, darin ist blaues Tuch zu einem Rock, eine Hose, eine Joppe, ein Hemd und ein Unterkleid, auch eine Tasche, Stiefel und ein langes Messer, der Schüler erhält einen Thaler zum Lohn, und trollt sich fort. Dem heimkehrenden Bauer erzählt die Frau voll Freude, was sie gethan, der Bauer durchschaut den Betrug, aber er verhehlt seinen Unmuth, heißt sein Pferd satteln, er wolle dem Schüler noch mehr Geld bringen, und reitet ihm nach. Der Schüler aber sieht ihn kommen, verbirgt sein Bündel im Gebüsch und erwartet ruhig den Bauer, der hastig heranjagt und ihn fragt, ob er nicht einen hätte laufen sehen, der ein Bündel trug. Der Schüler schickt ihn zur Verfolgung des Flüchtigen ins Gebüsch hinein und reitet auf dem Pferde davon, der Bauer bemerkt den Fehler, den er begangen, zu spät, und um von

*) Unterkleid.
**) blitzblau.

seiner Frau bei seiner Heimkehr nicht ausgelacht zu werden, sagt er ihr, er habe dem Schüler auch das Pferd zur Reise ins Paradies gegeben. Gerührt versetzt die Bäurin:

Ja du mein herzenlieber Mann,
Erst vermerk ich dein treues Herz,
Ich sag dir das in keinem Scherz.
Wollt Gott, daß du auch stürbest morgen,
Daß du nur sähest unverborgen
Wie ich dir auch geleicher Weis
Nachschicken wollt ins Paradeis.
Nichts ich so weit zu hinterst hätt'
Das ich dir nicht zuschicken thät:
Geld, Kleider, Kälber, Gäns' und Säu,
Daß du erkennest auch mein Treu
Die ich dir hinten und vorne trag.

Der Bauer verbietet seiner Frau nun, von dem Vorfall zu reden, die Bäurin aber hat es mittlerweile schon dem ganzen Dorfe erzählt, alle haben sich mit ihr gefreut und haben sehr gelacht. Der Bauer ärgert sich zuerst über den Unverstand seiner Frau, tröstet sich nachher aber mit dem Worte, daß im Ehestande beide Gatten gegen einander nachsichtig sein müßten, damit man Frieden im Ehestande habe.

Ein Seitenstück zu dieser Posse ist die Geschichte von dem Roßdieb zu Fünsing. Die Bauern haben ihn auf frischer That ertappt und wollen ihn henken, nun steht aber der Galgen im Getreide, und bei der Hinrichtung würden die Schaulustigen das Getreide zertreten, bis nach der Ernte füttern will man den Dieb auch nicht, er würde sonst zu theuer kommen, denn „die Dieb die fressen sehr.“ Steffl Löll, der Schlaueste der Schlauen, gibt endlich den Rath, man solle den Dieb bis nach der Ernte laufen lassen, zuvor aber solle er einen harten Eid schwören, daß er über vier Wochen wieder käme und sich henken ließe. Dieser Rath wird mit Jubel angenommen, der Dieb wird an einem Strick hereingeführt und ihm sein Urtheil kundgethan. Er spricht:

Ihr lieben Herrn der Dorfgemein
Zu Fünsing, ich will ghorsam sein
Und euch ein harten Eid da schwere,
Nach dem Schnitt wieder her zu kehre
Gen Fünsing und mich lassen henken.
Doch bitt ich, wollt das best gedenken,
Mit einer Zehrung begaben mich,
Weil kein baren Pfenning hab ich,
Sollt ich wieder stehln und würd gfangen
Und an ein andern Ort ghangen,
So könnt ich je nit wieder kommen,
So hielt ihr mich denn für kein Frommen,
Denn würd mir übel nachgesprochen.
Sollt ich denn die vier ganzen Wochen

Herumher betteln in dem Land
So wärs euch Fünsingern ein Schand,
Weil man euch kennet weit und breit.

Dieser Appellazion an ihre Großmuth können die wackeren Bauern nicht widerstehen, der Dieb erhält von ihnen 30 Kreuzer Zehrgeld, läßt seine rothe Kappe zum Pfande, und entläuft. Ehe er sich aber aus dem Dorfe entfernt, benutzt er die gute Gelegenheit und stiehlt dem einen der weisen Rathsmänner des Dorfes seinen blauen Rock und begibt sich mit ihm nach München. Dort verkauft er ihn an einen andern Fünsinger Rathsmann, der in die Stadt gekommen ist, und als dieser mit seinem wohlfeil gekauften Rocke ins Dorf zurückkehrt, wird der Rock von seinem ersten Besitzer erkannt, und um den Besitz desselben entsteht eine Prügelei, während derselben kommt der Roßdieb und holt seine rothe Kappe wieder. Er hat seinem Eide nun genug gethan, er hat sich gestellt, die Bauern haben ihn aber nicht gehangen, und er kann nun frei und im Bewußtsein seiner Frömmigkeit, wie er spöttisch sagt, davongehen.

Nicht minder zahlreich sind die Schwänke von den Landsknechten, welche oft zu Dutzenden betteln oder auch raubend und plündernd das Land durchzogen, prellten und geprellt wurden. Bekannt ist die Erzählung von den neun Landsknechten, welche von Sankt Peter in den Himmel aufgenommen wurden, dort an zu spielen und zu raufen fingen und nur durch den Klang einer Lärmtrommel wieder hinausgebracht werden. Seit dieser Zeit kommt kein Landsknecht mehr in den Himmel, Sankt Peter grollt mit ihnen, der Teufel will sie auch in der Hölle nicht haben, so führen sie denn ein abenteuerliches Leben zwischen Himmel und Erde und Hölle; wenn sie jung und rüstig sind, haben sie hohen Muth und denken zu Ehre und zu Hab und Gut zu gelangen, meist aber tragen sie nur ihre elende Haut davon und sind froh, wenn sie schließlich ein Unterkommen in einem Spital finden, denn wenn sie alt und kraftlos werden, dann vergißt der Junker, für den sie alle Nacht im Stall gelegen, für den sie durch Wind und Wetter geritten, für den sie Blut und Gesundheit dahingegeben, ihrer Dienste, und entläßt sie, und sie werden nun die Konkurrenten der Stazionirer und Bettelmönche, aber niemand ist ihnen hold und ihr Los ist nun, „die Bärenklauen zu saugen."

Zum Träger einer komischen Rolle muß sich auch der Teufel hergeben, und der Dichter treibt oft die muthwilligsten Späße mit ihm, denn sein Teufel ist ein furchtsamer, dummer Teufel, der mehr als einmal seinen Meister findet und von manchem schlauen Erdensohne geprellt wird. Auch nimmt er guten Rath an. Einmal begegnet er dem Dichter in der Nacht und sagt ihm, er wolle seine Hölle weiter bauen lassen und suche nun Werkleute. Der Dichter aber weiß ihm seinen Entschluß wankend zu machen, und der Teufel verspricht, von seinem Bau abzulassen, wenn der Dichter ihm bis Pfingsttag Nacht — auch der Teufel rechnet die Zeit nach den kristlichen Festen — zehn durchaus rechtschaffene Leute bringe. Der Dichter sucht sie, aber er findet sie nicht, und die Entscheidung wird nun bis zum jüngsten Tag aufgeschoben.

Eine besondere Liebhaberei des Teufels ist es, unter frommen Eheleuten Zwietracht zu stiften. Manches schöne Stückchen ist ihm auch schon gelungen, aber ein Ehepaar hat bereits dreißig Jahre lang allen seinen Verführungskünsten Trotz geboten. Der Teufel verzweifelt schließlich und klagt seine Noth einem alten Weibe, welche ihm verspricht, für ein Paar neue Schuhe die Eheleute aneinander zu hetzen. Die giftige Alte spielt ihre Rolle so gut, daß noch vor Sonnenuntergang die Eheleute sich prügeln. Der Teufel bekommt vor diesem alten Weibe gewaltigen Respekt, die versprochenen Schuhe reicht er ihr auf einem langen Stock hin, den er noch von der Rinde entblößt hat, damit die Alte nicht zwischen Stamm und Rinde zu ihm kriechen kann. Nichtsdestoweniger erhält er mit dem Stock noch eine Tracht Prügel von der Alten.

Einmal war der Teufel auf die Erde gekommen und hatte, da er so viel von den Freuden des Ehestandes hörte, beschlossen, sich auch zu verehelichen. Bei seiner Wahl zeigte er sich sehr vernünftig und zugleich spekulativ, er nahm, da er selber alt war, eine alte Frau, die aber reich war. Doch wie war der dumme Teufel blamirt! Groß Angst und Weh erhub sich schon in der ersten Zeit seines Ehestandes, die fromme alte Gattin macht dem Teufel bei Tag und bei Nacht das Leben so sauer, daß er schließlich reißaus nimmt, und in einem Walde sich auf einen Baum setzt. Ein Arzt geht vorüber, der Teufel macht einen Kontrakt mit ihm, sie wollen auf gleichen Gewinn die Leute kuriren. Der Teufel fährt in einen reichen Bürger einer Stadt, in welche sie kommen, und quält ihn die ganze Nacht, am andern Tage beschwört der Arzt den Teufel, der fährt aus und harrt im Walde seines Genossen und seines Gewinnes. Der Arzt erhält dreißig Thaler, er gibt dem Teufel zehn und sagt dabei, er habe nur zwanzig erhalten. Satan merkt den Betrug, schweigt aber und gedenkt sich zu rächen. Als er in einen Domherrn gefahren ist, versucht der Arzt seine Beschwörungen umsonst, der Teufel weicht nicht und ruft unaufhörlich: der Arzt ist ein Dieb, er hat mir fünf Thaler gestohlen, kein Dieb kann mich austreiben. Der Arzt geräth in große Angst, er geht hinaus und sinnt nach, was zu thun sei, da fällt ihm ein Mittel ein. Er geht hinein und sagt: Teufel, dein altes Weib ist unten, sie hat einen Brief vom Chorgericht genommen und will dich wieder haben. Als das der Teufel hört, da fährt er schleunigst zum First hinaus. Der Dichter schließt:

Hie versteht man bei diesem Schwank,
Wo Weib und Mann zu dieser Frist
Mit der Eh zsamm verbunden ist
Doch täglich in dem Haber leit,
Da keins dem andern nachgeit
Sonder eines das ander kratzt,
Schilt, schmecht, veracht, verspott und fatzt,
Einander reißen, raufen, schlagen,
Einander verschwatzen und verklagen,
Da nimmer ist Fried, Freud noch Son
Die Eh mag man wohl nennen schon

Ein teufelisch und hellisch Leben,
Vor der uns Gott wol bhüten eben,
Und im Ehstand uns dieser Zeit
Geben Fried, Sühn und Einigkeit,
Darburch zunehm, sich mehr und wachs
Ehliche Treu, das wünscht Hans Sachs.

„Das ist es eben, was uns an den Dichter fesselt," sagt Hoffmann Seite 93, „daß sein Scherz und Spott auf einer tiefen moralischen Grundlage ruht, und daß er, wenn er das ganze tolle Treiben gemeiner Menschen an uns vorüber führt, doch selbst hoch darüber steht und mit schlichtem Sinne die Wahrheit und Tugend in der ganzen liebenswürdigen Schönheit ihrer Erscheinung daneben stellt."

Auch die Raubsucht des Adels wird scharf gegeißelt. Zu Frankfurt a. M. soll einmal ein junger Reitersmann hingerichtet werden, weil er Straßenraub begangen hat. Viele von der fränkischen Ritterschaft, welche grade zugegen sind, legen Fürsprache ein für den schönen, kaum zwanzigjährigen Jüngling, als sie aber hören, daß er nicht von Adel ist, da rufen sie entrüstet: „Laßt ihm nur den Kopf abschlagen, wie kann der Bauernknecht sich mit Raub nähren, was doch nur dem frommen Adel mit Ehren zusteht?" Deshalb, beschließt der Dichter, mögen alle Kaufleute froh sein, da ja der Adel selber sich des Raubes also annimmt. Ein jeder mag nun sicher von Leipzig gen Frankfurt wandeln und den ganzen Spessart durchziehen, wenn er auch Gold auf dem Haupte trüge, man nähme ihm keinen Birnenstiel. Darauf möge sich verlassen, wer da will, doch hüte er sich auf allen Straßen vor Ungemach, das ist ihm zu rathen.

Eine Satire auf das schlechte Reichsregiment ist „Eulenspiegel's Disputazion mit einem Bischof ob dem Brillenmachen." Eulenspiegel gibt sich einem Bischof für einen Brillenmacher aus und klagt ihm seine Noth, daß sein Geschäft so schlecht ginge, die frommen geistlichen Leute, welche viel in der heiligen Schrift lasen, seien alle gestorben, die Pfaffen und Mönche könnten ihre Gebete auswendig und weiter wollten sie nichts lesen, und auch die Fürsten und Herren bedürften der Brillen nicht, da sie alle die Gewohnheit hätten, durch die Finger zu sehen, ihre Beamten wären aller Schandthaten voll, aber die Herren sagten nichts, weil die Beamten ihnen Geld schafften. Der Bischof hört diese Rede mit Verwunderung und denkt bei sich: Weiß der gemeine Mann von diesen Tücken, die wir doch mit vielem Fleiß verstecken, dann ist es wahrlich hohe Zeit, daß wir in Deutschland der Unschuld und Gerechtigkeit, die wir so lange drückten, endlich mit gerechter Hand Hülfe reichen.

Nicht minder gegeißelt wird die elende Betrügerei der katholischen Geistlichen mit den Fetzen und Brocken, die sie Reliquien zu nennen sich nicht entblödeten. Zu einem Städtlein in Welschland kommt ein Mönch, Bruder Zwifel, der ermahnt das Volk, reiche Gaben an Geld, Wein, Getreide und Würsten zu bringen und verheißt dafür am andern Tage eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel zu zeigen. Zwei junge Gesellen schleichen sich aber in des Mönchs Herberge und legen ihm in das Reliquienkästchen statt

der Feder Kohlen. Am andern Tage öffnet Bruder Zwifel in der Kirche nach einer höchst salbungsvollen Rede sein Kästchen, und erschrickt nicht wenig, als er statt seiner Feder Kohlen darin findet, doch er faßt sich schnell, erklärt er habe sich geirrt und statt der Feder die Kohlen mitgebracht, auf welchen man den heiligen Laurenzius gebraten habe, diese Kohlen habe er selber aus Jerusalem mitgebracht, wer damit bestrichen würde, könne in dem Jahre nicht verbrennen. Sofort eilt die ganze Gemeine herbei und läßt sich für Geld von dem Betrüger mit den Kohlen beschmieren. Schließlich gibt der Dichter den Rath, ein jeder möge seinen Beutel zusperren, dann würde solches Affenspiel bald ein Ende nehmen.

Wie Hans Sachs den Teufel als handelnde Person auf seine komische Bühne führte, so zog er in heiterm Scherz auch einmal dem Herrgott menschliche Kleider an. In einer Komödie vom Jahre 1553, die fünf Jahre später zu einem Schwank „Die ungleichen Kinder Eve" umgearbeitet wurde, besucht Gott der Herr die Eheleute Adam und Eva, welche aus dem Paradiese verstoßen sind, und hält mit den Kindern derselben, deren Zahl auf 24 gestiegen ist, nach Luther's kleinem Katechismus Kinderlehre. Zwölf Kinder Eva's waren gut und schön, zwölf häßlich und böse, die schönen Kinder schmückte Eva, als der Herr ihr seinen Besuch ankündigen ließ, sie wusch und kämmte sie und legte ihnen frischgewaschene Hemden an und sagte ihnen, wie sie höflich ihr Kompliment machen und dem Herrn die Hand geben sollten. Aber die häßlichen Kinder steckte sie unter das Stroh, auf den Heuboden und ins Ofenloch, weil sie fürchtete, der Herr würde über sie spotten. Als nun der Herr kam, empfingen die schönen Kinder, welche in Reih und Glied dastanden, den Herrn gar demüthig, sie knieten nieder, nachdem sie ihm alle die Hand gegeben und beteten ihn an. Da segnete der milde gütige Herr die Kinder und verhieß ihnen, sie sollten Könige und Herren, reich und gelehrt und mächtig auf Erden werden. Als Eva das hörte, da wurde ihr Mutterherz weich, sie dachte, ich will auch die häßlichen Kinder herbringen, des Herrn milde Hand wird sich auch ihrer erbarmen. Sie lief hinaus

und holt auch aus dem Heu,
Aus der Krippen und aus der Streu
Und aus dem Ofenloch gar bald
Auch ihre Kinder ungestalt
Und führet sie hinein für Gott,
Ein unlustig, gstrobelte Rott,
Grob, ungeschickt, tölpet und dötschet *),
Schlüchtisch **), ohne Zucht, bäurisch und lötschet ***).
Als der Herr sah den rotzing Hausen
Da für ihm stehen kreisten †) und schnaufen,
Da mußt der Herr ir aller lachen,
Sprach: Eva, was meinst mit den Sachen?

*) plump.
**) faul.
***) zerlumpt.
†) keuchen.

Eva sprach: Herr, gib in den Segen
Weil du bist gütig allewegen,
Laß sie ihr Ungstalt nicht entgelten,
Sie kommen zu den Leuten selten,
Derhalb lernen sie auf Erd
Nicht sehr viel höflicher Geberd.

Der Herr entspricht dem Wunsche der Eva, er segnet auch die ungehobelte Rotte und bestimmt die Kinder, sie sollten Bauern, Fischer, Schmiede, Schuster, Karrenzieher, Hausknechte u. s. w. werden. Doch Eva verdrießt es sehr, daß diese Kinder den anderen so sehr nachstehen sollen; sie spricht:

Lieber Herre reich,
Wie theilest du so gar ungleich
Dein Segn, was zeichst die arme Rott?
Daß dus also trittst in das Koth,
Daß sie auf ganzer Erd allein
Solln der ander Fußschemel sein?
Weil ich die Kinder allesam
Geboren hab mit meim Mann Adam,
Drum sollt dein guter Segen reich
Ueber sie alle gehn geleich.

Da erklärt Gott der Herr der unwilligen Mutter, daß sie die Sache nicht verstehe, alle Stände müßten in der Welt vertreten sein, nicht alle könnten regieren, aber alle könnten an ihrem Platze glücklich werden. Beschämt gesteht Eva ihren Irrthum, und der Dichter führt in dem Beschluß aus, daß ein jeder Stand auf Erden seine Berechtigung habe, und daß der ein großer Thor sei, der den Stand verachte, in welchen Gott ihn hineingestellt habe. —

Andere Gedichte, welche in der Form dem Schwank gleich sind, behandeln allgemeinere Stoffe, meist mit vielem Geschick und in entschieden dichterischer Auffassung, z. B. das nach dem Virgil bearbeitete „Fama, das weitfliegend Gerücht,“ ferner „das walzend (sich beständig umdrehende) Glück,“ „das menschlich Herz ist einer Mahlmühl gleich,“ und viele andere. Auch die alte Geschichte vom Schlaraffenlande hat Hans Sachs bearbeitet. Bis zur Mitte seiner Lebenszeit wählte er mit Vorliebe ernstere Stoffe, gegen Ende seines Lebens bearbeitete er meist Schwänke, Komödien und ähnliche heitere Sachen.

Hans Sachs ist der fruchtbarste aller deutschen Dichter, er verfaßte in seinem langen Leben 4275 Meistergesänge, 208 dramatische Gedichte, an Liedern, Schwänken, Fabeln u. s. w. mehr als 2000, so daß die Gesammtzahl seiner Dichtungen die enorme Zahl von 6000 *) noch übersteigt.

Auch eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Arbeitskraft ist das Zeichen eines nicht gemeinen Geistes, Friedrich der Große arbeitete mehr als irgend einer seiner Beamten, und hohe Bewunderung muß uns auch erfüllen,

*) Vergl. Gervinus II, 425. Hoffmann 97. Kanisch 128. Weller XI.

wenn wir bedenken, was dieser Nürnberger Schuster, der doch mit mehreren Gesellen jahraus jahrein sein Handwerk trieb, nebenbei alles geleistet. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Form seiner Poesien ihm keine große Schwierigkeiten bereitete. Alle seine Gedichte, mit Ausnahme der Meistergesänge, welche bis heute nie gedruckt worden sind, wurden von ihm in Jamben, und zwar mit wenigen Ausnahmen in vierfüßigen Jamben mit abwechselnd stumpfen und klingenden Reimen geschrieben. So erhält also jeder Vers, je nach dem Reime, acht oder neun Silben, und Hans Sachs ist in der Zählung der Silben sehr genau, er zieht lieber ein Wort sehr stark zusammen (ghorsam, gschnitten, gmein) als daß er den Vers zu lang macht. Diese Silben wurden aber nur gezählt, nicht gewogen, so daß oft genug der Wortton nicht mit dem Verstone zusammentrifft, und dadurch entsteht eine große Mannigfaltigkeit in dem sonst so einfachen Bau dieser Verse, welche man gewöhnlich Knittelverse nennt. Die Reime unseres Dichters sind, besonders wenn man sie den Reimen seiner Zeitgenossen, z. B. Luther's, gegenüberstellt, sehr rein und genau. Was die Form anbetrifft, so kann man alle seine dichterischen Erzeugnisse in zwei große Gattungen zerlegen: in Erzählung oder Betrachtung, und Gespräch, denn auch seine dramatischen Poesien sind kaum etwas anderes als dialogisirte Erzählungen, in Akte, oft in zehn, abgetheilt, von dramatischer Verwicklung kann weder in den Dramen des Hans Sachs noch in denen irgend eines andern deutschen Dichters des 16. Jahrhunderts die Rede sein. In jener Zeit diente das Drama fast nur zur Darstellung biblischer Stoffe, es wies immer noch auf seinen religiösen Ursprung hin. Hans Sachs hat das Verdienst, daß er den Kreis der Stoffe für das Drama bedeutend erweiterte, alle Völker und alle Zeiten mußten diesem wahrhaft genialen Manne Themata liefern. Er machte auf diese Weise seine Landsleute mit der griechischen und römischen Literatur bekannt, und wir müssen den Nürnberger Schuster als ersten Vorkämpfer auf der Bahn jener Studien des klassischen Alterthums betrachten, welche so unendlich viel dazu beitrugen, die neuere Blüthezeit der deutschen Poesie herbeizuführen. Und Hans Sachs hatte nicht nur oberflächlich von der klassischen Literatur gekostet, sondern er besaß eine staunenswerthe Belesenheit in den Schriften alter und neuer Zeiten, er kannte von den Griechen z. B. Musäus, Homer, Hesiodus, Aesop, Herodot, Aristofan, Xenofon, Plato, Epiktet, Plutarch, Lukian u. a., von den Lateinern Plautus, Terenz, Zizero, Livius, Virgil, Ovid, Seneka, Plinius, Sueton, Justin u. a., er kannte die Schriften der meisten großen Kirchenlehrer, die Schriften des Petrarka, des Boccaccio, des Reuchlin, des Melanchthon, sogar den Koran, er kannte viele deutsche und fremdländische Kroniken, er kannte auch das deutsche Volksepos, das Nibelungenlied, welches den Gelehrten seiner Zeit völlig fremd war, dessen Existenz sie nie erwähnen.

So erkennen wir in Hans Sachs nicht allein den unerschrockenen, mächtigen Vorkämpfer für das Licht der Reformazion, nicht allein den begabten Dichter, sondern wir sehen in ihm auch den erleuchteten Führer, dessen ausgestreckte Hand auf die Gefilde hinweist, in welchen die deutsche Poesie allein wieder zur Hebung, zur Blüthe gelangen konnte. Deutschland hat nicht viele

Männer aufzuweisen, die an geistiger und sittlicher Größe sich mit dem Schuster von Nürnberg messen könnten.

Hans Sachs verlor 1560 seine erste Gattin Kunigunde Kreuzer, mit welcher er in 41jähriger glücklicher Ehe gelebt hatte. Sie hatte ihm zwei Söhne und fünf Töchter geboren, die sieben Kinder starben alle vor dem Vater, nur vier Enkel, Kinder seiner ältesten Tochter, überlebten ihn. Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich wieder mit Barbara Harscher, ihr Lob *) sang er in einem schönen Gedichte mit jugendlicher Gluth. Er lebte auch mit dieser, noch sehr jungen Frau, glücklich bis an sein Ende. Sein Handwerk setzte er bis in sein höchstes Alter fort, so lange seine Kräfte es ihm gestatteten. Er besaß ein eigenes Haus im Mehlgäßchen am Spitalplatz, jetzt Hans Sachsengasse, sein Wohnhaus wurde später das Wirthshaus zum goldnen Bären **). Seit dem Jahre 1569 scheint er nicht mehr gedichtet zu haben. Gegen das Ende seines Lebens wurden seine Sinne stumpf, sein Geist ermattete, an seinem Tische saß der eisgraue Mann und las gute Bücher, besonders gern die Bibel. Zwei Tage nach einer großen Wasserfluth oder nach einer Feuersbrunst verschied Hans Sachs am 20. Januar 1576 im Alter von 81 Jahren.

Seine Zeitgenossen haben den großen Mann in hohen Ehren gehalten, sie nennen ihn stets den berühmten Poeten Hans Sachs. Sorgen sind ihm fern geblieben, er hatte auch im Alter sein behagliches Auskommen. Seine Schriften sind so oft gedruckt worden, daß in Bezug auf die weite Verbreitung nur einzelne Schriften Luther's sich vergleichen lassen. Weller führt mehr als 300 alte Ausgaben einzelner Stücke, ohne die zahlreichen Gesammtausgaben, an. Wenn es möglich war, daß ein so großer Mann nicht lange nach seinem Tode schon so gut wie vergessen war, so müssen wir daraus einen argen Schluß auf die geistige Befähigung der Menschen jener Zeit ziehen, und kein kläglicheres Armuthszeugniß konnten die schlesischen Dichter, Lohenstein, Hoffmannswaldau und andere sich ausstellen, als durch ihre kindische Verspottung eines Mannes, dem sie nicht einmal die Hand zu küssen werth waren.

Die Neuzeit ist einstimmig im Lobe des genialen Hans Sachs, mit dem vollsten Rechte gilt Göthe's schönes Wort:

Einen Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

---

*) Hopf I, 36.
**) Weller, Seite XI.

8.

Johannes Fischart.

Der lange Streit, ob der größte Satiriker, den neben Aristofanes die Welt gesehen, aus Mainz oder aus Straßburg gebürtig sei, ist jetzt durch Wilhelm Wackernagel endgültig entschieden worden: Straßburg, die deutsche Stadt, welche nach langer schmählicher Entfremdung in unseren Tagen dem Vaterlande durch das glorreiche Hohenzollernschwert zurückgegeben ist, Straßburg hat die Ehre, die Wiege des großen Fischart zu sein. Deutsche Gelehrte haben bisher mit Vorliebe zu beweisen gesucht, daß Fischart aus Mainz stammen müsse, vielleicht ist die vaterländische Eifersucht hierbei mit im Spiele gewesen, Straßburg war an den Erbfeind verschachert, Mainz war eine unzweifelhaft deutsche Stadt, und es war sehr natürlich, wenn man lieber das deutsche Mainz als das französisch gewordene Straßburg für Fischart's Heimath gelten lassen wollte. Jeder Grund zu dieser vaterländischen Eifersucht ist nun ja weggefallen, Straßburg ist wieder deutsch und wird deutsch bleiben, und die deutsche Stadt Straßburg am freien deutschen Rhein ist die Heimath unseres großen Fischart. Seine Werke sind lange vergessen gewesen, erst die letzten Jahrzehnte haben sie aus dem Schutt wieder hervorgezogen, möchten die Werke Fischart's, der sein ganzes großes deutsches Vaterland mit so reicher Liebe umfaßte, ein neues Band werden, um die Brüder jenseit des Rheines, die uns fremd geworden sind, wieder an das Herz der Mutter zu fesseln! —

Da man lange Zeit über Fischart's Herkunft völlig im Unklaren war, so schien es einen erwünschten Anknüpfungspunkt zu bieten, wenn Fischart selber sich Mentzer oder Meintzer oder Mögeintzer*) nannte, man nahm als sicher an, daß er aus Mainz sei. Auffallend war es jedoch, daß sich in Fischart's Werken keine Erwähnung irgend eines Aufenthaltes in seiner ver-

*) Moguntia ist der lateinische Name der Stadt Mainz.

meintlichen Vaterstadt fand, und daß der Dichter, wenn er beiläufig den Namen der Stadt Mainz einmal nannte, denselben mit völliger Gleichgültigkeit, wie die Namen so vieler anderer Städte, aufführte. Von Straßburg dagegen sprach der Dichter sehr oft, und mit großer Wärme, in Straßburg hielt er sich oft und gern auf, in Straßburg wurde bei weitem die Mehrzahl seiner Werke in der Druckerei seines Schwagers Jobin gedruckt. Auch an Basel dachte Fischart gern, und in mehreren seiner Werke fanden sich Spuren einer so genauen Kenntniß von Basel, seinen Sitten, seinen Umgebungen, daß ein längerer Aufenthalt Fischart's in Basel nothwendig angenommen werden mußte. Auf diesen Spuren ging W. Wackernagel mit großer Sachkenntniß und bewunderungswürdiger Sorgfalt weiter, und da fand er denn in dem Doktorenbuch der juristischen Fakultät der Universität in Basel eingetragen: Joannes Fischartus Argentoratensis und einige Andere a. d. IIII Id. Aug. — ciuilis et canonici iuris doctores publice facti sunt, d. h. daß (mit einigen Anderen) Johannes Fischart aus Straßburg am 10. August (1574) zum Doktor beider Rechte öffentlich promovirt wurde. Auch unter dem Verzeichniß der Studirenden findet sich, ins Lateinische — der damaligen Sitte gemäß — übersetzt, ein Johannes Fischart aus Straßburg. Außerdem befindet sich auf der Universitätsbibliothek in Tübingen ein französisches Geschichtswerk, in dessen drei Theile Fischart eigenhändig seinen Namen mit dem Zusatz du Strassbourg eingeschrieben hat. Diese beiden Zeugnisse, das Doktorenbuch in Basel und die Einzeichnung in die drei Bände zu Tübingen, beseitigen jeden Zweifel, Fischart's Heimath ist Straßburg, wo er etwa um das Jahr 1550 geboren war. Weshalb Fischart den Beinamen Mentzer führt, kann zur Zeit noch nicht aufgeklärt werden, Wackernagel vermuthet, daß vielleicht Fischart's Vater aus Mainz stammte*), und erinnert dabei an Johann Geiler, der, obwohl in Schaffhausen geboren, sich doch mit dem großväterlichen Heimathnamen von Kaisersberg schrieb.

Johann Fischart besuchte die Schule in Worms, wo ein Vetter von ihm, Kaspar Scheidt, sein Lehrer war. Dieser Scheidt war ein nicht unbedeutender Mann, als Schulmann und als Gelehrter, ebenso auch als Schriftsteller hervorragend, er war durch umfassende Studien der klassischen und der französischen Literatur gebildet, und ist bekannt als Herausgeber des Grobianus, eines Werkes, welches nach dem gleichnamigen lateinischen Buche Friedrich Dedekind's bearbeitet ist, und das Leben eines unfläthigen jungen Menschen schildert; es sei eine alte Sitte, sagt Scheidt in der Vorrede, daß man das Verbotene thue und das Gebotene unterlasse, deshalb wolle er das Laster loben und die Tugend schelten, dann würde man vielleicht das Gegentheil thun. Auch an eine Herausgabe des Eulenspiegel dachte er. Scheidt war eine weniger großartige, aber dem Fischart verwandte Natur, und letzterer empfing von ihm schon in Worms Anregung für sein späteres Wirken, das beweist uns eine Stelle aus der Vorrede zu dem Eulenspiegel

---

*) Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm, von Wilhelm Wackernagel, Basel 1870, S. 10 bis 12.

Reimensweis des Fischart, woselbst letzterer sagt, daß es bisher unterblieben sei, den Eulenspiegel, der schon seit vielen Jahren und in mancherlei Weise gedruckt worden, in Reime zu bringen: „Wiewol sich etliche bisweilen dessen vnderfangen, als vnder anderm mein lieber Herr Vätter vnd Preceptor Caspar Scheid seliger gedechtnuß, so solche fürhabende Matery seinem Grobiano gleichmessig zuhandeln befunden, aber von wegen Schulgescheffit vnd ernstlicherem studieren daruon abgehalten." Fischart's Eulenspiegel wurde im Anfang des Jahres 1572 zu Frankfurt am Main gedruckt. Kaspar Scheidt starb im Jahre 1565 mit Weib und Kindern an der Pest. Fischart wird Worms wahrscheinlich schon vor dem Tode seines Lehrers verlassen haben. Nach beendigter Schulzeit studirte er an verschiedenen Orten (Heidelberg? Tübingen?) die Jurisprudenz, und suchte die Welt durch größere Wanderungen kennen zu lernen, was für ihn nicht ganz leicht war, da er mit Glücksgütern nicht reichlich bedacht gewesen sein kann. Aus seinen eigenen Angaben in seinen Werken läßt sich nachweisen, daß er den größten Theil von Deutschland gesehen hatte, daß er vor 1570 in Italien war und in Siena studirte, auch daß er in den Niederlanden, in Paris und in London sich aufgehalten hatte. Nachdem Fischart bereits einen Theil des Jahres 1572 vorübergehend in Basel zugebracht, kehrte er, um seine Studien auf hohen Schulen und das Wanderleben abzuschließen, 1574 nach Basel zurück, erwarb, wie schon erzählt, hier die Doktorwürde, und verweilte daselbst bis Anfang des Jahres 1576, dann kehrte er nach seiner Vaterstadt Straßburg zurück und hielt sich daselbst bei seinem Schwager, dem Buchdrucker Bernhard Jobin, auf, der aus dem Bisthum Basel stammte. Fischart war mit ihm vermuthlich in Frankfurt a. M. bekannt geworden. Etwa sieben Jahre lang verweilte der Dichter in seiner Vaterstadt, wohl nur literarisch thätig. Eine kurze Unterbrechung dieses Aufenthaltes fand statt, als Fischart von 1581 auf 1582 den Versuch machte, sich als Advokat beim Reichskammergericht in Speier niederzulassen. Aus uns unbekannten Gründen mißglückte dieser Versuch, Fischart ist schwerlich wirklicher advocatus Imperialis camerae gewesen, denn weder in den Akten des Reichskammergerichtes noch sonstwo ist eine Spur vorhanden, die eine wirklich erfolgte Aufnahme unter die Advokaten in Speier bewiese*). Etwa um das Jahr 1583 wurde Fischart Amtmann in Forbach bei Saarbrücken, in Diensten eines Herrn Johann von Hohenfels und seines Vormundes, des Herrn Eberhard zu Rapoltsstein. Am 11. November 1583 verheirathete er sich mit Anna Elisabeth, der Tochter des elsässischen Kronisten Bernhard Herzog. Im Jahre 1584 wurde ihm ein Sohn, Bernhard, und 1585 eine Tochter, Elisabeth, geboren. Doch der Dichter sollte des glücklich erlangten Amtes nicht lange genießen, am 17. März 1590 schrieb er noch die Vorrede seines letzten Werkes, des Catalogus Catalogorum, aber schon die Ausgabe seines Ehezuchtbüchleins vom Jahre 1591 bezeichnet ihn auf dem Titel als Weiland den Ehrnvesten Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genant Mentzer der Rechten Doctorn seligen. Der große Mann

*) Wackernagel, a. a. O. S. 14, Anm. 34.

hatte, als er starb, also das vierzigste Lebensjahr noch nicht lange überschritten.

Seine literarische Thätigkeit begann Fischart schon im jugendlichen Alter im Jahre 1570, damals schrieb er seinen Nacht Rab oder Nebelkräh. Von dem oberauß Jesuwidrischen Geistlosen schreiben und leben des Hans Jacobs Gackels, der sich nennet Rab. Diese Schrift ist eine Satire gegen das Treiben der Jesuiten, und speziell gegen Johann Jakob Rabe*). Der Vater dieses Mannes, Ludwig Rabe, starb 1590 als Superintendent in Ulm und hatte sich durch seinen Eifer für die Bekämpfung des Katholizismus und die Förderung der lutherischen Lehre bekannt gemacht. Sein Sohn Jakob ging nach Tübingen, um daselbst zu studiren, führte aber ein so ausschweifendes Leben, daß ihn sein Vater wieder nach Hause rief. Um der strengen väterlichen Aufsicht zu entgehen, entfernte Jakob sich heimlich und begab sich nach Ingolstadt, wo er den Jesuiten in die Hände fiel. Sie schickten ihn nach Rom, und dort ging Jakob 1570 zum Katholizismus über. Nun trieb er sich, indem er sich bald für einen Kriegsmann, bald für einen vom Adel ausgab, am Rhein und in den Niederlanden vagabondirend umher, bis ihm als Lohn für seine Apostasie in Straubing ein Kanonikat mit 1500 Gulden Einkünften verliehen wurde. Er verschwendete nicht allein dieses für jene Zeit sehr bedeutende Einkommen, sondern setzte auch das Domkapitel in Schulden. Der Bruder des Herzogs von Baiern, Ferdinand, berief ihn nach Köln, wo er 1584 in der Trunkenheit von den Soldaten erschlagen wurde. Man kennt von ihm 14 Schriften, mit welchen er gegen die von ihm verlassene lutherische Lehre zu Felde zog. Die Schrift, welche Fischart diesem Rabe entgegensetzte, trägt die Spuren einer noch ungeübten Hand, doch sind schon manche Stellen darin von schlagendem Witze.

Ein anderer Gegner Fischart's war Johann Nase aus Ettmann in Oberfranken. Derselbe ging als Schneidergesell auf die Wanderung und war von den Predigten der lutherischen Geistlichen so ergriffen, daß er im Begriff stand, zur evangelischen Lehre überzutreten, und öffentlich die härtesten Schmähungen gegen den Katholizismus ausstieß. Doch in München besann er sich anders, hängte Bügeleisen und Scheere an den Nagel und trat in den Orden der Barfüßer. Eifrig lernte er nun griechisch und lateinisch, seine Predigten fanden großen Beifall auch des Papstes. Er starb 1590 als Bischof von Brixen. Als Schriftsteller war Johann Nas sehr thätig, er verfaßte gegen vierzig Schriften, meist gegen das Lutherthum gerichtet. Diese Schriften sind in den rohesten Ausdrücken, ohne Witz und ohne Humor geschrieben, Nas verschmäht in seiner Darstellung selbst die augenscheinlichsten Lügen nicht. Seine Grundsätze that er selber kund in dem Verse:

Leug, das sich die balcken biegen,
Also thut man die leut betriegen.

*) Johann Fischart's sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Leipzig 1866. S. XLIII ff.

Diesen Johann Nas bediente Fischart mit der Schrift Von Sanct Dominici vnd S. Francisci, der Bettelmünch, Wunderthaten vnd Leben, dem Nasen zu Jugelstat, dem Eselgrawen Franciscaner Münche zugeschrieben.

In diesem Buche, welches 1571 erschien, ruft Fischart die heilige Katharina an, sie möge ihm beistehen, daß er würdig besinge, welches die Ursache des Zornes in der beschorenen Schaar der schwarzen (Dominikaner) und der grauen (Franziskaner) Mönche sei. Einstmals gingen Dominikus und Franziskus auf Reisen. Sie kamen an einen Fluß, aber sie fanden keine Brücke. Franziskus ließ sich bereden, seinen Bruder Dominikus auf dem Rücken durch das Wasser zu tragen, er nahm ihn auf und watete mit ihm ins Wasser, ein Bauer, der in der Nähe war, glaubte, ein Esel hätte einen schwarzen Kohlensack auf dem Rücken. Mitten in dem Wasser aber dachte der heilige Franziskus: „Der Schalk ist zu fett, wenn ich ihm einen Possen thäte, dann würde ich den Laurer vom Halse los." Er fragte also den Heiligen, den er trug, ob er Geld bei sich hätte, und als Dominikus bejahte, warf der heilige Franziskus ihn ins Wasser, weil seine Regel ihm verböte, Geld zu tragen. Pudelnaß, wie eine schwarze getaufte Maus, stand Dominikus da und rief dem Franziskus, der sich davon machte, nach: „Ich weiß wohl, woher Dein Groll kommt, Du bist neidisch, daß, wenn wir zusammen bettelten, ich stets mehr bekam, als Du." Von dieser Zeit an sind die Anhänger beider Bettelorden einander feind. Dominikus machte sich von Spanien auf den Weg gen Italien, unterwegs litt er harte Noth von Wind und Wellen, und er sprach seufzend: „Ach wenn ich zu Hause bei meinen Eltern geblieben wäre, da ist die Luft fein katholisch und nicht so ketzerisch wie hier!" Aber das Jammern half ihm nichts, er mußte tragen was da kam und langte endlich in einem welschen Hafen an. Nun fand es sich, daß er das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, darüber erhob sich mit dem Schiffer ein Streit, den der Heilige jedoch bald zu schlichten verstand, dadurch daß er seltsame Possen riß: sobald er nur auf die Erde sah, hatte er Geld, soviel er dessen begehrte, und er konnte nun frei weiter ziehen. Unterwegs überfiel ihn ein Regen, daß seine Kutte troff wie ein Mühlrad und sein Bettelsack schwer an Gewicht wurde, da ward der Heilige melankolisch und schimpfte wieder auf das ketzerische Wetter. Am andern Tage wußte er sich besser zu helfen, er sprach einen kräftigen Segen, da hörte flugs der Regen drei Ellen vor ihm und drei Ellen hinter ihm auf. Unterwegs traf der Heilige, der sich einen Gefährten genommen, einige deutsche Pilgrime an, mit denen er zu zechen anfing. Es verdroß ihn sehr, daß sie einander nicht verstanden, er kniete deshalb nieder mit seinem Gesellen, sie baten Gott, er möge sie deutsch reden lehren. Kaum konnten sie ausbeten, da „witschte" die deutsche Sprache gleich heraus, und Dominikus sprach erfreut zu seinen Reisegefährten: „Frisch auf, ihr Gsellen, zu den Sachen, jetzt wollen wir recht kontschaft machen." Sie setzten sich wieder und tranken wieder auf die „Kuntschaft". In solcher Weise fuhr der Heilige fort, Wunder zu thun, von zwei Broden speist er ein ganzes Kloster, von einem Becher Weines füllt er ein ganzes Faß, da hielten die Mönche die Hochzeit von

Kana und „soffen wie die Bürstenbinder“. Ein andermal machte er aus einem Becher voll Wein dreißig Mönche „satt“, er verstand sich überhaupt so wohl auf das Weingeschäft, daß noch aus seinem Grabe Weinreben wuchsen und daß die Mönche ihn zu ihrem Bakchus machten. „Auf solche Weise,“ sagt der Dichter, „reißt man die Kristen von Gott los und verweist sie auf eine stinkende Mönchskutte.“ — Solchergestalt zieht sich das Gedicht durch 4741 Verse hin, die Einzelheiten sind sehr ergötzlich zu lesen, einzelne Stellen sind voll gewichtigen Ernstes, das Ganze ermüdet jedoch durch seine allzu weite Ausdehnung. Vers und Darstellung zeigen gegen den Nachtrab schon bedeutenden Fortschritt, aber beides erreicht noch nicht die Höhe von Fischart's Kunst.

So vielseitig war der große Mann, daß er mitten unter seinen satirischen Gedichten 1572 ein anderes Gedicht veröffentlichen konnte, welches zu den sinnigsten, gefühlvollsten und lieblichsten unserer ganzen Literatur gehört, nämlich das Lob der Laute. Eigenthümlich wird der Anfang dieses Gedichtes jeden berühren, der in der Schule der großen Meister deutscher Musik, bei Bach, Haydn, Mozart, Beethoven wahre, ungefälschte, den Geist erhebende Musik kennen gelernt hat, und dann auf das wüste Konglomerat von Tönen blickt, das man heut zu Tage Musik zu nennen beliebt. Wir theilen den Anfang des Gedichtes (V. 1 bis 130) nachstehend mit*).

So die Musik gerühmet wird
Um ihr Lieblichkeit, die sie führt,
Daß sie die Menschen machet gütig,
Fein freundlich, sittig und demüthig,
Und die Gemüther so erregt,
Gleich wie ein süße Red bewegt,
Und macht die wilden Herzen mild,
Den Zorn und all Unwillen stillt,
Und dies alls durch ihr Süßigkeit,
So wird zwar nicht unbillig heut
Die Lauten also hoch erhebt
Weil sie am meisten drinnen lebt
Und schwebt in lauter Freud und Wonn,
Daß, gleichwie von der Märzensonn'
All Laub und Gras, all Bäum auf Erden,
Ja auch die Leut erquicket werden,
Also, sobald ihr lieblich Gtön
Die Gmüter merken und verstehn
So wird bei ihn'n erreget gleich
Ihr Art, und was ist tugendreich,
Was in ihn'n müthig ist und gut
Von ihrem Klang sich fürher thut.
Denn unter allem Saitenspiel
Ist Mildigkeit ihr Zweck und Ziel,

*) Die Rechtschreibung ist so viel als möglich den heutigen Regeln angepaßt worden. Vgl. Kurz, a. a. O. III, 9 ff.

Geht sittig und in aller Still,
Tracht nicht, wie sie die Ohren füll
Unt Leut ertäub, wie manchs Gesang,
Wie Zinken und Posaunenklang,
Wie Wasserbrausen und die Mühlen,
Wie der Wölf wühlen in der Hühlen,
Da man nicht höret vor Getümmel
Ob es auch donnre in dem Himmel,
Da man entrütt, entschütt das Hirn,
Sperrt Augen auf und runzelt Stirn.
Nein, solche Taubsucht sie nicht bringt,
Denns nicht allein den Ohren klingt
Sondern dem Herzen und Gemüth
Welchs sie begütigt mit dem Lied.
Sie hilft auch nicht zur Greulichkeit,
Zu Blutvergießen, Krieg und Leid,
Wie Feldgeschrei, Trummeten, Trummen,
Dabei die Leut ums Leben kummen,
Da die Leut toben, zittern sehr
Oder werden zornwägig mehr,
Da rasend wird beid, Roß und Mann,
Die man vor Zorn nicht halten kann.
Wie sollt sie solch Unmenschlichheit
Vorsetzen ihrer Freundlichkeit,
Damit sie doch das Wüthen lindert,
Ja die Unsinnigkeit gar mindert?
So ist sie auch nit ungestüm
Und bringt nicht Furcht, Sorg oder Grimm,
Erschreckt die Leut nicht in dem Feld
Beid Hirt und Heerd, beid Wild und Wäld,
Gleichwie das panisch Greuelhorn
Welchs Grausen einjagt und den Zorn.
Nein, also greulich ist sie nit
Sondern mit allem hält sie Fried,
Sie tracht mehr, all Ding zu erfreuen
Gleichwie der lieblich frische Maien,
Denn daß sie alles scheuch und hinder
Und die Wäld öd stell wie der Winter.
Denn dieses hieß sonst sehr beschamen
Ihr löblich und lieblichen Namen,
Welchen man zu gemeinlich gibt
Der Musa, die sie treibt und übt,
Die man nennt Ehrenfreuderin,
Weils in Ehren erfreut die Sinn.
Wie sollt sie dann dahin gerathen
Daß sie verändert Nam und Thaten,
Hülf Diana der Jägerin
Das Wild verfolgen wie ein Spinn,
Welchs sich nicht untersteht zu wehren
Wie Löwen, Wölf, Wildschwein und Bären,
Sondern gedenkt, sich zu verschliefen
Wann es das Jägerhorn hört büffen,

Wollt gern dem Zorn des Menschen weichen
Wann es erhört das Greuelzeichen,
Das Menschen- und das Hundsgeheul,
Aber kein Heil ist in der Eil,
Sondern da ist man nicht gesättigt
Bis man es todtschlägt und beschädigt.
Was ist das für ein wilder Schall,
Den man doch rühmt vor andern all
Und findet Platz an Höfen viel?
Ist das ein lieblich Musikspiel
Vor welchem sich die Thier verstecken,
Das Vieh beim Hirten muß erschrecken
Und wüthen machet Leut und Hund,
Nur daß man speis' den Schlund und Mund?
Da sonst im Ghör steckt der Musik Thun
So hat ihr Bauch die Ohren nun.
Ist das nicht eitel Neid und Leid?
Wo ist da Mildigkeit und Freud
Die uns dann sein soll angeboren?
Wo ist die Lieblichkeit der Ohren?
Da hört man nichts den greulich blasen,
Als ob die Wind hätt ausgelassen
Der Aeolus aus ihrem Sack,
Die in ein Gruben fallen strack
Und machen Stimmen allerlei
Gleich wie das Heckelbergisch*) Gschrei.
Da schreit, da ruft man, jauchzt und flucht
Da pufft, da bläst man, wenn man sucht,
Da heulen, bellen Hund dazwischen:
Das heißt die Stimmen wüst vermischen!
Wie kann eim sittigen Gemüth
Gefallen, daß man also wüth?
Dagegen sieh die Lauten an,
Wird man das Widerspiel verstahn,
Das, obschon ihr Holz, Leib und Zeug
Im Wald erzogen ist und gzweigt
So denkt sie doch nicht meh hinaus
In wilden Wald, ihrs Vaters Haus,
Wann sie einmal ist abgehauen
Und so gewölbt und schön erbauen
Zu einem zarten Musikspiel.
Sie läßt dem Wild dieselbig Hühl
Und Faunis, diesen Waldgespensten,
Und sie bleibt ruhig bei den Menschen
Zu ihrem Brauch in ihren Häusern,
Thut sich der wilden Art gar äußern,
Tröst Leut dafür in ihrem Leid,
Weil Unglück sie am meisten reut,

*) Hans von Hackleuberg ist der wilde Jäger, Heckelbergisch Gschrei also das Toben der wilden Jagd, die nächtlich durch die Lüfte geht.

Und stellt zufrieden süß die Herzen
Und macht vergessen ihre Schmerzen.
Derhalben meinen ihrer viel,
Daß gmeinlich alle Saitenspiel
Drum wie ein Herz formiret seien,
Weil sie das Herz am meisten freuen.

Nach dieser Einleitung wird nun die Erfindung der Laute durch Hermes erzählt, und aus dem griechischen Alterthum mancherlei zum Lobe der Laute mitgetheilt. Stets wird darauf hingewiesen, daß die Musik eine veredelnde, erhebende, heilige Kunst sei, und daß man sie nicht herabwürdigen dürfe zu einer Dienerin der Frivolität.

Fischart's gesammte literarische Thätigkeit scheidet sich in die beiden durch die angeführten Beispiele bereits angedeuteten Gebiete, nämlich in satirische oder humoristische Schriften, und in Schriften ernsten Inhaltes, welche stets einer großartigen sittlichen Idee dienen. Wir wollen die Werke nun nicht ferner in kronologischer Reihenfolge betrachten, sondern zuerst die Hauptwerke der ersten, sodann die der zweiten Gruppe in Erwägung ziehen.

In „Aller Practick Großmutter“ (1572) verspottete Fischart in höchst witziger Weise die Kalender, welche in damaliger Zeit eine große Rolle spielten. Es waren in ihnen nicht allein die Wetterprofezeiungen mit größter Genauigkeit gegeben, sondern es waren auch mit wichtigster Miene eine Menge von Regeln über jeglich Thun und Lassen des gewöhnlichen Lebens gegeben, so z. B. wurde stets dringend angerathen, ja nicht bei abnehmendem Monde „zu purgiren oder zu arzeneien“, denn das abnehmende Licht bringe Zerstörung und Untergang, aber das wachsende Fülle und Gesundheit. Von ganz besonderer Wichtigkeit war in den Kalendern das sogenannte Aderlaßmännlein, eine Tabelle, in welcher angegeben war, welche Tage gut, welche schädlich fürs Aderlassen seien, am siebenten Tage nach dem Neumonde bringt der Aderlaß Augenschmerzen, am vierten Tage einen jähen Tod, aber am 25. Tage Klugheit und Verstand*). Diese Profezeiungen überbot Fischart in witzigster Uebertreibung. Er benutzte als Muster eine Schrift ähnlichen Inhaltes von Rabelais. Namhafte Literarhistoriker haben wohl ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß im 17. und 18. Jahrhundert Fischart's geistsprühende Schriften so völlig vergessen werden konnten, aber es scheint fast, als ob noch heutigen Tages das Verständniß für Satire in deutschen Landen nicht übergroß sei. In einem weitverbreiteten Schullesebuche werden Proben aus Fischart's Praktik gegeben, und über diese Profezeiungen macht der Verfasser des Lesebuches sich allen Ernstes lustig, er nennt Fischart einen „unergründlichen Doktor“ und verurtheilt mit gründlicher Verachtung diesen Doktor, der in seiner Einfalt sogar so weit gehen könne, vom Jahre 1868 genau dasselbe zu profezeien, wie vom Jahre 1995. Der Verfasser dieses Lesebuches ist ein preußischer Seminardirektor! —

*) W. H. Riehl, Kulturstudien, S. 44.

Ein Jahr nach der Praktik, 1573, erschien ein Werk, in welchem an die Stelle der beißenden Satire die muthwilligste Komik trat. Fischart hielt sich um jene Zeit in Basel auf, in welcher Stadt er, zufolge zahlreichen Aussprüchen seiner Schriften, besonders gern verweilte. Aus heiterer Gesellschaft mochte er dort die Anregung zu einem seiner berühmtesten Werke, der Flöhhatz, empfangen. Der vollständige Titel lautet:

Flöh Haz, Weiber Traz. Der wunder vnrichtige vñ spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern: Ain Neu geläs, auf das vber kurzweiligst zubelachen, wa anders die Flöh mit stechen aim die kurz weil nit lang machen.

Vor der Ausgabe von 1578 sagt Fischart, jedermann wolle sein Buch haben, man könne es nicht genug drucken, wo nur drei, vier Weibsbilder wären, da sei auch sein Buch zu finden, es habe so große Autorität, daß es gleich beim Katechismus stände, ja Eine habe sogar sein Büchlein in ein seidnes Tüchlein gebunden und auf der bloßen Haut getragen, von der Stunde an habe sie keinen Floh mehr empfunden.

Das Gedicht beginnt mit der Klage eines Flohes, welcher nur mit genauer Noth den zarten, aber mörderischen Fingern einer holden Jungfrau entgangen ist. Er trägt einer mitleidigen Mücke sein Klaglied vor: so grausam sei er behandelt, daß er keinem ehrlichen Floh mehr gleiche, sondern einem lebenden Leichnam, kein Arm und kein Bein sei ihm mehr ganz, und wenn er vom gütigen Himmel nicht mit so vielen Füßen begabt wäre, so müßte er jetzt auf seinem Bauche kriechen und Erde fressen, denn mindestens ein halbes Dutzend Beine habe seine „Henkerin" ihm ausgerissen, die sie jetzt gewiß als Tropäen am Spiegel aufhänge. So viel vom Fell habe sie ihm weggerissen, daß man ihm alle Rippen zählen könne. Ihn wundere es nicht, daß die Flöhe so klein blieben, denn sobald sie nur in der bescheidensten Weise ihre Nahrung schöpfen wollten, eröffne ein jedes Geschöpf sofort den Kampf gegen sie, deshalb müßten sie in steter Noth leben und könnten nicht gedeihen:

Denn Sorg und Angst dörrt aus das Herz,
Den Leib verzehrt des Gmüthes Schmerz.

Und dabei meinten die Flöhe es doch so gut mit den Menschen, denn sie befreiten sie ja von dem überflüssigen, schädlichen Blute, welches sie selber sich sonst abzapfen müßten. Wenn die Mädchen mit bleichen Wangen nur die Küsse der Flöhe duldeten, sie würden ihnen die Wangen so rosig färben, daß die Männer sich um sie reißen würden. Statt also die Flöhe zu tödten, solle man sie lieber aufkaufen und in Städten als Ehewerber feil bieten. Aber Undank sei der Menschen Lohn, und seine Peinigerin, mit der er es so gut gemeint, habe alle seine getreuesten Freunde lachend ermordet, seine Eltern, seine Geschwister, ja sogar seine theure Gemahlin!

Ach, daß mir nicht vor großem Schmerz
In tausend Stück zerbricht das Herz,
Wenn ich gedenk, daß die lieb Freund
Dazu noch unbegraben seind!

Die Mücke tröstet mit Gründen sanfter Filosofie endlich ihren lieben „Sommergesellen“ so weit, daß er sich fassen kann, ihr seine Erlebnisse mitzutheilen.

Im sichersten Frieden habe er den Sommer über im Hinterhause bei der Köchin und dem Kindsmaidlin gelebt, die seien zu faul gewesen, nach einem Floh zu greifen. Doch durch die Sicherheit eingewiegt, habe er begonnen, nach Höherem zu streben, und das sei sein und der Seinigen Verderben geworden. Er habe die schöne Jungfrau, die Tochter vom Hause gesehen, und seit der Stunde sei alle seine Ruhe dahin gewesen; als er ihren weißen, zarten Leib gesehen, da hätten ihm die Zähne danach getanzt, an die Köchin hätte er nur noch mit Verachtung denken können, Rindfleisch habe ihm nicht mehr gemundet, seit er dieses Wildpret erschaut.

Nun kam der Flohjüngling in tiefster Erregung zu seinen Eltern, seine Mutter schloß ihn in ihre lieblichen schwarzen Arme und fragte ihn, was ihm doch sei? Ihr erzählte der getreue Sohn, daß er Eine gesehen habe, der das rosige Blut durch die lilienweiße Haut scheine, nach ihr sei all sein Begehr. Da sprach sein Vater, der fromme Flohgreis: „Sohn, Sohn! was betreibst du doch! Laß ab von deiner Kühnheit, die dich verderben muß, und nimm dir ein Beispiel an mir, ich bin mit meiner Genügsamkeit grau geworden. Auch ich bin einmal auf verwegenen Bahnen gewandelt, das war zu der Zeit, wo deine Mutter mit dir im Wochenbett war. Deiner Mutter zur Stärkung wollte ich Jungfrauenblut herbeischaffen. Ich machte mich auf den Weg und traf bald auf eine Schaar guter Gesellen, die kamen aus Pulikana, der Flohstadt, welche gleich hinter Egipten liegt. Daselbst befindet sich ein herrliches Stift, welches dem Franziskanerorden zugehört, in demselben ist eine Uebungsschule für junge Flöhe, die lernen da springen und nach dem Ringe stechen. Mit meinen Reisegefährten überlegte ich, auf welche Weise wir wohl eine gute Beute davon brächten. Der ganze Haufe fand es gerathen, einen Hauptmann zu wählen, mich traf das Loos, und wiewohl mein Gemahl nicht dazu mich ausgeschickt hatte, übernahm ich doch die Würde, damit niemand mich für muthlos halten könne. Die ganze Nacht sann ich nach, wie ich am besten mein Heer führen könnte, und endlich kam mir ein guter Gedanke. Am frühen Morgen ermahnte ich meine Leute, erwählte mir einen Leutenant, Bruchfidel (Hosengeiger) genannt, und setzte mich auf einen meiner Knechte, den ich als Leibhengst brauchte. Wir richteten unsern Marsch zu einer Kirche, in welcher Frühmesse gehalten wurde, und stürmten auf die Weiber ein. Ich aber dachte, als Hauptmann müsse ich auch ganz besondere Thaten verrichten, ich sprang auf die Kanzel und machte mich über den Prior her. Ich gab ihm einen Stich, daß er zusammenfuhr und schier sein Buch hätte fallen lassen, und als ich meine Stiche wiederholte, da fluchte er den Bauern die Pest und griff nach mir. Ich entwischte aber und suchte einen Ausgang am Kragen, damit ich sähe, wie es meinen Spießbrüdern ging. Als ich nun von da oben herunterschaute, was gewahrte ich da! Von Andacht, von Gebet war keine Rede, auf die Predigt achtete niemand,

Nichts sah ich als ein Rucken, Zucken,
Ein Schmucken, Bucken und ein Drucken,
Ein Zwicken, Stricken und ein Knicken,
Und viel zerrieben gar zu Stücken.
Ich dacht bei mir: Gewiß, ich glaub,
Die Straf komm uns vom Kirchenraub.

Ich berief mein Volk wieder zusammen, und richtete noch vier Regimenter Flöhe auf. Wir wandten uns nun dem Markte zu, denn ich glaubte, die Weiber würden da nicht Zeit haben auf uns zu achten, denn sie müßten ja schwatzen und ihren Gevatterinnen mittheilen, wieviel Eier ihre Hennen legen, wieviel Mäuse ihre Katze gefangen und wie es der Nachbarin ergangen, als ihr das Fleisch anbraunte und ihr Mann voll war, was für holdselige Kinder sie hätten, wie die Mägde alle Töpfe zerbrächen und der Knecht alles verthäte und verzechte, wieviel Garn sie gesponnen und wie es der Weber ihnen nur halb wieder gegeben, wieviel Kleider sie im Schrank hätten und was ihre Männer ihnen schenkten, und wie sie in den Hundstagen jetzt so sehr von Flöhen geplagt würden — ehe sie, dachte ich, das alles in der Länge und in der Breite erschnattert hätten, könnten wir längst unsern Raub in Sicherheit haben. So griffen wir denn die Weiber tapfer an, aber die Weiber, obwohl sie immerfort schwatzten, faßten doch auch zu, ihre Reden wurden immer heftiger und zorniger, sie stampften mit den Füßen wie die Pferde im Stall, sie standen auf einem Bein und rieben sich mit dem andern. So oft sie einen fingen, tödteten sie ihn ganz unbarmherzig, Eine zerquetschte ihre Gefangenen auf dem Marktkorbe, eine Andere warf sie in den Fischeimer, und die nie in ihrem Leben ein Wasser getrübt hatten, mußten nun elend im Wasser sterben. Eine hatte eine Nelke im Blumentopf gekauft, die fing einen der besten Flöhe, den wackern Hundshummel, und steckte ihn lebendig in die nasse Erde. Des Hundshummels Frau wurde an einem Pfosten zerrieben, drei Brüder, Schlitzschen, Supfloch, Schratter (Kobold) wurden auf einem Brett zerknickt. Eine Magd kam zum Brunnen, ich sah ihr zu und wartete, bis sie den vollen Eimer zur Hälfte heraufgezogen hatte, da gab ich ihr einen Stich, sie aber ließ flugs den Eimer fallen und griff zu, mich verfehlte sie, denn ich entwischte gewandt, aber einem andern kam sie an, der war seiner Mutter einzig Kind, er hieß Beißsielind, der mußte sein junges Leben auf dem kalten Steine lassen. O wie dauerst du mich, Keckimschlaf, und du, o Nachtwacker! Doch euch war der Tod keine Schmach, und selbst eure Mörderin ehrte euch dadurch, daß sie einen großen Stein auf eure Leichen warf.

Da dachte ich, hier sei nicht gut weilen, in die Weiber müsse der Teufel gefahren sein, ich forderte zusammen, was von meinen Spießgesellen übrig war, und zog mit ihnen den Häusern zu, vielleicht fänden wir da ein sichres Leben. Was von meinen Leuten verwundet war, das sandte ich gen Sankt Pulikana ins Franziskaner-Flohstift."

In dieser Weise erzählt der fromme Flohgreis noch mehrere seiner Abenteuer, bei welchen alle seine Tapfersten, der Leutenant Bruchfiedel, die Hauptleute Rauschimbart und Habhintenacht, auf schmähliche Weise ums Leben

kommen. Aufs dringendste ermahnt der Vater seinen sehnsuchtkranken Sohn, er möge nicht nach hohen Dingen trachten, und über die Verhältnisse seiner Eltern nicht hinausstreben:

„Drum laß dich deines Glücks begnügen,
Denn höher fliegen thut betrügen.
Du bist nicht hoher Leut Genoß,
Zu Großen ghört auch etwas Groß's.
Bleib du bei Kundel, unsrer Magd,
Da kannstu weiden unverjagt,
Denn sie ist also mächtig faul,
Ich glaub, wenn auf sie trät ein Gaul,
Sie wendet sich nicht um ein Haar."

Doch alle Ermahnungen des gereiften Alters vermögen nichts gegen die ungestüme Gluth des Flohjünglings, und als es ihm einmal gelingt, seinen Eltern seine Auserwählte zu zeigen, da erklärt der Vater selber, „sie sei linder als Schmalz", auch er kann der mächtigen Versuchung nicht widerstehen; Vater, Mutter und Sohn stürzen sich vereint auf die zarte Jungfrau, als sie in einer größern Gesellschaft zu Tisch sitzt, und obwohl sie die Stiche ihrer Widersacher empfindet, hindern Zucht und Scham sie doch, irgend eine verrätherische Bewegung gegen sie zu unternehmen, und die Räuber schwelgen nun ungestört in ihrem überaus süßen Blute. Doch nach Tisch schützt die Jungfrau ein Nasenbluten vor, eilt auf ihr Zimmer, und nun verwandelt sich die sanfte Maid plötzlich in eine furchtbare Feindin, mit unentrinnbarer Gewandtheit erfassen ihre zarten Fingerspitzen den frommen Flohgreis und die zärtliche Mutter, erfassen auch den feurigen Flohjüngling, ihm gelingt es, halb todt zu entrinnen, seine Eltern aber sterben vor seinen Augen. Er klagt seine Noth nun dem Jupiter und bittet, ihn durch Vertilgung aller Flohverderberinnen zu rächen.

Dagegen bringen nun die Weiber ihre Beschwerden vor. Ihre Verantwortung steht der Klage des Flohes bedeutend nach, sie ermüdet in ihrer Breite, die häufig eingelegten Fabeln lenken von dem Gegenstande ab. Doch die Gründe, welche sie vorbringen, sind so triftig, daß Jupiter ihnen Recht zuspricht und ihnen erlaubt, die Flöhe ferner zu verfolgen, wie bisher.

In Bezug auf künstlerische Vollendung nimmt unter den in Versen geschriebenen Satiren die erste Stelle das Jesuitenhütlein ein, dessen vollständiger Titel lautet:

Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung Des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins: Sammt Vrsprungs derselbigen Heyligen Quadricornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meysterstücks. Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetzlichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhornigen Quadricorniten, vnd Luguiollischen Widerhörnigen Cornuten: Oder (wie sie gern heyßen) Jesuiten, oder Würdigen Herrn der Societet Jesu: Auch zu gefallen dem obberürten Meyster Hansen, das er daß Neu Meysterstück dieses Würffelhütleins, Vrtheyln vnd benasen wölle.

Bei der Abfassung dieser Satire ist ein bedeutend kürzeres, sehr mattes französisches Gedicht*) benutzt worden, doch so, daß kaum mehr als die leitende Idee dem Franzosen gehört.

Fischart erzählt in seinem Werke, daß bald nach des Herrn Himmelfahrt Luzifer schweren Kummer empfand, daß Kristus ihm die finstre Macht seiner Hölle zerstört und alle seine List und Tücke aus Licht gebracht hatte. Deshalb stellte er sich in seinem Grimm auf die Kreuzstraße der Welt, nahm ein Horn mit vier Ausgängen zur Hand und stieß so furchtbar hinein, daß alle Teufel schleunigst der Hölle zustoben. Da hub der Teufel Meister denn nun seine Klage an: „Ihr Teufel alle wißt, wie vor Zeiten unser Reich so hoch geachtet wurde; alle Heiden dienten uns, und nur uns allein, bis ein Stärkerer kam und unsere Stärke zerbrach, daß uns nichts geblieben ist als Schmach und Spott. Aber eher soll die Welt untergehen, ehe wir von unsrer Art lassen, und in meiner langen Verzweiflung ist mir endlich ein Gedanke gekommen, der eine List über alles ist. Da man unsere Hörner jetzt so gänzlich verachtet, so will ich sie auf heilige Art umgestalten und sie aufs anmuthigste verstecken. Wo Gott eine Kirche gebaut wird, daneben wollen wir unsere Zelle bauen, und da Gottes Lamm Hörner führt, so wollen auch wir sie tragen, doch so, daß unser teuflischer Zorn der allerheiligste Eifer zu sein scheint.

Laßt uns erstlich zur Hand Tuch von allerlei Farbe nehmen und ein Spitzhorn daraus machen, das soll zusammengenäht sein aus Faulheit und einfältigem Scheine, mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuscherei, und eine Kuttenkappe soll es heißen, wie ich es hier schon zugeschnitten habe; diese Einsiedlerkappe gebrauchte ich, als ich zu Gottes Sohn trat, da ihn hungerte, und zu ihm sprach: Mach aus diesen Steinen Brod." Flugs machten sich die jungen Teufel darüber her, im Umsehen hatten sie die Kutte vollendet, sie zogen sie dem Abadon an, um zu sehen, wie sie ihm stände. Der machte sie „fromm" durch die verächtlichste Handlung, und nun war sie geweiht, daß sie eine Bubendecke sein sollte. Auf Satans Gebot flog gleich ein ganzer Teufelshaufe wie die Heuschrecken dahin und trug dieses Kuttenhorn voll Plagen in alle Winkel der Welt, da steckt es noch.

Als dieses Kapphorn fertig war, sagte Luzifer: „Das eine Horn haben wir nun, es wird unserm Reiche viel gewinnen, aber wir müssen noch mehr rüsten. Ihr wißt, als ich Gottes Sohn auf des Tempels Zinne gestellt hatte, da war ich schön prälatisch gekleidet in einen seidenen Talar, dazu hatte ich zwei Hörner aufgesetzt, die funkelten von Gesteinen, wie ihr hier an diesem Vorbilde seht. Müht euch, daß ihr es recht nachmacht, denn es soll eine Zierde für die Stirn der Aebte und Bischöfe, es soll ein herrlicher Bischofshut werden, der sich über die andre Heerde durch zeitlich Gut erhebt. Durch prächtigen Vorsteherschein, durch heilige Pracht und hochprächtige Heiligkeit, durch unmögliche Gelübde und Eide führt er die Leute in Versuchung, daß viele ihre Seligkeit einbüßen und über den Tempel den Hals brechen. Darum,

*) Abgedruckt bei Kurz, a. a. O. II, S. XXXV ff.

o du zweihörniger Hut, gefällst du mir wohl; achte nicht, was Gottes Wort dir verkündet, sondern gehe nach Menschensatzungen, regiere im Tempel mit Gepränge und äußerlichem Schall, dann wirst du hochwürdig heißen, dein Amt, die Schafe zu weiden, kannst du Andern überlassen, und du kannst daneben mit Bann und Zwang die Gewissen ängstigen und sie nagen und drücken, damit du ihre Almosen verschlingst; aus andrer Leute Schweiß und Blut kannst du deine Hofpracht treiben, und die dich ernähren, die müssen dir dabei als heilig noch Ehre zollen. O welche Heiligkeit ohne That, die nur auf Müssiggang steht! Darum, ihr Gesellen, wacker daran! Vernähet in die zweihörnige Haube die geistlich Hoffahrt mit der Nadel der fleischlichen Herrschaft, mit dem Faden der Schafschinderei, stickt es mit den Perlen reicher Geschenke und mit dem Gestein Uneingedenk!"

Auf dieses Gebot machte sich gleich die ganze gehörnte Rotte drüber her und nähte das falsche Bischofshorn und stickte einen Heiligen vorn hinein, der hielt einen Krummstab und streckte zwei gesalbte Finger auf. Als es nun ganz vollendet war, setzten sie es ihrem Fürsten, dem Behemot, auf, und salbten es ihm auf die schimpflichste Weise, dann führte des Behemot Gesinde es in die Welt, und diese Prälatenhörner erstrecken sich weit noch bis auf den heutigen Tag.

„Nun müssen wir das Hauptstück noch gründen," sprach Satan, „in welchem drei Hörner aufeinander stehen, zuoberst ein Kreuz, das sieht dann sehr majestätisch aus; zur Schmach der einigen Dreifaltigkeit brauchte ich dieses Stück zur Versuchung Kristi, als ich ihm vom Berge herab alle Schätze der Welt zeigte, ich brauchte es auch, als ich im Paradiese die ersten Eltern verführte, darum ziert billig dieses dreifache Horn auch die Stirn eines dreifachen Bösewichtes, welcher an Gott in derselben Weise wie ich glaubt, und diese Bestia und Päpstia will ich zum irdischen Gott machen, aus dem Abgrunde will ich das Thier heraufholen, mein Statthalter soll es sein und soll leiblich für mich regieren unter eines Papstes Namen, es wird sich befleißigen, mein Reich zusammenzuhalten, geschehe es mit Recht oder mit Unrecht, koste es den Herrn oder den Knecht, ja koste es auch die Potentaten. Darum höre, Beelzebub, greif du es an, hier liegt schon das Zeug, ich habe schon angefangen es zu nähen und habe dareingenäht des Judas Seckel, die Simonie und die Pfründendieberei, und um das Haupthorn den Streit, die Rachgierigkeit und den Neid, die Wollust und den Meineid, die Verfluchung der Obrigkeit, Gift und Aufruhr, Verrätherei und Zauberei. Ihr Andern, näht hinein das Lügen und das Trügen, nehmt den Zwirn der Menschensatzung, nehmt die Nadel der Durchächtung, des Bannes und des Blutdurstes. Du, Mammon, ziere es mit Edelsteinen, die mein sind, sticke hinein die erlogene Dotazion der Kaiser, den Meßkram, den Ablaßkasten, die Annaten und die Pallia, auch stickt zum Schein den Petrus mit dem Schlüssel hinein, denn dieses Horn wird mir ein Netz sein, die Welt darin zu fischen. Du, Belial, mußt es firmen, mische höllisches Feuer und Pech mit meinem Schweiß zusammen, und firme und schmiere es wohl überall." Als das Horn nun eingeweiht war, setzte Luzifer selbst es auf, da ging ihm Feuer aus seinem Rachen und er

sah so fürchterlich aus, daß den Teufeln selbst das Lachen verging. Er spie einen Teufel aus, der trug einen rothen Kardinalshut; dieser nahm das dreifache Horn und führte es flugs nach Rom, da wählte man nach seiner Weisung einen Papst, und seither ist die arme Welt mit dem dreifachen Horn beladen.

Nun sollte man meinen, der Teufel hätte mit diesen drei Hörnern schon genug des Unglücks in die Welt gebracht, aber er kam nun erst recht ins Wüthen, und nach langem Schnaufen und Schwitzen und Toben sprach er: „Nun gilt es, noch den größten Trumpf auszuspielen, wir wollen noch ein Horn machen, das soll vierfach sein und soll viermal mehr Gift in sich halten, als die drei zuerst gestifteten. Außen aber wollen wirs mit Schafpelz verbrämen und wollen ihm den Namen Jesu geben, und die es tragen, denen will ich, weil sie meine liebsten Kinder sind, neben dem Namen Jesuiten auch meinen Namen geben, sie sollen Sataniten und Schabaniten heißen, sie sollen mein Reich auf alle Weise fördern und in alle Ecken meinen vergifteten Teufelsdreck tragen. Einst wird ein Spanier kommen, Ignaz Lugvoll (Loyola), der soll dieses vierfache Horn als größtes Gut aufnehmen, und soll es in allen Gebieten auf seine Sauheerde pflanzen, auf die Lugvolliten, die im Feuer der Hölle geboren sind. Ignazius selber soll mein Vulkanus werden, erst wird er ein Kriegsmann scheinen wollen, und wenn es mit dem Krieg nicht glückt, dann wird er zur Geistlichkeit sich wenden, so wie man zu sagen pflegt:

Ein Landsknecht faul
Gibt noch ein guten Klostergaul,
Aber kommt aus dem Kloster er,
So gibt kein'n Ackergaul er mehr. —
O freu dich, du vierhornig Thier,
Wann dein erst Haupt bekommen wir
Zu eim Schmid, da wölln wir schmieden
Daß es soll funkeln voll Unfrieden
In all vier Eck' und Theil der Welt,
Denn drum ist dein Horn eckig bestellt.

Freue auch du dich, dreifaches Horn, hier habe ich dir einen Gehülfen geschafft, der dich wieder stärke, wenn etwa deine Macht an einem Bein einmal hinken sollte, denn das viereckige Horn vereinigt vier Mann auf einmal: einen Mönch, einen Pfaffen, einen Schulregenten, welcher der Jugend seine Bubenwerke einbrennt, und einen Landstreicher. Darum soll es dem Papst auch leibeigen sein, soll den Aberglauben der römischen Kirche in alle Welt hintragen, soll überall der Sonne Klarheit verfinstern und die Wahrheit unterdrücken, mit diesem Hütlein habe ich meinen größten Trumpf ausgespielt, mit ihm will ich Jesum, den Eckstein, bestürmen, vermag der Widerkrist ihn nicht zu besiegen, so möge nun der Lugvoll Jesuwider auch gegen ihn streiten. Darum, o Belial und du, Beelzebub, mein Kardinal, sucht alle eure Hinterlist aus den geheimsten Winkeln der Hölle zusammen, häuft sie auf den vier Ecken des Hutes zusammen, schafft das ärgste und wüsteste Geräth, welches man doch für schön ansieht, schafft ein scheinheiliges Teufelthum. Das Tuch

zu diesem Hute ist aus dem untersten Höllenpfuhl entnommen, ich selbst habe es zugeschnitten, doch die Schere ist dabei von seinem Gift zerfressen. Zum Futter nehmt Tuch, welches roth ist von Höllengluth und von Blut, nehmt den Faden, der mit Gomorrapech gewächst ist, ich pflege aus demselben sonst die Barfüßerkorden zu machen und die Stricke für die Selbstmörder. Nun tapfer her an die Arbeit, all ihr Teufel aus der Hölle!" Da griffen die Teufel alle zu, freuten sich über das schöne Satanitenhäublein, und des Teufels Großmutter kam mit ihren schwarzen Töchtern, sie spien in ihre runzlichten Hände und bestrichen das Hütlein auf allen Enden damit, daß es Funken gab wie die Katzen. Alle Heuchelei, Gier, Tirannei, aller Aberglaube, aller Raub der Gottesehre wurde in das Hütlein eingeschlossen, man vergaß auch nicht den seidnen Rand der Schmeichelei. Dann schloß Luzifer seine geheimsten Schatzkammern auf und alles was er an Höllenunrath darin fand, jede Verruchtheit und jedes Laster, jede Lüge und jede Verführung, jede Heuchelei und jeder Trug wurden in das Vierhorn eingenäht. Und so fürchterlich wurde dieses Werk der Höllengeister hergerichtet, daß Luzifer, als es fertig vor ihm stand, selber davor erschrak. Dann nahm er den Feuerhaken, womit er die Gluth der Hölle schürte, legte ihn auf das Hütlein und hob zwei Finger zum Schwur:

„O Hütlein, sprach er, Widerhütlein,
O du viereckechtes Suitlein,
O Hütlein, aller Hüt ein Putz,
O Hörnlein, aller Horn ein Trutz,
O Hütlein, vor dem man sich hüt,
O Hütlein, welchs nur Schälk ausbrüt,
Ja vierfach und viereckecht Schälk,
Gefüttert mit vier Teufelsbälk,
O Hütlein, auf vier Eck gewendt
Aus böser Stück vier Element,
Dich soll anbeten ungescheut
Alles was sonst mein Hörner scheut,
Und wer dich ehrt, Hoch oder Nieder,
Der soll geehret werden wieder,
Wer aber dir wird widersprechen,
An dem wolln wir uns vierfach rächen.
O stolzes Hütlein, heuchlisch Hütlein,
Nun wacker, nun erheb das Müthlein,
Du wirst durch einen heil'gen Namen
Die Heiligkeit noch selbst beschamen,
Du mußt unser Wunschhütlein sein,
Durch welchs wir uns fein kaufen ein.
O Widderlein Cornipeta
Nun heb und tollir Cornua,
Weil wir die Hörner dir addiren,
So magstu sie wohl praktiziren.
Nun, mein Hirnstoßerlein, stoß hin,
Und sei ein Spinn für eine Bien.
Stoß um, wo wir nicht mögen stoßen,
Und verderb, was wir übrig loßen.

Nun weicht dem Hütlein, weicht ihm do,
Cornu ferit ille, Caveto.
Das Widderlein stößt auf vier Ecken,
Es kann den Teufel gar außecken*).
O trughafts Hütlein mit vier Scheinen,
Schein anders, als wir es gemeinen,
Ja schein, als wärst der Jesus Glieder,
Und sei doch stets Jesu zu wider,
Wider dich wider ihn allzeit,
Arietier**) auf alle Seit
Durch all Quartier der ganzen Erden,
Und verführ, wo es nur kann werden,
Auch die Erwählten durch falsch Ränk,
Durch wunderseltsam Lügenschwänk.
Thu Wunderzeichen durch mein Kraft
Und behalt all mein Eigenschaft,
Verhetz die Leut, mach Meuterei,
Hilf zu Verfolgung, Tirannei,
Schärf dem Papst sein kerraunisch Strahl,
Sein Fluchen, Bannen allzumal,
Sei du das Hornthier, welches schafft
Daß man anbet der Bestie Kraft.
O Suitat, o Satannitet,
Aller Schelmerei Quotlibet,
O du neue Pandorabüchs,
Eine Grundsuppe alles Unglücks,
O Vulkaniten, Lugvolliten,
Ignazianer, Sataniten,
Euer höllisch Vierhörnigkeit
Hab ich zum Stichblatt mir bereit.
Ihr seid mein rechte Eichelsau
Auf die ich jetzund trau und bau.
Eure Quadrikornität
Ist mein letzt Tracht zu dem Banket.
Euch allein mein Nam Satan gbürt
Weil ihr wie Würfel ab seid gfürt,
Und eben gleich, wie ich auch, schnöd
Dem Eckstein Jesu widersteht.
O du schönes Karnutenschläpplein,
Du gibst ein gutes Mummerkäpplein.
O Hornstirn, o Hurnstirn,
O hörnertrutzig eckecht Hirn,
Du bist erwünscht auf all vier Eck
Zu sein eins Widerkristen Deck,
Denn auf all Eck kannstu dich schrauben
Gleich wie Protei Zauberhauben
Und kannst an Höfen dich einschicken
Und in die Schulen dich einflicken
Zu blenden beides, Jung und Alt.
O Würfelhütlein wohlgestalt,

---

*) Ergründen. — **) Lat. aries, der Widder.

Nun mach dich auf die Fahrt dahin
Mit deim vierfachen Bubensinn,
Füg dich in die vier Eck der Welt,
Und sei unser Leutenant bestellt:
Was wir für Unruh nicht erwecken,
Die erweck du mit dein vier Ecken!"
Sobald der Luzifer dies hätt
Ueber dem Hütlein ausgeredt,
Verschwund der Tag im Augenblick
Daß man nicht sehen konnt ein Stück,
Und ging solch schrecklich Donnern an,
Daß drob erschrack gleich jedermann.
Und war nicht anders anzusehen
Als wollt der letzte Tag zu nähen.
Indeß, weil also zürnt' der Himmel,
Verflog das Hütlein im Getümmel
Und fügt sich zu den Menschen schnell
Daß es sie plag, vergift und quäl,
Und Recht erweis durch Büberei,
Daß es das ärgste Hütlein sei,
Ja daß es alles dies erstatt
Darzu es Satan beschworen hat.
Seht, also habt ihr lieben Leut
Den Ursprung alles Uebels heut,
Und wer ein solchs nicht glauben will,
Der wirds bald fühlen nur zu viel. —

Das ist der Inhalt des Jesuiterhütleins, der schärfsten, der vernichtendsten, der großartigsten Satire, die je in deutscher Sprache geschrieben ist.

Von den prosaischen Satiren ist der Bienenkorb des heil. Röm. Immenschwarms, eine Uebersetzung*) des holländischen Biencorf von Marnix, gegen die päpstliche Hierarchie gerichtet. Die bedeutendste der prosaischen Satiren ist die Geschichtsklitterung, eine selbständige Bearbeitung des Gargantua von Rabelais. Dieses Werk ist zugleich das vollendetste aller Fischart'schen Arbeiten, es enthält eine reiche Fülle von Bildern, in welchen die lebendigste Schilderung der Thorheiten und Laster damaliger Zeit gegeben wird, besonders stark wird die Rohheit und Verkehrtheit der höheren Stände gegeißelt. Der vollständige Titel dieses genialen Werkes lautet:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung. Von Thaten und Rathen der vor kurtzen langen vnnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Vtopien, Inderwelt Nullatenenten vnn Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Dipsoder, Dürstling, vnn Oudissen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall vnd Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheim**).

*) Vgl. Zur Literatur Johann Fischart's von Vilmar. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1865. Seite 15 ff.

**) Ausgabe von 1594. Die erste Ausgabe ist mir nicht zur Hand

Nach einem „Ein- und Vorritt“ erzählt der Dichter von dem Leben und den Gebräuchen am Hofe des Grandgoschiers in sehr ausführlicher Weise. Im dritten Kapitel spottet er über die Gerichte und ihre Zubereitung und Zusammenstellung: „Ich bin schier auch des Glaubens, deß jener Kappesbauer, der meint, wenn eine Sau Federn hätt und über ein Zaun könnt fliegen, es würd das aller adeligst Federwildpret sein.“ Grandgoschier heirathete Gurgelmilla, sie gebar ihm auf wunderbare Weise einen Sohn, als Grandgoschier gerade ein Trinkgelage hielt. Dieses „Trunkensprädh, oder die gesprächig Trunkenzech, ja die Trunkenlitanei und der Säufer und guten Schlucker Pfingsttag“ ist eine unübertreffliche, von Witz und Laune übersprudelnde Schilderung eines fröhlichen Gelages. Eine kleine Stelle theilen wir aus dieser 38 Seiten langen Litanei mit:

„Der liebste Buhle den ich hab,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Röcklin an
Und heißt der Moskateller.
Er hat mich nechten trunken gemacht
Und fröhlich diesen Tag vollbracht,
Drum geb ich ihm eine gute Nacht.

Von diesem Buhlen den ich mein
Will ich dir bald eins bringen.
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig zu singen,
Frischt mir das Blut,
Gibt freien Muth,
Alls durch sein Kraft
Und Eigenschaft,
Nun grüß ich dich, mein Rebensaft.

„Hau, wie stimmt sich der Wein so wohl. Es wär schad, daß dich der Tropf schlüg, du magst noch wohl ziehen. Nun weiter im Text! Bub wends Blatt um, Tabernakulum, der Wein macht noch keinen stumm. Hie sitz ich besser, denn zu Speier im Stock. Guts Muths wollen wir sein, trotz der uns das wehre. Es müßt ein rechter Bauer sein, der uns so ernähre. Ich bitt euch drum, trinkt flugs herum und macht es aus, so wird ein fröhlich Bruder draus, trinks gar aus, trinks gar aus, so wird ein voller Bruder draus. Totum ex, fit ex perfex. Hei, gemach fährt man den Berg auf, ich muß den Hafen vor schwenken, so wird sich die Stimm fein lenken und renken. Nun wohlauf, ihr Ordensbrüder, ein Liedlein sing ein jeder, so gehts Glas auf und nieder, So kommets an mich wieder. Holla, holla! Wi dolla, stilla, stilla! Man bringt ihn auf der Mistbäre. Wer hie mit mir will fröhlich sein, das Glas will ich ihm bringen, wer trinken will den guten Wein, der muß auch mit mir singen. So trinken wir alle diesen Wein mit Schalle. Dieser Wein vor alle Wein ist aller Wein ein Fürsten, trink mein liebes Brüderlein, so wird dich nimmer dürsten, trinks gar aus. So wollen wir trinken die ganze Nacht bis an den hellen Morgen. Hol Wein, schenk

ein, wir wollen fröhlich sein. Wer aber nicht will fröhlich sein, der soll nicht bei uns bleiben, wir trinken drum den guten Wein, die Sorgen zu vertreiben. Drum Bruder mein, ich bring dir das so viel vom Wein ist in dem Glas. Nun singt ihm drein, dann trinkt ers fein, denn er war allzeit ein bös Kind, schlief nimmer ungesungen. Er setzt das Gläslein an den Mund, er trinkts wohl aus bis auf den Grund, es schmackt ihm wohl, es hat ihm leiden wohlgethan, das Gläslein das soll umhergahn. Welcher nun leit in diesem Streit, daß er nit mehr kann thun Bescheid, der mach sich auf und lauf davon, so singen wir Viktoriam. Wir wollen fröhlich dran, wer sich förcht leg ein Panzer an, denn dran, denn dran, wohlan, so gahn, allweil ich kann, will ich bestahn, und sollt es gar den Teufel han. Ocha wie wild? Das fünfplättig dran, beiß die Feig, beiß dem ein Aug aus, küß den Boden, ich will noch Bischof an dir werden, ich kann dich firmen, ich kann dir den Krysam anstreichen. Lang mir Roswasser! Mir Roswein! Ich streich dich, ich weich nit. Ich stich dich, ich wehr mich. Ich schwärz dich, ich sterz mich. Mein Tochter, ist Heirathszeit. Ich geb ihr einen Mann, ich fahr ins Holz, ich spann vor, ich reit mein Pferd inn Schwämm. Wie tief? Bis ich ruf. Ich halt meiner Herrn Gebot, das ist je nit gespott, es sind noch drei Tropfen drin. Das heißt dem Thaler nach geschoren, den bring ich dir, so darf ich ihn nicht holen. Wa seid ihr Bauernhofleut, die nicht in die Stub dörfen, wie? Seid ihr gestorben? Schlafen die Hund? Hei weckt es, denn es ist Weckenszeit, ists nit also? Ein guter Wein ist lobenswerth für ander Ding auf dieser Erd, den ich auch nicht kann meiden, und welcher ist im Trunk der letzt, wann da nun ist der Tisch besetzt, der hab das heimlich Leiden. Ein großes Glas von einer Maß voll kühlen Wein dunkt mich schön sein, das soll jetzt gahn herum. Wer trinken will wie ich so viel, will fröhlich sein bei diesem Wein, der thu oft zu mir kommen, mit einem Trunk in einem Schlunk thu ich dir nun das bringen. Trinks aus, trinks aus, es wird dir gelingen, thust du nicht Bescheid, es ist mir leid, ich darf dir keins meh bringen, du sollt auch nit mit singen: Hop paho hennecken, der Hahn ist noch nicht tod, man hört ihn krähen nächten spat, ist um den Kamm noch roth. Hottriahum, nun singt herum, bis es auch an mich kumm. Ein Hähnlin weiß mit ganzem Fleiß sucht seine Speis bei einem Hahn. Ka ka ka ka ka nei, das Hühnlein legt ein Ei. Backen wir ein Küchelei, Mäuselein und Sträubelein und trinken auch den kühlen Wein. Ka ka ka ka ka nei, das Hühnlin legt ein Ei. Ke ka ke nei, das Ei das ist geleget, ke ka ke nei, daß man fröhlich sei. Ha ha, das tonirt, nun die Gurgel geschmiert, dieser Stauf (Kelch) hie mag die Bien netzen, denn der es nicht empfind, der trinkt für nichts. Dieser bringt durch wie Quecksilber, meiner durchsucht alle Adern.“ —

Auf den ersten Blick könnte diese Litanei ganz verwirrt und ohne Sinn scheinen, doch darf man nicht aus den Augen lassen, daß Rede und Gegenrede in dieser größern Gesellschaft fortwährend wechselt, und wer jemals eine solche lustige Brüderschaft beim Glase kennen gelernt, der wird erfahren haben, daß bei solcher Gelegenheit sich der Faden des Gespräches niemals glatt fortspinnt, sondern abbricht und bald hier bald da wieder anknüpft, einen

Gegenstand kaum berührt und auch schon zu einem andern überspringt. Dieses bunte Allerlei, das bei alle dem Wirrwarr doch den eigenthümlichen rauschenden Karakter nie verläßt, ist mit köstlicher Treue in Fischart's Litanei geschildert.

Während dieses Gelages also wurde der Knabe geboren. Das zehnte Kapitel erzählt nun:

„Der gute Mann Großgisier, als er unter dem ernstlichen Glasraumen und Possenreißen das schrecklich Geschrei vernahm, welches sein Sohn, alsbald er an das Licht der Welt kam, ausließ, da er so taub und tobend zu saufen, zu saufen rufet, sprach er gleich: Wie hast du so gar ein groß supple, das ist zu verstehen Gorgelstroßen. Darauf schloß gleich der ganz Umstand und Umsitz einhellig, daß dieser durstig Schreiling darum müßt den Nam Gorgellantua oder Gurgelstrozza tragen, weil dies das erst Wort seines Vaters bei seiner Geburt gewesen, gleich wie dem König Xutho sein erster Sohn alsbald vom Gohn*) mußt Jon heißen, weil der orakulisch Geist, den er um Erben fragte, durch Orakuli ihn gähn hieß, hujannen, daher das ganz Land darnach Jonien genannt worden. Denn also auf die Weis haben die alten Hebräer ihren Kindern Namen angeeignet und dieselbigen nach Gestalt der Sach auf ihre Sprach gegeben. Derhalben hielt Großkälier diesen des weinverzückten Völkleins gemeinen Rath für ein gut Zeichen, das ließ ihr auch die Mutter nit mißfallen. Denn die Mütter haben das Recht, den Kindern Namen zu geben, und mißfallt unsern Gnaden auch nicht, daß man von eim sonderen unversehenem Fall eim Kind den Namen aufsetze. Unangesehen, was Görg Witzel hievon witzelt, welcher meint, man soll die Kinder all latinisch auf ein us und sus nennen, gleich wie man sie auf latin taufet, ja auf welsch Zeke und Beko, Malatesta, Malespina, Malestroit, Sansvin. Hei warum nicht auf türkisch und slavisch Bajazet, Ziska und Rakenzan, sie sind je auch fremd. Aber er meint, Henkel, Hubelt, Del, Mele, Metz, Leis lauten schrecklich in seinen sirenischen Ohren und machen einen bei den Leuten nicht angenehm. Wie dann? Thut es ihm so wohl in seinen priszianischen Witzohren, wenn man die Susnamen so schön vergorgelt, verjörgelt, verjolt und verhundstutzt: Hen, Trebes, Debes, Kres, Gruner, Sar, Sechel, Kraz, Nis, Gilch, Kilior, Fester, Betzel, Lenz, Bläß, Veits, Lips, Brosi, Tönge, Benz, Jost, Lutz, Trin, Zilg, Plön, Gret, Kön, Len, Seiken, Nes, Dörle, Zoff u. s. w. Sollen diese gemarterte Wörter einen angenehm machen, da sie doch keiner versteht? Ja, wenn ein jeder Odenwälder einen Witzel bei sich hätt, ders ihm aus witzeliger Weis ausführlich ausleget!

Sollt ein Kabisbauer in seim Kabiskopf nit besser verstehn, wenn ich ihm nennt Wolfhart, Hildebrand, Siegfried, Friedrich, Gottfried, Winrich, Hartmann, Gebhart, Burkhart, Richard, Bernhart, Fischart, Volkhart, Reinrat, Konrad, Reinhold, Richwin, Winhold, Bruder Bierhold, Walther, Lambrecht, Lautbrecht, Volkmeier, Eberhard und Degenhart?

Was? sollt ich bei mannlichen Leuten nicht angenehmer werden, wenn

---

*) Gohn = Gähnen, hujannen ebenfalls = gähnen.

ich einen solchen knebelbartfressigen Namen hätte, der von Getön und Hall den Leuten auszusprechen eine Lust gibt, als Eisenbart, Kerle, Hörebrand, Hartdegen, Schartdegen, Degenwert, Wildhelm, Helmschrot, Voland, Grimmwald, Grimmhild, Kibhelm, Künhelm, Fastkün, Eisenarm, Hörwart, Markwart, Girfalk, Sattelbog, Starkwin, Schlaginhausen, Rauchschnabel, Wolfskol, Fuchsmagen, Pickhart, Raumland, Hagelwild, Hartmut, Manswarb, Manwurg, Muckensturm, Manrich, Hochschritt, Werruch, Wischgul, Hörschirm, Hartknot, Wolsporn, Wolfhelm, Stichdenteufel, Tragdenknaben, Brechdenbusch u. s. w.

Sind denn stillfriedsame und sittsame Leut, so kann ich ihnen das Muß auch süß einstreichen, kann mich auf filosofisch Richfried, Gottfried, Friedger, Sigstab, Landfried, Schirmfried nennen. Welchen wollt es nicht gefallen, wenn einer heißt Gottlieb, Gutshunger, Gottwach, Gottwald, Jesuwalt, Trostwehr, Wollob, Goldacker, Vollrath, Kristmann, Gotthart, Gebrich u. s. w. Oder wenn eine heißt Rosendmund, wie unsres Gargantua Mutter Honiggurgelin und Schmantkehlchen, oder Gottshulda, Trugarta, Wisharta, Liebwarta, Friedburgin, Adelinda, Adeltrut, Adelgund, Mechtilda, Gerntrud, Engeltrut, Ehrentrut u. s. w., die Namen sollten eim die Weiber schier einschwätzen, wie können sie denn so grell in den Ohren und unangenehm sein? Der gut Herr achtet seinen griechischen Bauernnamen hoch und verachtet seinen deutschen ererbten Namen, der je nicht latin ist, er woll dann das Kälblin Vitellus werden. Verschmäht also seine Vorfahren, die denselbigen Namen besonder allein gebraucht haben, denn unsre Vornamen sind nicht eher aufkommen, als da wir Kristen worden, ohne daß die Wohlgeboren ihren Sitz und Herrschaft gemeinlich, doch nicht allzeit, darzu setzten. Sonst waren unsre jetzigen Zunamen zugleich der Alten Vor- und Nachnamen.

Unser Sprach ist auch ein Sprach, und kann so wohl Sack nennen, als die Latiner saccus. Ich glaube man meint, unsre Vorfahren haben stets geschlafen, und nit eben mit so großem Bedacht gewußt ihren lieben Kindern Namen zu geben als die Griechen und Latiner. Wir haben jetzt das frei Regiment, was dürfen wir uns nach den sklavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Welche Römlinge doch, da sie das Kaiserthum einhatten, so trotzig gewesen, daß sie uns zur Schmach ihre Knechte Getas und Dakos genannt haben. Wie sollt es sich reimen, wenn die Griechen ihre Kinder Xerxes und Mardonios, die Römer die ihren Perses und Stichos, die Syrier Dama, die Frygier Midas genannt hätten, die Sieger nach den Ueberwundenen?"

Der Lebenslauf des jungen Prinzen Gorgellantua ist ein sehr einfacher, er wird von mehreren Hofmeistern erzogen, lernt in Paris feine Sitte, und führt schließlich einen siegreichen Krieg, in welchem eine Hauptfigur der Mönch Jan Onkapaunt ist. Er kämpft auf der Seite des Gurgelstrotza, und wird bei einer zu hastigen Verfolgung gefangen. Zwei Schützen bewachen ihn, die Hauptschaar will den Gurgelstrotza überfallen und zieht ab.

„Da der Mönch die Bittergrollischen Gesellen sah ohn Ordnung also davon schnellen, konnt er wohl erachten, daß sie den Gurgelstrotza und sein

Volk überfallen würden, und bekümmert sich heftig, daß er ihnen nicht beiständig sollt sein. Danach ersah er, was für Hundsfisel diese zween Birsschützen, seine Verwahrer, wären, daß sie nämlich, wie die Raben den Wölfen, allzeit lieber dem größten Haufen wären gefolgt, etwas zu erbeuten, derhalben sie denn allzeit gegen dem Thal zuschieleten, da die Andern hinabritten, als daß sie da eim losen Klosterpsalter auswarten mußten. Zudem syllogisirt und schloß er bei sich selbst, dies Gesind hie weiß nicht viel Kriegsbrauch, denn sie haben nie kein Verlobung noch Treu von mir genommen, und haben mir meinen Gotteslästerer, diese schöne Mähderfochtel, noch nie abgefordert, derhalben mag ichs wagen. Zuckt darauf flugs die Fochtel, schlug auf den Schützen zur Rechten, hieb ihm eins Streichs die Halsdrosseladern, sammt der Weinstraß bis zum Luftrohr ab, zuckt noch einmal und öffnet ihm das Spinalmark zwischen dem andern und dritten Ruckknochel. Da ful der arm Schütz ungeschossen und ungesegnet todt zur Erden. Folgends warf er seinen Gaul zur Linken um, strich auf den andern, welcher, als er seinen Gesellen todt und den Mönch ihm überlegen vermerkt, schrie und floh er, und floh und schrie gottsjämmerlich. „Ha, Herr Prior, ich ergib mich, o Herr Prior, mein Freund, o mein heiliger Herr Prior!“ Der Mönch ruft nicht deß weniger auch hingegen: „Ha Herr Posterior, mein Freund, o mein heilloser Herr Posterior, man wird dir die Posteriora herum kehren.“ — „Ha,“ ruft der Schütz, „mein lieber Herr Prior, mein edler Kaiser, daß euch Gott woll zum Abt machen.“ — „Bei meim heiligen Aronskleid,“ schwur der Mönch, „ich will dich hie zum Kardinal machen, daß dir die roth Kapp herabhängen soll! Wie? ihr Pikrokolisten, sollt ihr die Geistlichen hie ranzionen? euch am geistlichen Fleisch oder fleischlichen Geist vergreifen? Ich will dir jetzund mit meiner Hand ein roths Hütlin aufsetzen.“ Aber der Schütz schrie immer fliehend fort: „Herr Prior, Herr Prior, o heiliger zukünftiger Abt, mein ehrwürdigster Herr Kardinal, o mein Herr überall, ha mein Herr Prior, mein groß Grandprior von Malta, ha, heiß-, nein mein herzlieber Herr Prior, ich ergib mich!“ — „Und ich gib dich,“ sprach der Mönch, „allen Teufeln für eigen, wollen sie sich mit keim Schelm zahlen lassen, will ich ihnen morgen meiner Brüder einen schicken.“ Spaltet ihm hiemit gleich den Schädel, daß ihm das Hirn an der Haut der Hirnschalen auf der Achsel hing wie ein Doktorhäublein, das inwendig roth, auswendig schwarz ist, und also zur Erden todt niedersank. Auf solche That gab der Mönch seim Pferd die Sporen, ritt stracks dem Pfad nach, welchen die Feind fürgenommen hatten, die dann bei der Landstraßen den Gurgelstroßlinger und sein Gesellschaft zu ihrem Nachtheil betreten hatten, denn sie bereits durch ungläublichen Streit dessen von der Gurgelstroßen mit seim zuvor ausgeropften Baum, und des Kampfkeibs, Lobkund, Artischwol und anderer gewaltiger Wehr also geringert waren, daß ihnen die Katz in alle Macht den Rucken hinauf lief und anfingen als vor eim gewissen Tod zu fliehen, ja aller Maßen, wie ihr an eim Esel seht, wann ihn die junonische Roßbrämen stechen, hin und wieder ohn Weis und Weg laufen, seine Bürd von ihm schütteln, Zaum und Riemen zerreißen, ohn Unterlaß wie ein Veitstänzer springen und hintenausschlagen, und niemand

wissen mag, wer ihn dazu treibet, denn niemand sieht, wer ihn anrühret. Also flohen diese Leut als ob sie unsinnig wären und nichts von sich selbst wüßten, noch wer sie jaget, denn es nichts als ein panischer laubblattrauschender Schrecken war, den sie ihnen so steif einbildeten, als ob ihnen der Henker auf dem Rücken wäre. Welchs, als es der Mönch ersah, daß nur ihr Sinn zu fliehen und zu Fersengeben stund, stieg er von seim Roß, trat auf eim großen Hügel der im Weg stund, und mähet mit ausgestreckten Armen mit seiner Fuchtel unter diese flüchtige Brodverderber, wie ein anderer Todtenvorläufer der Höllen, tödtet und erlegt auch so viel und ließ sie so tapfer durch die Prenn laufen, daß ihm sein Fochtel entzwei brach. Da gedacht er, daß es genug werd sein, weil ihm die Wehr in der Faust erstarret war, auch wußt, daß stets etliche überlassen, so die Zeitung heimbringen. Derhalben erhascht er eines der Erschlagenen Spieß, und stellt sich wieder auf den Hügel, zu sehen wie die Todten unter einander zappelten und krabbelten, und die übrigen, die daher ritten, darüber purzelten, doch ließ er ihnen ihre Wehr, Spieß und Büchsen nehmen."

Um die tapferen Thaten des Mönches zu ehren, will Gurgellantua ihn zum Abt machen, aber Jan Onkapaunt bittet, er möge ihm lieber ein Kloster nach seiner eigenen Anordnung bauen. Das geschieht, die Abtei wird Willigmuth genannt. Eine Mauer wird nicht umhergezogen, nur junge, schöne Leute werden angenommen. Es wird verordnet, daß man, während in den Orden jeder Keuschheit, Armuth und Gehorsam geloben muß, im Kloster Willigmuth mit Ehren heirathen, mit gutem Gewissen reich sein und gottgehorsamer und vernünftiger Freiheit sich bedienen möge. „Wie jene Schlingel betteln, so wollen wir den Bettlern geben, wie jene dem Abt Gehorsam schwuren, so soll uns der Abt schwören, uns bei unserer Freiheit zu lassen, wie jene den Kopf auf die Schultern hängen und wie die Kircheneulen finstre Augen machen, so wollen wir das Haupt gen Himmel erheben, woher unsre Erlösung kommt, wie jene bei Nacht wachen, damit sie am Tage schlafen, so wollen wir das Widerspiel thun, wie jene nicht arbeiten, um ihren Gedanken obzuliegen, so wollen wir unser Streben in unsern Werken zeigen und unsre Arbeit auf den Dienst unsres Nächsten richten."

Der Gargantua oder die Geschichtklitterung, welche W. Wackernagel die strotzende Blüthenkrone alles deutschen Humores nennt, wurde zuerst 1575 gedruckt, und höchst wahrscheinlich in Basel verfaßt. Wir erinnern uns, daß Fischart von 1573—75 in Basel verweilte, 1574 daselbst promovirte. Der Pantagruel des Rabelais, oder wie der vollständige Titel lautet: Vie, faicts et dicts heroïques de Gargantua et de son filz Pantagruel, umfaßt vier Bücher, die Bearbeitung (nicht Uebersetzung) Fischart's erstreckt sich nur auf das erste Buch.

Wir beschließen mit der Geschichtklitterung die Reihe der satirischen und humoristischen Schriften und wenden uns nun den Werken ernsten Inhalts zu, von welchen wir eins, das Lob der Laute, bereits besprochen haben. Es folgt nun, indem wir der Zeit nachgehen, das Glückhafft Schiff von

Zürich*). Am 20. Juni des Jahres 1576 unternahmen es 54 Züricher, die Reise von Zürich nach Straßburg, zu welcher gewöhnlich vier Tage beansprucht wurden, in einem einzigen Tage auszuführen, und einen Hirsebrei, der in Zürich gekocht war, noch warm nach der durch ein Freundschaftsbündniß mit Zürich vereinigten Stadt Straßburg zu bringen. Das Unternehmen gelang, und Fischart, der seit März desselben Jahres sich in Straßburg befand, verherrlichte die glückliche Fahrt durch eine poetische Beschreibung, in welcher er seine Meisterschaft auch in dieser Gattung bewies. Sein Glückhaft Schiff ist mehr als einfache Erzählung; durch die mannigfachen Sittensprüche von schöner und tiefer Bedeutung hebt Fischart die Fahrt der 54 Züricher aus dem engern Rahmen ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse heraus und stellt sie als ein allgemein gültiges Beispiel treuer Bundesgenossenschaft und als eine schöne, aber schwer errungene Frucht ernsten, unverdrossenen Strebens hin. Auf diese doppelte Bedeutung, diesen zweifachen tiefern Sinn seiner Erzählung weist der Dichter schon durch die Veränderung seines Namens hin, er nennt als Verfasser sich nicht Johann Fischart oder Mentzer, sondern Ulrich Mannsehr vom Treubach**).

Im Eingange seines schönen Gedichtes sagt Fischart: Xerxes kämpfte gegen die Gewalt des Meeres mit großem Verlust, da ließ er die Wogen geißeln und warf Ketten in die Tiefe, doch dieser Hohn half ihm nichts. Die Venezianer werfen einen Ring ins Meer, damit es sie als Braut umfangen solle, und doch müssen sie Dämme bauen, um sich gegen seine Gewalt zu schützen. Nur eine Weise gibt es, die Wasser zu zähmen, das ist handfeste Arbeitsamkeit und standhafte Unverdrossenheit, unerschrocken Schweiß und Hitze zu tragen und sich jeder Gefahr herzhaft entgegen zu stellen.

Denn nichts ist also schwer und scharf
Das nicht die Arbeit unterwarf,
Nichts mag kaum sein so ungelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen.
Was die Faulheit halt für unmüglich
Das überwind die Arbeit füglich.

Das haben auch die unverdrossenen Züricher erfahren, welche ihr Schiff von dannen führten, als wäre es beflügelt gewesen, aber nicht Drachen oder Flügelpferde, von denen die alten Dichter erzählen, spannten sie vor ihren Kahn, sondern

*) Abgedruckt bei Heinr. Kurz, Joh. Fischart's sämmtliche Dichtungen, II, 177—210. Wir besitzen in unserer Literatur wenige Ausgaben, welche mit so großer Sachkenntniß und solchem erstaunlichen Fleiße gearbeitet sind, als diese Ausgabe Fischart's von Heinr. Kurz. Wer die Werke des großen Fischart genauer kennen lernen will, dem ist diese Ausgabe unentbehrlich.

**) Johann übersetzt Fischart durch Huldrich, und macht daraus Ulrich, aus Mentzer wird Mannsehr; der alte Name der Bewohner des Elsaß ist bei Fischart Tribocci, daraus wird Treubach. Auf die Veränderungen des Namens kommen wir noch unten.

Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.

Am 20. des Brachmonats (Juni) morgens um 2 Uhr fuhr die Gesellschaft mit ihrem Wagschiff ab, sie trugen einen großen Topf mit Hirsebrei in ihr Schiff, den wollten sie warm nach Straßburg bringen. Die aufgehende Sonne grüßten sie mit Jubel und mit Trompetenklang:

O heller Tag, o liebe Sonn,
Sprachen sie, nun dein Schein uns gonn!
Zeig uns dein lichtes rothes Haupt
Des uns hast diese Nacht beraubt,
Geh auf mit Freuden uns zu Heil,
Daß wir vollbringen unser Theil!

Das Volk rief den Abfahrenden Glück zu, hiermit stießen sie vom Lande ab und rührten die Ruder mit mannlicher Hand, da flog das Schiff wie ein Vogel übers Wasser. Sie fuhren die Limmat hinab, in die Aar, die brachte sie in den Rhein, als sie den brausen hörten, da freuten sie sich und grüßten ihn mit Trompeten und riefen ihm zu, er möge sie glücklich an ihr Ziel geleiten. Und der Rhein wand sich rauschend um das Schiff und aus seinen Fluthen tönten die Worte:

Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen,
Sprach er, frisch dran, seid unverdrossen,
Also folgt eueren Vorfahren
Die dies thaten vor hundert Jahren.
Also muß man hie Ruhm erjagen
Wenn man den Alten will nachschlagen.
Von euerer Vorfahren wegen
Seit ihr mir willkumm hin zugegegen
Ihr sucht die alt Gerechtigkeit
Die euer Alten han bereit,
Dieselbig will ich euch gern gonnen
Wie es die Alten han gewonnen.

Die Stimme jagte den Fahrenden Muth ein, gleich wie des Jägers Horn im finstern Tann den Jagenden, der Steuermann stand fest am Ruder, die Sonne schien so freudig, das Gestade scherzte mit dem Schiffe und gab den Schall der Ruder wieder und die Wellen tanzten um das Schiff. Als sie nach Basel kamen, der holdseligen Stadt, da sahen sie viel Volks auf der Rheinbrücke stehen, die schauten freudig auf das Schiff, das wie ein Sperber dahinflog, und riefen:

Ein solchen Muth woll Gott den geben,
Welche nach Ruhm und Ehren streben.

Und weiter und weiter fuhren sie, die Sonne hob sich empor und brannte heiß auf sie herab, aber sie achteten es alle nicht:

Je mehr von ihnen der Schweiß floß,
Je mehr Muths ihnen die Reis' eingoß.
Denn Arbeit, Müde, Schweiß und Frost
Sind des Ruhms und der Tugend Kost,
Das sind die Staffeln und Stegreif
Darauf man zum Lob steiget steif.
Mit Müssiggang und Gmächlichkeit
Man keinen Namen nicht bereit,
Die schimlich Faulheit und Wollüst
Liegen vergraben in dem Mist.
Aber von ernsthitzigem Fleiß
Muß der Stahl schmelzen wie das Eis.

Abends um 7 Uhr kam die Gesellschaft in Straßburg an, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Herren des Rathes geleiteten die glückhaften Schiffer zu einem Festmahle in des Bürgermeisters Haus, und dort wurde der Züricher Hirsebrei noch dampfend auf die Tafeln gesetzt.

Drei Tage lang verweilten die geehrten Gäste in Straßburg, und das alte Bündniß der beiden Städte wurde aufs neue bekräftigt, die Züricher hatten gezeigt, daß sie, wenns sein müßte, schnell zur Hand sein und ihre Treue beweisen könnten.

Seht, was die Treu hat für groß Kraft,
Die ein stark Freundschaft stärker schafft.
Deßhalb sich deutscher Treu geflissen,
Um die stets warn die Deutschen gpriesen,
Und welcher aus der Art will schlagen
Den soll kein Deutschen sein man sagen.

In fünf Tagen kehrten die Züricher zu Wagen, welche die Stadt Straßburg ihnen stellte, wieder nach Zürich zurück. Der Dichter schließt sein schönes Gedicht mit dem Wunsche, Gott möge die Eidgenossenschaft und ihre Nachbarn schützen.

In demselben Jahre, in welchem das Glückhafft Schiff gedichtet wurde (1576), verfaßte Fischart auch eine Anzahl von geistlichen Liedern (30), welche nebst einer gereimten Vorrede einem Gesangbuche beigegeben wurden, welches Fischart's Schwager Bernhard Jobin in Straßburg druckte. Die meisten dieser Lieder sind nach Psalmen gedichtet, im Vers sind sie oft hart und wenig flüssig, aber der Inhalt ist oft großartig, voller Schwung und voll der edelsten Innigkeit. Eins dieser Lieder wollen wir mittheilen (Kurz, III, S. 195):

Gelobt sei Gott, der uns erwählet,
Nährt uns von unser Jugend auf,
Der unser Jahr und Har all zählet,
Dem aller Augen warten auf.

Der allem Fleisch gibt seine Speise
Zu rechter Zeit, daß ihm nit brist (gebricht),
Der auch speist wunderlicher Weise
Das Volk Israel in der Wüst.

Der in der Wüsten hat gespeiset
Fünf tausend Mann nur mit fünf Brod,
Welche seim Wort sind nachgereiset.
Denn dem fällt alls zu, der sucht Gott.

Der, was er schafft, kann auch erhalten,
Und welcher Vater er will sein,
Die will er nähren und verwalten
Wie seine Kinder allgemein.

Der nun auch uns als seinen Kindern
Um Kristum sein mild Hand aufthut,
Läßt die um unser Sünd nicht mindern,
Denn er ist freundlich, ewig gut.

Derselbig gütig Vater wolle
Heilgen und segnen jezumal
Durch seine Güt ungrundlich volle
Beid uns und seine Gaben all.

Der Herr der segne von der Höhe
Was wir durch seine milde Güt
Jetzt zu uns nehmen in der Nähe
Daß wirs genießen mit dankbarm Gmüth.

Denn also wird rein alle Speise
Wenn mans genießt mit Dankbarkeit
Und daraus lernt Gotts Lieb und Weise,
Wie er uns willig ist bereit.

Ach Herr, so Du speißst also füllig
Den Leib, der doch muß sterben gleich,
Wie viel mehr speißst die Seel ganz willig
Die nach Dir sehnt und erbt Dein Reich.

O Gott, durch Deine heilgen Gaben
Heilige uns beid, Seel und Leib,
Daß wir mit Zucht und Freud uns laben,
Dein Furcht unser Frechheit eintreib.

Daß unser Herzen nicht beschweret
Mit fressen, saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret
Sein Zukunft warten spät und früh.

O Gott, geb, daß so mög gedeihen
Die gegenwärtig Trank und Speis,
Daß wir dadurch geschickter seien
Im Dienst des Nächsten, Dir zu Preis.

Ja Dir zu Preis, Gott, allermeiste
In Jesu Kristo, Deinem Sohn,
Mit dem Dir und dem heilgen Geiste
Sei Lob gesagt ewig und nun.

Etwa in dieselbe Zeit, in welcher diese geistlichen Lieder entstanden, fällt die Abfassung einer poetischen Vorrede zu dem „Catechismus, Christliche vnterrichtung oder Lertafel. Für die gemaine Pfarrherrn, Schulmeister, Hausvetter, Jugent vnd Lerkinder zu Strasburg vnd auch anderswo. Zu Strasburg, Bei Bernhart Jobin M. D. LXXVIII." Diese Vorrede ist überschrieben Anmahnung zu kristlicher Kinderzucht. Sie ist eins der innigsten und tiefstgefühltesten Gedichte Fischart's, mit liebevoller Wärme spricht der Dichter über die Erziehung „der zarten Himmelspfläuzlein", mit heiligem Ernst legt er den Vätern und Erziehern ihre Pflichten ans Herz und weist sie darauf hin, daß sie Gott kein schöneres Opfer bringen können, als wohlerzogene Kinder. Wir lassen das schöne Gedicht, das uns einen tiefen und völlig neuen Einblick in Fischart's edlen Karakter gewährt, hier folgen*).

Anmahnung zu christlicher Kinderzucht.

Was Lust und Fleiß haben die Leut
In ihren Gärten oft zur Zeit
Mit Setzung, Impfung und Aufsetzung
Etwan ein Pflänzlein zur Ergetzung!
Wie warten sie doch sein so eben
Daß sich das Schößlein mög erheben!
Früh machen sie ihm Raum zur Sonnen,
Zu Mittag sie ihm Schatten gonnen,
Da pfropfens, biegens, unterstützen,
Beschüttens, vor dem Frost zu schützen,
Messens bei Ruthen und Minuten,
Sein täglich wachsen zu vermuthen,
Da gehen sie alle Tritt hinzu,
Sehen, wie es aufschießen thu,
Und ihn ist süß all Zeit und Müh
Die sie damit zubringen je.
Wie viel mehr Lust sollt haben dann
Ein Hausvater und jedermann
Dem Gott die Kinder thut bescheeren
Oder befiehlet die zu lehren,
Daß sie dieselben Himmelspflänzlein,
Ihr Hausschößlein, ihr Ehrenkränzlein,
Ziehen und schmücken zu Gottes Ehren,
Sein Wort gern hören und lehrnen,
Daß sie zu Preis dem Allerhöchsten
Auch mit der Weil nutz sein dem Nächsten.
Was schöners Opfer kann man geben
Dem Herren Gott in diesem Leben?
Denn das sind die recht Frücht und Güter
Die Gott gibt, daß man opfre wieder,
Das sind die Oelzweig und die Reben
Die fruchtbar deinen Tisch umgeben,

*) Kurz, a. a. O. III, 203. — Vilmar, Zur Literatur Joh. Fischart's, S. 28.

Dies ist des Hauses benedeien,
Des Alters Frühling, Glanz und Maien,
Das sind die Bäumlein und die Palmen,
Von denen David singt in Psalmen,
Daß sie gebaut sind und gepflanzt
Neben die Wasserbäch des Lands,
Welche kein Hitz im Sommer mindert
Noch im Winter kein Frost nicht hindert,
Dann nicht erwelken ihre Blätter
Oder abfallen von dem Wetter,
Die zu rechter Zeit ihr Frucht bringen,
Damit erfreuen, die sie düngen,
Und die zuletzt Gott gar versetzt
Ins Paradies, sie da ergetzt,
Sie macht zu ewigen Himmelssprößlein,
Zu gnadenfeuchten Engelsschößlein.
Wie sollt ein Lehrer und ein Vater,
Wo er hat ein barmherzig Ader,
Nicht han ein Freud mit ihrer Zucht,
Dieweil es ist eine schöne Frucht,
Und noch viel mehr an ihnen wird
Natur lieblich Anmuthung gspürt
Als in den allerschönsten Geschöpfen,
Daraus wir sonst Ergötzung schöpfen.
Das macht die lebhaft Freundlichkeit,
Die anlachend Gesprächlichkeit
Die in den Kindern wir all spüren,
Wie so schön all Gebehrden zieren.
Denn was ist lieblichers zu hören,
Als wenn die Kinder reden lehren,
Wenns herauslispeln bald die Red
Und rufen: Abba, Vater, Aett,
Rufen der Mutter, Memm und Ammen,
Geben nach ihrer Nothdurft Namen,
Brauchen den ererbt Adams Gwalt
Der jedem Geschöpf ein Nam gab bald.
Wie ist ihn zuzusehen wohl
Wanns wackeln wie ein Wasserpfohl,
Und so halslämig ungwiß tasten
Und wie ein Engelchen erglasten!
Solch Freundlichkeit und lieblich Sitten
Sollten die Eltern und ein jeden
Reizen, daß sie deß lieber mehr
Mit Kinderzucht umgingen sehr,
Dieweil solch blühend Alter frisch
Umsonst so lieblich gstalt nit ist,
Auch oft das Wild und Vieh bewegt,
Daß es zu dem ein Gfallen trägt.
Und dieweil Engel sich nicht schämen
Der Kindspfleg sich selbs anzunehmen,
Wie Kristus zeugt, daß vor Gott standen
Allzeit die Kinder, Engelsgsandten,

Wie wollt ihr denn solch Arbeit scheuen
Weil es euch kommt zu Nutz und Treuen?
Denn wen mags freuen mehr denn euch,
So eure Kind sind tugendreich?
Wie kannst du bessre Ruh dir schaffen
Und friedlicher in Gott entschlafen,
Denn so du weißt, daß dein Kind seind
Erzogen wohl, und drum Gotts Freund,
Und weißt, daß nach dem Tod dein Kinder
An Gott han ein ewigen Vorminder?
Zudem sollt euch auch dazu bringen
Daß ihr gern mit der Zucht umgingen,
Dieweil Kristus der Herr verheißt,
Das, was man solchen Kindern beweist,
Das woll er halten und ansehen
Als obs ihm selber sei geschehen.
Denn er je klar spricht, wer ein Kind
In seim Nam aufnimmt, ihm selbs dient.
Wie kann man aber in seim Namen
Kinder aufnehmen von seim Stammen?
Zwar anders nicht, denn so man die
Zur Gottsfurcht anhalt ziemlich früh.
Es sei Obere oder Herren
Die sie in Kirch und Schulen lehren,
So wird selbs Kristi drin gepfleget
Als ob man ihn im Geren (Schoß) träget
Und werden Oberkeit und Lehrer
Dadurch sein Säugamm und sein Nährer.
Denn was sein kleinsten Gliedern gschicht
Das rechnet er, daß ihn anficht.
Drum thun wohl, die alls dahin schlichten,
Das man dJugend mög recht berichten,
Zu kennen lernen ihren Gott,
Der sie von Sünden, Höll und Tod
Auch mit seins Sohns Blut glöset hat
Und schenkt ihnn alls durch lauter Gnad.
Hingegen dräut der Herr groß Pein
Den, die der Kleinsten ärgern ein,
Dann dem ein Mühlstein besser wär
Am Hals und sein versenkt im Meer.
Derhalben aus mit losem Gschwätz
Welchs gute Sitten nur verletzt,
O aus mit Unzucht, Völlerei,
Mit böser Gsellschaft Büberei!
Räumt weit von diesen zarten Herzen
Das gottlos Gsind, das schandbar scherzen,
Laßt solch Wort nit mehr von euch hören
Das dJugend Weltlichkeit muß lehren.
Es dunkt mich, es lehret sich früh,
Muthwill und Frechheit kommt ohn Müh.
Lehr du sie die recht Gottsforcht vor,
Die ist zu Weisheit Thür und Thor,

Und denk, daß Rechenschaft mußt geben
Für die Verderbniß und bös Leben.
Es läßt sich zwar nicht also schimpfen
Und mit der Weltlichkeit verglimpfen,
Du hörst wohl, was dein Kristus melt,
Sein Völklein sei nit von der Welt.
Wiltu dein Kinder weltlich machen,
So stecks dem Teufel in den Rachen,
Denn man soll brauchen so die Welt
Als ob mans nit brauch, noch was gelt.
Man kann nit dienen je zugleich
Gott und der Welt, des Teufels Reich.
Daher umsonst mit Kristus spricht,
Ihr Engel sehen Gotts Angsicht,
Als sprach er, daß sie die verklagen,
Die Kindern hie bös Vorbild tragen.
O weh der Welt vor Aergernuß,
Welchs Weltlichkeit heut heißen muß,
Damit man reizt Gotts Rach dazu
Zu strafen das Kalb mit der Kuh.
Denn wie wollt Gott das leiden immer
Daß man sein grün Setzling bekümmer
Und ihm dasselb besudeln thut
Was sein Sohn reinigt durch sein Blut,
Daß man die zarte Gfäß verwüst
Die zu seim Lob warn zugerüst?
Bedenk, daß der Profet sagt dort
Gott leg in Kinds Mund auch sein Wort,
Und müssen auch ihr Söhn und Töchter
Seine Aposteln sein und Wächter,
Und aus der Unmündigen Stammeln
Will er seins Namens Lob auch sammeln.
Wie sammelt er aber dies sein Lob?
Nämlich durch sein Wort, die recht Prob,
Das läßt er treulich durch sein Lehrer
Theiln nach Glegenheit der Zuhörer,
Also daß ers auch nicht verschweigt
Den Kindern, wie dies Büchlein zeigt,
Darin er ihn nach ihrm Verstand
Durch kurze Fragstück macht bekannt
Die fürnehmst Stück kristlicher Lehre,
Wie man ihn recht nach seim Wort ehre.
Derwegen niemand nicht veracht
Die Fragen, hie kurz eingebracht,
Sondern denk, daß wir müssen all
Zu Kindern werden in dem Fall,
Wollen wir anders glauben recht
Die Gheimniß unsres Glaubens schlecht.
Die kindlich Einfalt muß uns führen,
Und müssen lassen uns regieren
Gotts Wort, gleich wie das Kind regiert
Des Vaters Red, was der ordinirt,

Müssen von uns nicht hoch Ding halten,
Sondern wie Kind demüthig walten,
Welches Kristus damals hat gewelt
Da er das Kind für die Jünger stellt.
Hierum so brauch, mein liebe Jugend,
Dies Büchlein zu Lehr und rechter Tugend,
Die dann in Gotts Erkenntniß stehet
Daß man nach seinen Geboten gehet.
Dazu woll Gott sein Gdeihen geben
Und nach diesem das ewig Leben.

Von Fischart's schönem Gemüthe und von seiner edlen Gesinnung zeugt auch das Ehezuchtbüchlein, welches 1578 zuerst gedruckt wurde. Fischart legte zwei Abhandlungen von Plutarch und eine von Erasmus zu Grunde, und fügte eine selbständige Abhandlung, „Wie sich Eheleut verhalten sollen", hinzu. Wir theilen eine kleine Probe aus diesem Werke*) mit.

Auf dem Meer regiert allein der Wind, in der Haushaltung Gott. In diesem Hausschiff sind die Segel das Vertrauen auf Gottes gütig Anwehen. Der Mastbaum, daran die Segel haften, ist die göttliche Einsatzung der Ehe, der Anker ist die gläubige, beständige Hoffnung. Der Schiffzeug ist der Hausrath, die Waaren sind alle häusliche Unterhaltung, die Bootsleute oder Schiffknechte das Hausgesind. Das Meer ist die Welt, die Meerwellen sind die mancherlei Hindernisse und Anstöße, welche den Hausleuten, die sich ehrlich begehren zu nähren, widerfahren. Das Ab- und Zuländen ist das Ab- und Zulaufen, das Aus- und Einladen ist das Ausgeben und Einnehmen. Die Schiffbrüche sind das Verderben, so entweder aus Verhängung des Winds Gottes, oder zur Strafe des faulen, bösen Segels des Mißtrauens, oder aus Liderlichkeit geschehen. Daher kommt das Sprichwort, daß man sagt, wenn einer verdirbt, er hab ein Schiffbruch gelitten, oder sei im Schiff, oder hab bösen Luft und Wind.

Die Seilleiter am Mastbaum ist das gut Gewissen, das Fähnlein auf dem Segelbaum ist der Trost Gottes, der Kompaß sind die Gebote Gottes, das Steuerruder ist der Gehorsam. Der Ueberlauf ist der züchtige Wandel und die Treu des Gesinds. Die Meerräuber sind die Eheteufel und die neidische Leut, die sie wider dies Hausschifflin verhetzen.

Und in Summa wie die Inseln des Meeres, ja die halbe Welt nicht bewohnt wäre, wann nicht die Schifffahrt thäte, also lägen Land und Städt öd, wann die eheliche Haushaltungen nicht wären. Und wie das Schwimmen dem, der das Meer versuchet, zur Noth wohl bekommet, also bekommet auch eim in der Haushaltung wohl, wann einer eine redliche Kunst oder sonst Geschicklichkeit begriffen hat, darmit er sich bei Freunden und Feinden ausreiße. Auch nicht unbillig vergleicht man die Haushaltung der Schifffahrt,

*) Das Philosophisch Ehezuchtbüchlin oder Die Vernunfftgemäse Naturgescheide Ehezucht sampt der Kinderzucht. Straßburg, 1597, J iijb ff.

sintemal je das erste Haus und die erste Haushaltung in und nach der Sündfluth ist ein Schiff und in eim Schiff gewesen. — —

Wir haben nur die bedeutendsten erwähnen können von Fischart's Werken, deren Heinrich Kurz 55 bekannte, dazu fünf noch nicht wieder aufgefundene anführt. Einige von diesen Werken sind erst in neuerer Zeit als Eigenthum Fischart's erkannt worden. Es tragen nämlich die wenigsten Schriften Fischart's seinen vollen, ausgeschriebenen Namen, welchen z. B. die nach des Dichters Tode 1597 erschienene Ausgabe des Ehezuchtbüchleins zeigt: „Durch Weyland den Ehrnvesten Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genandt Mentzer, der Rechten Doctorn seligen.“ Er selber schrieb in den Werken, welche bei seinen Lebzeiten unter seiner Aufsicht gedruckt wurden, meist nur die Anfangsbuchstaben seines Namens J(ohann) F(ischart) G(enannt) M(enzer), auch wohl in umgekehrter Ordnung M. G. F. J., oder nur J. F., auch wohl J. F. G. Mentzer, ja er versteckt wohl gar diese Anfangsbuchstaben in einem Spruch, der als Motto dient, z. B. **In Freuden Gedenke Mein**, oder **Im Fischen Gilts Mischen**, oder **Jove Fovente Gignitur Minerva**, oder man findet diese Buchstaben in einer Unterschrift, am Ende einer Widmung, z. B. **Ihrer Fürstlichen Gnaden Muthwilliger.** Zuweilen nennt er sich nur Mentzer, oder Mögeintzer, oder bildet aus seinen Anfangsbuchstaben den Namen Jfgem*), oder er wählt Namen, welche wie die seinigen anlauten: Joh. Friedr. Guicciard Moguntinus, J. Fr. Molanus. Durch Versetzung oder Umkehrung der Buchstaben seines Namens bildet er Hartfisch, J. Noha Transchiff von Trübuchen. Mentzer verkehrt er in Retznem, auch übersetzt er den Vornamen Johann ins Deutsche und Fisch-art ins Griechische und schreibt Huldrich Elloposkleros. Ferner finden wir ihn unter den Namen Huldrich Wischhart, Huldrich Wisart, Donatus Wisart, Guisard, Jesuwalt Pickhart (wie er sich, wohl mit Bezug auf den Inhalt, in dem Jesuiterhütlein nennt), Artwisus von Fischmentzweiler, Mannsehr von Treubach, Nasenfischer zu Grubfarts, Ulysses Odyssäus, Alonicus Meliphron Theudofrankus, H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland, Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn, Halcyonius Windstill, H. Winhold Würstblut, Weinhold Weinblut und Winhold Reinblut.

Schon aus diesen vielfachen Veränderungen des Namens können wir erkennen, welche großartige Gewandtheit Fischart in der Behandlung der Sprache entwickelt. Es läßt sich in der ganzen deutschen Literatur kein zweiter Autor auffinden, welcher hierin auf gleicher Stufe stände. Wenn einige Kritiker, z. B. Jöchert im Gelehrtenlexikon, oder Götzinger, die Behandlung der Sprache von Seiten Fischart's eine tirannische nennen und nichts als Willkür darin erkennen wollen, so ist das ein ebenso beschränktes wie falsches Urtheil; Fischart hat der Sprache nirgend Gewalt angethan, er hat aus ihrem Geiste und ihrem innersten Wesen heraus Neubildungen vorgenommen, welche theils

*) Kurz, a. a. O. I, S. XX ff. der Einleitung.

poetisch, theils satirisch betrachtet von höchster Genialität zeugen, wie z. B. ein laubblattrauschender Schrecken, sternamhimmelige und sandammeerige Mißbräuche, ein balkgeblendeter Splitterarzt, ein Großbeinknochenschlucker, ein Gottesraubschmücker, ein Blutvermäntler, ein Kautzenstreichler, ein Frauengauch, eine Bullengnade*), und tausend andere. Fremde Wörter bildete er höchst treffend in deutscher Sprache nach, z. B. machte er aus melankolisch maulhenkolisch, aus Praktik Betrugdick, aus Podagra Pfotengram, aus Fundament Untenamend u. s. w. Wo der Ernst des Gegenstandes es fordert, da bleibt Fischart's Sprache, wie z. B. im Ehezuchtbüchlein, frei von solchen Neuerungen, da fließt sie in edlem, gewähltem Ausdruck, in klarem, architektonisch reinem Satzbau, in schwungvoller Darstellung dahin; Fischart's ernste Prosa verdient es, unmittelbar neben Luther's Prosa genannt zu werden, und Fischart's satirische und humoristische Prosa hat bis auf diesen Tagnoch keinen ebenbürtigen Genossen gefunden.

In der Prosa ist Fischart größer als in der Poesie, doch konnten seinem gewaltigen Geiste auch die Verse nur geringe Fesseln anlegen. Uebrigens ist das Urtheil Vilmar's in der Encyklopädie von Ersch und Gruber über Fischart's Verse und ihre Reime wohl ein zu günstiges; die Flöhhatz, das Jesuitenhütlein, besonders die geistlichen Lieder zeigen viele und unangenehme Härten, doch steht er hoch über allen seinen Zeitgenossen, deren Verse, z. B. die des Nasus, vortrefflich geeignet sind, einen höchst eindringlichen Begriff eines Knüppeldammes zu geben. In der Poesie aber ebensowohl wie in der Prosa ist Fischart unerschöpflich reich, ebendenselben Gedanken in immer neuer Form darzubringen, wie er z. B. im Podagramischen Trostbüchlein das eine nosce te ipsum mit dreißig gleichbedeutenden deutschen Sprichwörtern wiederzugeben vermag. Die Form seiner poetischen Werke ist dieselbe wie bei Hans Sachs, er schreibt meistens in Knittelversen, in welchen die Silben ohne Rücksicht auf den Wortton gezählt werden. Doch finden wir bei Fischart schon ein unverkennbares Streben, die Form zu vervollkommnen, wie er denn auch, was schon Lessing bemerkte, der erste ist, welcher in deutscher Sprache Hexameter — er nennt sie sechshupfige Reime — und Pentameter gemacht hat. In denselben zählt er aber wiederum nur ungefähr die Silben, auf den metrischen Fall ist fast gar keine Rücksicht genommen. Die Distichen finden sich im zweiten Kapitel der Geschichtklitterung und lauten:

> Tapfere, meine Deutschen, adelich von Gemüth und Geblüte,
> Nur Euerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
> Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
> Zu preisen in Ewigkeit Euere Großmüthigkeit.
> Ihr seid von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande
> Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerstand.
> So wär es auch allesammt fürwahr ein mächtige Schande
> Würd nicht das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
> Darum dieselbige sonderlich zu förderen eben
> So hab ich mich unverzagt auf jetziges gern gewagt,

*) Er denkt dabei an die päpstlichen Bullen.

Und hoff, solch Reimesart werd euch Ergetzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt nach Neuerung die er sagt.
O Harfenweis Orfeus, jetzumal kommt wiederum hoche
Dein artige Reimeweis zu ihrigem ersten Preis,
Denn du ein Thrazier von Geburt und teutischer Sprache
Der erst unterweis fremd Völkern allermeist.
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunste
Allein sehr stolziglich gepranget unbilliglich.
Jetzumal nun baß bericht wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nehmen vom Angesicht, uns nehmen zum Erbgedicht.

Auch sieben Sonnette hat Fischart gedichtet, als der zweite Deutsche, das erste deutsche Sonnet ist von Kristof Wirsung*) (1556) und lautet:

Zu dem Bastardischen Christenthumb.

O zeit für andere torecht toll,
O welt on witz, blind, viehisch, vnd
Die gantz vnd gar in finstern schlund
Versenckt, verstrickt, vnd mangels voll.

Du ligst ye vergraben wol
Im Chaos, da kein end noch grund
Der jrthumb, gstanck, kot vngesund,
Da all Gottlosigkeit sein soll.

So gschicht dem der den brunnen klar
Der warheit last, vnd sucht erstert
Cisternen, die on safft vnd leer,
Liebt schwartzen nebel, tuncklen gfar
Der lug: das er das hell liecht werdt
Der warheit nit kan dulden mehr.

Vergleichen wir also Fischart mit seinen Zeitgenossen, so finden wir bei ihm eine Mannichfaltigkeit der Form, wie bei keinem zweiten. Noch viel großartiger aber tritt die Vielseitigkeit dieses Mannes hervor, wenn wir den Inhalt seiner Schriften betrachten. Satirisches, Humoristisches ist ihm ebenso gerecht, wie die ernste filosofische Betrachtung und das geistliche Lied. Kann es größere Gegensätze geben als das Jesuiterhütlein und das Ehezuchtbüchlein, als die Flöhhatz und die geistlichen Lieder, als die Geschichtklitterung und die Bücher vom Feldbau? In der Anschauungsweise des gewöhnlichen Volkes ist Fischart ebenso zu Hause wie in den Schriften des Plutarch oder des Seneka oder des Erasmus, er ist ein Gelehrter von Fach, der alle Zweige menschlichen Wissens beherrscht und mit großer Leichtigkeit zur Darstellung bringt, er ist zugleich auch ein Vertrauter des Volkes, der dessen Gewohnheiten, Sprichwörter, Sagen als Eigenthum besitzt, er ist ein Kenner der Musik, er

*) W. Wackernagel, a. a. O. S. 124.

zeigt an mehreren Stellen nicht unerhebliche anatomische Kenntnisse, er ist ein Rechtsgelehrter, ein Sprachkundiger, der griechisch, lateinisch und hebräisch, italienisch, französisch und englisch neben seiner deutschen Muttersprache, die er auch im niederdeutschen Dialekt kennt, versteht, er ist ein Geschichtskundiger, vertraut mit der Geschichte des Alterthums wie mit der Geschichte der deutschen Kaiser, der römischen Päpste und der französischen Herrscher, er spricht vom Landbau mit vielem Verständniß, er weiß Bescheid mit der Bienenzucht, er unterrichtet uns in tiefgehender Weise in der Pädagogik, er gibt uns Abhandlungen über die Ehe, welche unerschöpflich reich an filosofischem Tiefsinn und gleichermaßen an praktischer Lebensweisheit sind — muß ein Mann von solcher Vielseitigkeit nicht schon unsere Bewunderung erregen durch sein ausgebreitetes Wissen, welches über den Gesichtskreis gewöhnlicher Sterblicher weit hinausgeht, und muß er nicht unsere Hochachtung erzwingen durch sein Streben, wodurch er unter materiell ungünstigen Verhältnissen, bei einer leider so kurzen Lebensdauer sich ein solches immenses Wissen aneignete? Denn daß auch ihm nichts geschenkt worden ist, zeigt er in den unübertrefflich schönen Versen im Eingange des Glückhaften Schiffes, wo er mit begeisterten Worten die ernste, unverdrossene Arbeit preist.

Wenn Fischart aber als strebender Gelehrter unsere Hochachtung, als großer Dichter unsere ungetheilte Bewunderung erringt, so werden wir in noch höherm Grade Fischart dem Menschen unsere Liebe zuwenden müssen, denn unter allen Völkern und Zeiten wird man nur wenige Menschen auffinden können, die einen so reinen, so großen, so edlen Karakter zeigen, als Johann Fischart aus der deutschen Stadt Straßburg. Ueberall steht er auf der höchsten Stufe der Sittlichkeit, niemals entschlüpft ihm ein frivoles Wort, selbst wenn er schlüpfrige französische Gedichte bearbeitet, hält er seine Feder rein von dem Schmutz des gallischen Nachbars, er bleibt selbst bei dem ausgelassensten Muthwillen eingedenk seiner eigenen Worte, daß man alle schandbaren Scherze weit aus dem Wege räumen soll. Selbst wo der Dichter im heiligsten Eifer seine vernichtende Waffe gegen die Todfeinde aller Wahrheit und aller Sittlichkeit, gegen die Römler und ihren weitschleppenden, gierigschnappenden Anhang schwingt, selbst wo er seine Gegner in giftiger, ohnmächtiger Wuth zu seinen Füßen sich winden sieht, selbst da bewahrt der große Mann seinen Gleichmuth, selbst da vergißt er nie, daß Haß gegen das Böse und gegen das Laster, nicht aber Menschenhaß die Satire diktiren darf. Von diesem Menschenhaß, der bei den Jesuiten und ihren Kumpanen das erste Gebot ist, bleibt Fischart so weit entfernt, daß er sogar selbst sagt, der Neid der Feinde werde durch nichts besser getödtet, als durch großmüthige Redlichkeit. Und wo Fischart die Muster wahrer Größe und wahrer Tugend aufstellt, wie tief gehen seine Worte da zu Herzen, wie warm und innig faßt er die heiligsten menschlichen Verhältnisse auf! Wie entschieden tritt er als ein gewappneter Kämpfer für sie auf den Plan, und vertheidigt mit den wirksamsten Waffen ihre gottgegebenen Rechte gegen die räuberische Gier der Päpstlinge. Vilmar sagt bei Ersch und Gruber S. 172b: „Wie Fischart

die Musik, das Kinderleben und vor allem das Eheleben aufgefaßt hat, so fein und so zart, so innig sich anschmiegend an die weichsten Empfindungen der menschlichen Seele, und doch so fest und kräftig und so entschieden kristlich-kirchlich, sind diese Dinge nicht vor ihm im 16., so sind sie nicht im 17. Jahrhundert, so sind sie in ihrer Gesammtheit bis auf diesen Tag nicht wieder aufgefaßt worden." Und dieser edle Kampf für die Sittlichkeit ist der Grundzug in Fischart's Wesen, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine bis ins kleinste gehende Kunde des Volkslebens, sein unerschöpflicher Witz, sein tiefes Gemüth, alles dient nur dem Einen Hauptgedanken, der erhabensten Sittlichkeit. Mit Recht durfte ein Freund von ihm unter sein Bild, welches eine männlich frische Wohlgestalt zeigt, die Worte setzen:

Sim quamvis Juris consultus clarus in arte:
Me tamen et Sophiae plus capit unus amor.

Doch auch damit ist Fischart's Ruhm noch nicht erschöpft. In jener traurigen Zeit, wo Deutschlands Kaiserzepter von dem elendesten aller Fürstengeschlechter geführt wurde, wo Deutschland mit jedem Jahrzehnt dem unermeßlichen Elend, dem klaffenden Grabe des dreißigjährigen Krieges entgegensteuerte, in jenen Tagen umfaßte Fischart mit warmer Liebe sein großes, schönes, unglückliches Vaterland, in jenen Tagen hörte er nicht auf, mit den feurigsten Worten seinen Landsleuten Liebe zum Vaterlande zu predigen und Deutschlands Ehre zu verfechten. Herrliche Worte enthält seine Ermahnung an die lieben Deutschen. „Was hilft es dir, o Deutschland," sagt er darin, „daß du von dem Ruhme deiner Ahnen zehrst und dein Auge an ihrem hehren Bilde weidest, wenn du nicht darauf bedacht sein willst, den Ruhm ihres Namens noch zu vermehren und die Ehre ihrer keuschen Sitten unbefleckt zu erhalten? Wie kann der junge Adler sich rühmen, daß seine Eltern in den Lüften und auf den Bergesgipfeln wohnten und herrschten, wenn er selber gefesselt auf der Stange sitzt? Wie kannst du preisen, daß deine Ahnen mit Eifersucht ihre Freiheit wahrten, wenn du leidest, daß deine Nachbarn ihre Pferde vorn und hinten an deinen Zaun binden? Der feigen Art aber, welche jetzt dein Zepter führt, gebührt für den Königsstab ein Stück Holz, für den kühnen Adler eine bunte Elster, für den Weltapfel ein Kinderball. Denn mit der Freiheit treibt man jetzt Spott, der Väter Sitten und Gebräuche gibt man für fremde Afferei dahin, für deutsche Tugend tauscht man Leichtfertigkeit ein. Wer gerühmt sein will, der muß sich dessen würdig erweisen, und muß nicht der Ahnen große Thaten mit seinen Unthaten schänden. Kraftvoll, treu, redlich, einig und standhaft muß Deutschland sein, dann werden wir unsern Ahnen gleichen, unser Land wird erhalten und dem Feinde wird gewehrt werden."

Wer sein Vaterland so lieben konnte, der mußte auch die Freiheit lieben, denn ein Sklav hat kein Vaterland. Fischart aber fordert von der Freiheit, daß sie rein wie eine weiße Lilie sein soll, mit Blutvergießen nicht besudelt, mit Dienstbarkeit nicht verhudelt, jedermann soll durch die Freiheit erfrischt

und beschützt werden. So wollen wir die wenigen Striche, in denen wir das gewaltige Wesen des großen Fischart zu zeichnen versuchten, mit seinen eignen schönen Worten schließen:

Freiheitblum ist die schönst blüh.
Gott lasse diese werde Blum
In Teutschland blühen vmb vnd vmb,
So wachßt dan Frid, Freud, Rhu vnd Ruhm!

9.

Das Volkslied.

Wenn das Minnelied auf den ersten Blick eine große Aehnlichkeit mit dem Volksliede zu haben scheint, so erkennen wir bei genauerer Betrachtung doch bald, daß beide Gattungen grundverschieden sind. Das Minnelied ist vorwiegend die Frucht der Ueberlegung, das Volkslied die Frucht des wenig oder gar nicht überlegenden Gefühls, das Minnelied sucht seine Stoffe und seine Anschauungen in einem sehr eng begrenzten Kreise, das Volkslied zieht in den Kreis seiner Betrachtungen ungefähr alle menschlichen Verhältnisse, das Minnelied fand seine Pflege ausschließlich in den aristokratischen Kreisen, Volkslieder sang das ganze Volk, naturgemäß legte man im Minneliede großes Gewicht auf die Form, welche zu hoher Vollendung gedieh, das Volkslied setzte die Form gänzlich zurück und gab nur den überströmenden Herzensgefühlen Raum.

Das Kind — wenn auch ein entartetes — des Minneliedes ist der Meistergesang; hier ist dieselbe künstliche Form, dieselbe Vernachlässigung des Inhalts, derselbe beschränkte Ideenkreis, wenn den Stoff auch, statt der Liebe, die Religion liefert, und endlich dasselbe Verweilen in einer bestimmt abgegrenzten Gesellschaft; das Minnelied war heimisch auf den Burgen und an den Höfen, dann folgte es dem Lauf der Mode, es stieg viele Stufen hinab, im Kreise der Handwerker finden wir es als Meistergesang wieder.

Alles, was vorzugsweise Frucht der Ueberlegung ist, macht einen bestimmten Entwicklungsgang durch, erreicht seinen Höhepunkt und sein Ende; Minnelied und Meistergesang standen zu ihrer Zeit als herrschende Erscheinungen da, jetzt sind beide nicht mehr unter den Lebenden, mit den Burgen der Ritter, mit den Zunftstuben der Handwerker sind sie verfallen. Aber das Gefühl des Herzens bleibt ewig jung, mit jedem neuen Geschlechte blüht es neu auf, und ringt nach Ausdruck. Volkslieder gab es zu allen Zeiten, und es wird sie geben, so lange Lust und Schmerz, Frühling und Liebe, Freude und Trauer des Menschen Herz bewegen, und das Volkslied wird immer seine Pflege mehr in den

Ständen finden, welchen die Form keine Fessel für die Gefühle geworden ist, als in jenen Kreisen, in welchen die Form oft alles gilt, in welchen sie ebensowohl bestimmt ist, die Leerheit des Geistes als den Sturm der Leidenschaft zu verbergen.

Volkslieder wurden von deutschen Lippen schon in den frühesten Zeiten gesungen, von denen uns die Geschichte meldet. Unsere Vorfahren ließen zum Preise der Götter besonders bei der Feier der Frühlings- und Herbstfeste Lieder ertönen, welche uralt waren, weder die Zeit ihrer Entstehung noch ihre Verfasser kannte man. Wenn die Deutschen in den Streit zogen, dann entflammten sie ihren Muth durch kampfesfrohe Lieder, welche den römischen Ohren schauerlich und wild, wie die Stimmen der gefürchteten Raubthiere klangen. Von diesen ältesten Liedern unseres Volkes ist uns keine Spur geblieben, auch die folgenden Jahrhunderte geben uns nichts, erst im Mittelalter schrieb man die Volkslieder auf und druckte sie. In jenen Zeiten, wo herrschsüchtige Priester alle Poesie mit Feuer und Bann verfolgten, oder in denen das mittelalterliche Epos und das höfische Minnelied, die lateinische Dichtung den Tag beherrschten, hatte man keinen Sinn für das bescheidene, schmucklose Volkslied. Erst als unser großer Luther der deutschen Sprache neues Leben einhauchte und die edle Geschmähte wieder zu Ehren brachte, erst da wurde man auch aufmerksam auf die Volkslieder, man druckte sie, zuerst auf zerstreuten Blättern, dann in Sammlungen. Die älteste derselben, welche auf uns gekommen, „Bergreien" betitelt, stammt etwa aus dem Jahre 1530. Wie alt mögen die Stoffe sein, die, wie es bei vielen heißt, hier „aufs neue" gesungen wurden! In dem Ambraser Liederbuche finden wir sogar ein Volkslied, welches die Geschichte von Hildebrand und Hadubrand in ganz anderer Weise behandelt, als das bekannte Bruchstück des althochdeutschen, stabreimenden Gedichtes. Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß dieses Lied von dem Kampfe des Vaters und des Sohnes seit den frühesten Zeiten in immer neuen Fassungen von unserm Volke gesungen wurde? Und wo dieses eine Lied gesungen wurde, werden da nicht auch andere Sagen aus der Zeit der Voreltern zu finden gewesen sein? In den Liebesliedern und Trinkliedern der Sammlungen des 16. Jahrhunderts finden sich mancherlei Anklänge an die germanische Mythologie — ist das nicht ein neuer Fingerzeig für das hohe Alter der Stoffe in diesen Liedern?

Es scheint uns außer Zweifel zu sein, daß die erwähnten Sammlungen uns vieles bieten, was das Erbe früherer Jahrhunderte ist, denn es gab unserer Ansicht nach keine Zeit, in welcher die Dichtung im Volke völlig geschlummert hätte. Wer überhaupt einmal genauer mit den unteren Ständen, besonders auf dem Lande, verkehrt hat, der wird bei diesen schlichten Leuten oft eine ungeahnte Fülle poetischer Anschauungen finden, und sollten unsere Ahnen weniger poetisch gewesen sein, als die Zeitgenossen der Dampfmaschinen? —

Eine der vollständigsten Sammlungen aus dem 16. Jahrhundert ist das bereits erwähnte Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582, neu herausgegeben von Josef Bergmann, Stuttgart 1845. Es enthält 260 (261) sehr mannigfaltige Lieder und ist Liebhabern von Volksliedern zu empfehlen. Wir werden in unserer nachfolgenden Betrachtung uns meist auf diese Sammlung beziehen. Eine

sehr vollständige, kritisch genaue, mit feinem Takt ausgewählte Sammlung ist die von Ludwig Uhland, welche Gervinus die in ihrer Art kanonische nennt.

Wenn wir nun zur Betrachtung der einzelnen Lieder übergehen, so finden wir in den Sammlungen manche, welche den Volksliedern nicht recht beigezählt werden können, der ganzen Erscheinung nach stehen sie den Minneliedern oder den Meistergesängen näher. Die ersteren zeigen die streng kunstgemäße Abtheilung in zwei gleichgeformte Stollen und den Abgesang, wie wir sie bei den Minneliedern (vergl. Walther von der Vogelweide, Seite 117) kennen gelernt haben. Wir geben als Probe die erste Strofe eines solchen Liedes (I)*):

Ungnad begehr ich nicht von ihr,
ich hoff, daß mir
solches nimmer werd zugemessen.
Was müglich ist, bin ich bereit
in Lieb und Leid
dein nimmer zu vergessen.
Mein lebenlang
sag ich dir Dank
der schön und zart
weiblicher Art,
so freundlich sie
und anders nie
sie sich erzeiget hat,
als ihren Ehren ganz wohl anstaht.

Dieses Lied klingt ganz wie ein übersetztes Minnelied des 13. Jahrhunderts. Aehnliche Beispiele finden sich im Ambraser Liederbuche nicht wenige (II, IV, X, XII, XIV, XVII, XXI u. s. w.). Andere erinnern an die Meistergesänge oder sind geradezu Meistergesänge (CCXXVI, CCXXXV). In ihnen finden wir das beliebte Verstecken der Namen, es werden nur die Anfangsbuchstaben genannt, „mein einiges E“, „daß ich mein A muß meiden“, „komm mir zu Hülf, mein herziges K“, auch ein Akrostichon (XI) begegnet uns. Andere Lieder verrathen durch ihre häufigen Anspielungen auf die klassische Mythologie den gelehrten Ursprung, Jupiter und Venus und ihr Kind kommen am häufigsten vor. Auch Stoffe aus altklassischen Dichtern finden sich, z. B. die Geschichte von Pyramus und Thisbe (CCLIII, vergl. Ovid's Metam. IV, 55 ff.). Diese ziemlich fade Reimerei schließt in echt meistersängerischer Art mit der Strofe:

Damit will ich beschließen
die schöne Tageweis.
Herr, durch dein Blutvergießen
gib uns das Paradeis.
Das Lied schenk ich einer Jungfrau rein,
durch sie wollt ich auch sterben
auf Erd möcht er gesein.

---

*) Die römischen Zahlen hinter den Liedern beziehen sich auf die erwähnte Ausgabe des Ambraser Liederbuches.

Das echte Volkslied kennt weder diese künstliche Form noch die gelehrten Anspielungen. Die echten Lieder zerfallen in zwei große Abtheilungen, in Stücke epischen Inhalts und in lyrische Stücke. Beide Abtheilungen zeigen große Mannigfaltigkeit, vom tragischsten Ernst bis zum muthwilligsten Scherz findet man jeden Ton vertreten. Die Stücke epischen Inhalts kann man wieder in historische Stücke*) und Erzählungen eintheilen. Die historischen Lieder behandeln Stoffe sowohl aus frühester Sage, wie vorzugsweise aus der Geschichte des 13. bis 16. Jahrhunderts. Das bereits angeführte Lied von Hildebrand und Hadubrand, welches so manchen interessanten Vergleichspunkt bietet, theilen wir mit (CCVII):

1. Ich will zu Land ausreiten,
sprach sich Meister Hildebrand,
der mir den Weg thät weisen
gen Beeren**) wohl in die Land,
sie seind mir kund gewesen
so manchen lieben Tag,
in zwei und dreißig Jahren
Frau Uta ich nie ersach.

2. Wiltu zu Land ausreiten,
sprach Herzog Amelung,
was begegnet dir auf der Heiden?
Ein stolzer Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke?
Der junge Hildebrand,
ja rittest du selb zwelfte,
von ihm würdest du angerannt.

3. Rennet er mich dann ane
in solchem Uebermuth,
ich zerhau ihm seinen grünen Schild,
es thut ihm nimmer gut,
ich zerhau ihm seine Bände
in einem Schirmenschlag,
daß er ein ganzes Jahre
seiner Mutter zu klagen hat.

4. Und das sollt du nit thune,
sprach sich von Bern Herr Dieterich,
denn der junge Hildebrand
ist mir von Herzen lieb,
du sollt ihm freundlich zusprechen
wohl durch den Willen mein
daß er dich lasse reiten,
so lieb ich ihm mag sein.

---

*) Eine gute Auswahl für Schulzwecke gibt das Buch: Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig 1867.

**) Beeren = Bern d. h. Verona.

5. Da er zum Rosengarten ausreit
wohl in die Berner Mark,
da kam er in große Arbeit
von einem Helden stark,
von einem Helden junge
ward er da angerannt,
nun sag du mir viel alter,
was suchst du in meines Vaters Land?

6. Du führst ein Harnisch lauter und rein
recht wie eins Königs Kind,
du wilt mich jungen Helden
sehender Augen machen blind,
du sollt daheime bleiben
und haben gut Gemach
auf einer heißen Gluthe.
Der Alte lacht und sprach:

7. Sollt ich daheime bleiben
und haben gut Gemach?
Mir ist bei all meinen Tagen
zu reisen aufgesatzt,
zu reisen und zu fechten
bis an mein Hinnefahrt,
das sag ich dir viel junger,
drum grauet mir mein Bart.

8. Dein Bart will ich dir ausraufen,
sag ich dir, alter Mann,
daß dir dein rosenfarbes Blut
über die Wangen soll gan.
Dein Harnisch und dein grünen Schild
mußt du mir hier aufgeben,
darzu auch mein Gefangner sein,
wilt du behalten dein Leben.

9. Mein Harnisch und mein grüner Schild
haben mich oft ernährt,
ich trau wohl Krist von Himmel
ich woll mich dein erwehren.
Sie ließen von den Worten,
ruckten zwei scharfe Schwert.
Was die zween Helden begehrten,
das wurden sie beid gewehrt.

10. Ich weiß nit wie der junge
dem alten gab ein Schlag
daß sich der alte Hildebrand
von Herzen sehr erschrack,
er sprang hinter sich zurücke
wohl sieben Klafter weit:
Nun sag du mir, viel junger,
den Schlag lehrt dich ein Weib.

11. Sollt ich von Weibern lernen,
das wär mir immer ein Schand,
ich hab viel Ritter und Knechte
in meines Vaters Land,
ich hab viel Ritter und Grafen
an meines Vaters Hof,
und was ich nicht gelernet hab
das lern ich aber noch.

12. Er nahm ihn bei der Mitte
da er am schwächsten was
und schwang ihn hinterrücke
wohl in das grüne Gras.
Nun sag du mir, viel junger,
dein Beichtvater will ich sein,
bist du ein junger Wolfinger?
Von mir sollt du genesen sein.

13. Wer sich an alte Kessel reibt
empfahet gern den Ram,
also geschieht dir jungen
wohl von mir alten Mann.
Dein Geist mußt du mir aufgeben
auf dieser Haiden grün,
das sag ich dir gar eben,
du junger Helde kühn.

14. Du sagst mir viel von Wolfen,
die laufen in dem Holz,
ich bin ein edler Degen
aus Griechenlande stolz,
mein Mutter heißt Frau Ute,
eine gewaltige Herzogin,
und Hildebrand der alte
der liebste Vater mein.

15. Heißt dein Mutter Frau Ute,
ein gewaltige Herzogin,
so bin ich Hildebrand der alte,
der liebste Vater dein.
Er schloß ihm auf sein gülden Helm,
küßt ihn auf seinen Mund:
Nun sei es Gott gelobet
wir sein noch beid gesund.

16. Ach Vater, liebster Vater,
die Wunde die ich dir hab geschlagen
die wollt ich dreimal lieber
in meinem Haupte tragen.
Nun schweig, mein lieber Sohne,
der Wunden ist wohl Rath,
nun sei es Gott gelobet,
der uns zusammen gefüget hat.

17. Das währet von der None
bis zu der Vesperzeit,
allda der junge Hildebrand
zu Bernen inne reit.
Was führt er auf seim Helme?
Von Gold ein Kränzelein.
Wen führt er an der Seiten?
Den liebsten Vater sein.

18. Er führt ihn in seiner Mutter Haus,
setzt ihn oben an den Tisch
und bot ihm essen und trinken,
daucht sein Mutter unbillig sein.
Ach Sohne, liebster Sohne,
der Ehren ist zu viel,
daß du mir ein gefangen Mann
setzt oben an den Tisch.

19. Nun schweiget, liebe Mutter,
und hört was ich euch sagen,
er hätt mich auf der Haiden
schier gar zu Tod geschlagen.
Nun höret, liebe Mutter,
kein Gefangener soll er sein,
es ist Hildebrand der alte,
der liebste Vater mein.

20. Ach Mutter, liebste Mutter,
nun biet ihm Zucht und Ehr!
Da hub sie an zu schenken
Und trug ihm selber her.
Was hätt er in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
das ließ er in den Becher sinken
der liebsten Frauen sein.

Daß dieses Lied nach einer ältern Fassung gedichtet ist, beweisen schon die unreinen Reime in Strofe 14 und 15: hertzogin — vater mein oder dein, setzt man dafür die alten Formen min und din, so ist der Reim wieder hergestellt. Auch läßt sich jede Strofe dieses neuern Gedichtes zur Nibelungenstrofe umsetzen, in einigen findet man sogar noch die vier Hebungen im achten Halbverse. Daß die ursprüngliche Form die Nibelungenstrofe gewesen sein muß, geht auch aus dem Fehlen des Reimes im 1., 3., 5., 7. Verse hervor, auch spricht dafür die öftere Auflösung der zweisilbigen Wörter am Ende des reimlosen Verses in dreisilbige, z. B. Strofe 9: Mein Harnisch und mein grüner Schild, dagegen Strofe 7: Sollt ich daheime bleiben. Diese Vertauschung findet sich, ebenso wie im Nibelungenliede (1191, 4a), hier öfter. Alle diese Anzeichen weisen sicher auf eine weit ältere Fassung hin.

Ferner finden wir die Sage vom Tannhäuser, sodann eine rührende Erzählung vom Grafen zu Rom. Auf einem Zuge nach dem heiligen Lande wurde derselbe Gefangener eines Königs, des Grafen treue Gemahlin verkleidete sich

in einen Mönch, sie sang und spielte so herrlich vor dem Könige, daß derselbe dem Mönche alles zu geben versprach, was er bäte. Da forderte der Mönch den Grafen, der den Pflug ziehen mußte. Als der Graf nun seine Freiheit wieder hatte, vollendete er erst seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, seine Gemahlin, die er nicht erkannt hatte, kehrte heim. Als aber nun auch der Graf zu seiner Burg in der Stadt Rom zurückkehrte, da beschuldigten Ritter und Knechte die Gräfin, sie habe sich in des Gemahls Abwesenheit umhergetrieben. Schweigend verließ die Gräfin das Zimmer, und kehrte aus ihrer Kammer in der Kleidung des Mönches zurück. Da erkannte der Graf, wer ihn gerettet, auf den Knien bat er die Getreue um Verzeihung.

In einem andern Liede erfahren wir, wie Albrecht von der Rosenburg, der freie Reutersmann, sich an den Nürnbergern rächte, welche ihm sein Schloß zerschossen hatten. Sehr anschaulich wird uns in einem andern Liede geschildert, wie Störzenbecker und Gödeke Michael, zwei verwegene Seeräuber, von den Hamburgern gefangen und hingerichtet wurden. Dasselbe Loos erlitt der Lindenschmid von der Hand des Junker Kaspar, der seinen Gegner in einer Schenke überfiel. Ein Lied von der Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526), in welcher der König Ludwig von Böhmen, Schwager Kaiser Karl's V., fiel, findet sich in mehreren Sammlungen. Weit bekannt waren auch die Lieder von der Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525, dem Ehrentage der Frundsberg'schen Landsknechte, sodann das Lied vom Tode des edlen Franz von Sickingen, von Herzog Ulrich von Würtemberg, von Ulrich von Hutten, von Jörg Frundsberg, von der Niederlage der unglücklichen Bauern, von den Wiedertäufern, von Junker Rechenberg. Schließlich erwähnen wir noch ein Spottlied auf den in der Nacht des 18. Juni 1574 aus Krakau entflohenen Polenkönig Heinrich III. von Anjou, welches viele gelungene Züge enthält.

Die Erzählungen sind vielfach scherzhaften Inhalts, wir erfahren in launiger Weise den Krieg einer alten reichen Frau mit ihrer jungen Schwiegertochter, in welchem erstere unterliegt, ferner von einem blutigen Streite der Bauern, welcher allen Theilnehmern den bittersten Schaden, aber der Bauernherrschaft, d. h. dem Burgherrn, und dem Richter, dem Bader, dem Pfarrer erwünschten Nutzen bringt, es wird Klage geführt über einen betrügerischen Wirth, der in seinem Hause schmale Kost, sauern Wein, kalte Stuben und höchst unsaubere Betten hat, es wird gelacht über einen Pfaffen, der seine betrunkene Köchin prügelt, in schadenfroher Befriedigung wird von einem Stazionierer*) erzählt, welchen Thomas Steinmüller, Pfarrherr zu Ickingen, seiner Gemeinde mit den Worten empfiehlt:

er steht dort in dem Chor,
er ist beschorn, gleich wie ein Thor,
ein Hals hat wie ein Farre**),
er hat ein Strick um wie ein Dieb,
gebt ihr ihm viel, es ist ihm lieb,
sein Kappe trägt ein Narre.

*) Bettelmönch. **) Stier.

Von den Holzschuhen der Barfüßer Mönche erfahren wir, daß sie aus Holz von dem Feigenbaum gemacht sind, welchen Kristus verfluchte, weil er keine Frucht auf ihm fand, so gleißen auch die Mönche äußerlich, die Frucht aber ist fern von ihnen. Aufs neue gesungen wird auch das Abenteuer von dem Kalbe, das den Dieb gefressen haben soll. Voll bittern Spottes ist ein Lied, in welchem ein Pfaff seine umwohnenden Amtsbrüder einladet, zu ihm zu kommen und im lustigen Gelage das zu verjubeln, was die Angehörigen des reichen Bauers Vogt für Seelenmessen gebracht haben:

Hodie der Baur ist todt,
der Bauer ist todt zu dieser Frist,
freut euch, ihr Pfaffen, wenn ein Reicher todt ist.

Ein armer „Schwartenhals“ erzählt, wie er kein Geld in der Tasche hatte und bei kalter Nacht in der Scheune schlafen mußte, aber am folgenden Tage glückte es ihm, den Beutel eines Kaufmannes zu erbeuten. Nach dem Pocatius (Boccaccio) lernen wir die grausige Geschichte kennen, wie ein Liebespaar seinen Tod durch eine Kröte findet. Die Liebenden wollten ihre Zähne konserviren und rieben sich mit Salveiblättern, aber unter dem Salveibusch lag eine Kröte, die hatte ihr Gift in die Stengel und Blätter hinaufgetrieben, so daß die Liebenden jämmerlich umkamen. Ein Wanderer erzählt, wie er auf einem Berge unter einem Rautenstöcklein entschlief und von dem lieblichsten Kinde träumte; als er erwachte, stand ein altes Weib neben ihm, die ihn verlachte. Da spricht der fromme Mann die Betheurung aus, er wollte wohl sein eignes altes Weib

geben um ein Bratwurst
und um ein Seidlin Wein.

Ein anderer jammert in der kläglichsten Weise darüber, daß er sich habe verleiten lassen, ein Mägdelein von achtzig Jahren zu heirathen, die ihm entsetzlich zuwider sei und gar nicht sterben wolle. Als Seitenstück dazu klagt eine junge Frau über ihren alten Mann, welcher im Hause umschnurrt und ihr alle Lust und Freude durch Eifern und Murren und Greinen vertreibt, während ein alter Mann sein Unglück beweint, daß er von seiner jungen Frau jeden freundlichen Blick um Ketten und Hauben kaufen muß. Vielverbreitet sind auch die Klagen der Nonnen über das Elend, welches sie im Kloster erdulden müssen. Oft treffen wir Stoffe aus der biblischen Geschichte an, z. B. die Geschichte vom verlorenen Sohne. Höchst wunderlich ist ein Lied in den Bergreien*): Der Dichter geht zur Maienzeit, als Frau Nachtigal singt, in den grünen Wald und hört den Jäger jagen, der

jagt den Einhorn ganz lieblich und offenbar,
der Einhorn west sich edel, er west sich ganz hochgeborn
Gott hat ihn selber auserkorn.

„Der Einhorn“ warf sich zurück in den grünen Wald, da war er recht als ein Lämmlein, das

*) Bergreien, herausgegeben von Oskar Schade, Weimar 1854. Nr. 20.

gebar Maria zu Weihnachten in kalter Zeit,
es hätte geschneit. — —
Wöllt ihr wissen wer dieser Einhorn ist?
Es ist unser lieber Herr Jesu Krist. —

Ein gern behandelter Stoff ist das Lob eines bestimmten Standes, so das Lob der Landsknechte, der Studenten, der Schreiber, der Buchdrucker, der Bauern.

Ebenso reichhaltig, wie die erzählenden oder betrachtenden Stoffe, sind die eigentlich lyrischen Stücke. Sehr beliebt sind die Trinklieder. Die lustigen Brüder schrieben ein Turnier aus: „nimmer nüchtern behält den Plan", und der Rath wird gegeben, man solle das Bier nicht käuen! Ein wüstes Gelage wird nun in grellen Farben geschildert, die Zechenden trennen sich erst am Morgen, nachdem sie ihre Gläser an der Wand zerschellt haben:

und wer die Brüder recht erkennt,
der kummt nicht in ihre Zeche.

Andere Trinklieder sind fast ohne allen Inhalt, ihre Wirkung liegt meist in der Melodie, ein scherzhafter Vortrag muß gleichsam den Reimen eine Seele einhauchen. So ist z. B. das folgende:

Ach du lieber Stallbruder mein,
krauseminte,
laß dir das Gläslein befohlen sein,
Salveie, Poleie,
die Blümlein an der Haiden
krauseminte.

Er setzt das Gläslein für den Mund,
krauseminte,
er trank es aus bis auf den Grund,
Salveie, Poleie,
die Blümlein an der Haiden
krauseminte.
u. s. w.

Von unverwüstlichem Frohsinn ist ein Schlemmer, welcher alles durchbringt, er fängt sein Lied an:

Wo soll ich mich hinkehren,
ich tummes Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren?
Mein Gut ist viel zu klein.

Doch erklärt der lustige Bruder wenige Verse später:

hätt ich das Kaiserthum,
dazu den Zoll am Rhein
und wär Venedig mein,
so wär es alles verloren,
es müßt verschlemmet sein.

Drei Würfel und eine Karte sind des Schlemmers Wappen, seine Vorbilder sind die Thiere des Waldes und die Blümlein auf der Haide, sie genießen was sie haben und denken nicht an morgen.

Viele Zechlieder — ohne Frage meist von Studenten geschrieben — vermischen lateinische Worte mit dem deutschen Texte, z. B.:

Vinum quae pars? verstehst du das,
ist aus Latein gezogen.
Ja nun gar wohl, ich bin es voll,
ist wahr und nicht erlogen.
In dem Donat, der Reisle hat
hab ich es oft gelesen
quod nomen sit, es fehlt sich nit,
man trinkt ihn aus den Gläsern.

In den folgenden sieben Strofen wird nomen (dulcissimum) und genus bestimmt, und dann vinum per omnes casus deklinirt. Zum Schluß:

Ablativo, ab hoc vino
wollen wir auch nit weichen
bis in die Nacht, daß mans nicht acht
daß wir an Wänden schleichen.
Welcher Gesell jetzt weiter wöll
vinum ausdekliniren,
pluraliter, dem bring man her
ein Maß drei oder viere.

Ein anderes dieser lustigen Lieder schließt:

Ich dürmel (taumle) wie ein Gans herein
Daß mir der Schädel kracht,
Das schafft allein der gute Wein,
Ade zu guter Nacht!

An die Kneiplieder reihen sich diejenigen von der Kirmeß und der Fastnacht. Diese beiden Gattungen sind sehr vielfach vertreten, man findet viele derselben auch bei Hans Sachs, welcher Kirmeß und Fastnacht jedoch mehr moralisch auffaßt, als das Volkslied, letzteres begnügt sich, den Hergang eines solchen vielbeliebten Festes zu erzählen, meist in derb-burlesken Zügen. Wenn der Herbst kommt, dann schlachten die Bauern Kühe und Schweine, und dann hebt sich ein großes Magenfüllen an, zu Ganzen und zu Halben, aus Kannen und aus Krügen saufen die Bauern einander zu, zu ihnen gesellt sich in des Wirthes großer Stube der Meister, der in das hohle Hölzlein bläst und den „Firlefanz“ und den „Hottostan“ als die beliebtesten Bauerntänze pfeift. Wenn das die Dörfler hören, dann springen sie vor Freuden über Bänke und Tische, es kommen die Schönen des Dorfes, und der Edelmann selber verschmäht nicht ein Tänzchen mit Gerdraute, bis endlich ein grober Filz den Tanz stört, den bearbeiten die Bauern dann so gründlich, daß von seiner Haut nicht viel ganz bleibt, der Dorfherr, der ins Getümmel kommt um den Streit zu scheiden, tritt eine Kuh und ein Kalb zu Tod und vierundvierzig Lämmer.

Wenn nun die Zeit der Fastnacht kommt, dann schlägt der Krämer seine Bude auf, in welcher man alles findet, was zu einer Fastnachtsausrüstung gehört. Narrenkappen für Jung und Alt, Kittel von seltsamen Farben und Larven mancherlei findet man da. Wer weiße Hände behalten will, kauft sich Handschuh, auch gibt es Schellenbänder, um beide Knie zu binden, die beim Tanz laut erklingen. Rothe Hüte mit Hahnenfedern, Hemden mit seidenen Nähten, welche dem Gretelein gefallen, Bauernjoppen („gippen") und Fuhrmannskappen, alles ist dort feil. Wer sich vermummen will, nimmt einen Sack mit Asche, oder er zieht einen Bärenpelz an, dann fliehen die Kinder vor ihm, und die Narren laufen ihm mit Trommeln und Pfeifen nach, ins Bierhaus hinein, da werden dann die Fässer leer, Gesang hebt sich im Hause und auf der Gasse an. Musik muß auch dabei sein, deshalb hält der Krämer Instrumente feil: Sackpfeifen, Posaunen, Lauten ohne Saiten, Kuhhörner, auch hat er Töpfe und Kochlöffel, Bratspieße und alte Roste,

„dies alles klingt nach Herzenslust
in diesen Fastnachtstagen."

Die Pauke ist ein Haarsieb, mit dem Quirl wird sie geschlagen, die sie tragen, schwärzen ihr Gesicht mit Ruß und singen „nach Würsten", was sie erbeuten, tragen sie dann aufgerichtet an Gabeln. Heinz kauft seiner Greten einen Ring mit einem blauen Stein, damit sie ihm treu bleibt und nicht im Dorf umherläuft, und Grete schenkt dem Heinz wieder rothe Tragbänder. An Würfeln und Karten fehlt es dem Krämer nicht, alles hält er feil, nur keine Gebetbücher. In seinem Krame gibt es auch Kränze, sich beim Tanze zu schmücken, und Goldfingerlein, der Schönsten zu schenken:

„Daß jedermann soll fröhlich sein,
Der Fastnacht zu gedenken." —

In anderen Liedern wird der Müller verhöhnt, dem der Bauer drei Säcke Korn bringt, davon gibt ihm der Müller nur zwei Säcke Mehl wieder. „Du hast mir die Hälfte gestohlen!" schreit der Bauer, „du lügst," ruft der Müller, „das Mehl ist in der Mühle verstoben." Aber von dem verstobenen Mehl werden des Müllers Schweine fett, daß sie die besten im Lande sind.

Sehr beliebt sind auch die Jägerlieder. In den grünen Wald reitet der Jäger hinaus, die Hunde spüren den Hirsch auf, der Jäger folgt ihnen nach, sein Horn erklingt lustig, er jagt durch den Wald, da ist das Hirschlein verschwunden, unter grüner Staude aber steht des Jägers Lieb und lacht ihn an, und der Jäger schweift seinen Mantel ins grüne Gras, darauf sitzt er nieder mit seinem Elslein oder Bärbelein, aufs Haupt setzt er ihr einen Kranz von Feiel und grünem Klee. Wenn der Reif aber die Blumen und den grünen Klee tödtet, dann führt der Jäger sein braunes Mädel heim, dann trägt sie ein Häublein und ist eine junge Jägersfrau.

Von tiefem Gefühl sind oft die Lieder, welche Freude an der Natur aussprechen. Wenn die Lerche sich wieder in die Luft schwingt, wenn im Mai der Nachtigal Lieder erschallen und der Kuckuck fröhlich dazwischen schreit, wenn die

Mägdlein Abends den Reihen führen oder am murmelnden Bach lustwandeln, wenn die Wälder grünen und die Blumen blühen, wenn die Röslein auf dem Felde duften und auf grüner Wiese das Blümlein Vergißnichtmein schimmert, wenn schöne Frauen sich Kränze winden aus Wohlgemuth und Holderblüthe, wenn das Kraut Jelängerjelieber manchem ein heimlich Fieber bringt, der sich nicht vor ihm hütet, wenn die Mägdlein freundlich ihren Schatz anlachen und ihm einen Schmatz geben, dann strömt das Blut mit neuer, frischer Lebenslust durch alle Adern, aller Kummer ist vergessen, ein jeder genießt des Maien wonnige Zeit,

„und den es thut verdrießen,
der falle die Stiegen hinab.“

Wenn nun der Sonne Schein verblichen ist, dann gehen die Sterne auf, dann kommt die Nacht geschlichen, es kommt Frau Nachtigal mit ihrem Gesang. Wer Liebe in seinem Herzen trägt, der macht sich dann auf die Fahrt und kost mit seiner Herzliebsten im hellen Mondschein, bis der Wächter von der Zinne ruft, daß der Morgen naht, dann muß der Knabe scheiden:

Gesegen dich Gott im Herzen,
zart edels Fräulein,
du bringst meinem Herzen Schmerzen,
es mag nicht anders sein.
Von dir muß ich mich scheiden,
zart edels Fräulein,
ich schwing mich über die Haiden,
in braun will ich mich kleiden
durch Feiel und grünen Klee. —

In dem vielstimmigen Chore vernehmen wir auch die Stimme des sorgenlosen Gesellen, der die Welt durchschweift und seines Glückes harrt, in der Hoffnung, daß bald die Zeit kommen werde, wo ihm sich das Glück gnädiglich zuneigen wolle, denn das Glück kommt oft über Nacht und oft aus der weitesten Ferne, wenn seine Zeit da ist, darum gilt es, stark sein und hoffen. Ein anderer stellt sein Vertrauen auf Gott, und spricht das in einem so ergreifend schönen Liede aus, daß wir nicht umhin können, dasselbe vollständig mitzutheilen:

Ich hab mein Sach zu Gott gestellt,
er wirds wohl machen wie's ihm gefällt,
dem thu ich mich befehlen,
mein Leib und Seel, mein Ehr und Gut
das erhält er stets in seiner Hut
hie und dort im ewigen Leben.

Was alle Welt verloren acht
das erhält Gott stets in seiner Macht
wenns ihm gefällt zu wenden,
ich geb mich in den Willen sein,
er wird mich als der Vater mein
ausführen zum seligen Ende.

Du mein lieber Herr und Gott,
erhalt mich stets bei deinem Gebot,
wider dein Wort nit zu streben,
du kannst mir helfen aus aller Noth,
was mir zu Leib und Seel ist gut
das kannst du mir wohl geben.

Was kann mich kommen an für Noth,
wenn du mir beistehst, du gewaltiger Gott,
was kann mir doch gebrechen?
Gib mir Geduld in den Willen dein
zu vergeben auch den Feinden mein,
mein Unschuld wirst du rächen.

O Jesu Krist, mein höchste Zier,
laß mich kein Glück noch Unglück von dir
in dieser Welt abwenden,
stärk meinen Glauben durch dein Gnad,
behüt uns Herr, vor Sünd und Schad,
gib uns ein seliges Ende.

Der uns dies Liedlein neu gesang,
ein armer Sünder ist er genannt,
Gott wird ihn nit verlassen.
Wer sein Vertrauen stellt auf Gott den Herrn
dem wird sein Unglück nit zu schwer,
er weiß wohl Zeit und Maßen.

Die Zahl der geistlichen Lieder unter den Volksliedern ist nicht klein, ein herrliches Lied steht in den Bergreien Nr. 36, Ein schöne Tagweis vom Wort Gottes: Wach auf mein Herz, und höre wie lieblich das reine klare Gotteswort nun wieder zu uns bringt und leuchtet recht als der helle Tag, die Profeten weissagen nun wieder, das lange verborgene Evangelium steht auf und manches Gewissen wird frei, das vordem hart beschwert war. Die Menschengesetze, der Bann, die Geldstricke und die Seelennetze sind nun vor jedermann ein Spott und eine Schande geworden. Kristus sendet nun wieder seiner Boten viele, darum traut den Gleisnern nicht mehr, sondern haltet fest an dem Worte Gottes, das eurer Seelen Leben hier und dort ist. — So wie weltliche Lieder oft auf geistliche Melodien gemacht wurden, so auch umgekehrt; ein schönes Lied in den Bergreien (49) beginnt mit den Worten „O lieber Gott“, und führt die Ueberschrift: „Ein geistlicher Tenor in dem thon O lieber Hans.“

Wie die muthwilligsten, so sind auch die ernstesten Gedanken dem Volkslied nicht fremd, auch von dem Tode singt es, von dem Schnitter, der alle Blumen der Flur dahinmäht und keine verschont, der den Menschen gewaltig angreift, daß ihm seine Seele bebt, der den Jüngling und den Greis, die Frau und den Mann mit sich hinwegführt, der weder Geld noch Bürgen annimmt, der keine Schönheit, keinen Reichthum und keine Klugheit ansieht, dem niemand entfliehen kann, und eilte er in das fernste Land, von dessen Schrecken nichts befreien kann, als allein des Heilandes Gnade.

Wenn aber alle menschlichen Verhältnisse, alle Bewegungen des Herzens und der Seele von dem Volksliede in seinen Bereich gezogen werden, so verweilt es doch bei keinem Gegenstande mit größerer Lust als bei der Liebe. Jedes Gefühl, welches ein liebendes Herz bewegen kann, findet in dem Volksliede seinen innigen, tiefbewegten Ausdruck.

Von den Minnesängern herübergenommen sind die Wächterlieder, in denen der Wächter vom Thurme herab den Liebenden, die verstohlen bei einander weilen, den Tag verkündet und sie ermahnt zu scheiden, damit nicht die bösen Zungen Ursache zur Schmähung fänden. Diese Wächterlieder, deren Erfinder bekanntlich Wolfram von Eschenbach sein soll, sind dem Volksliede nicht so recht passend und daher meist gezwungen. Die volle Schönheit der Volkslieder zeigt sich mehr in den freien, fessellosen Stücken, welche emporwuchsen wie die Blume auf grüner Haide. Wenn der Liebende an seine Liebste denkt, dann faßt ihn der Liebe Macht an, daß er kein Wort zu reden vermag, und wenn er an das Mündlein roth gedenkt, das sie ihm so lieblich bot, dann will das Herz zerbrechen in unaussprechlicher Wonne. Einen weißen Schleier trägt die Liebste, der ist mit brauner Seide umwunden, aber noch weißer sind die Arme der Geliebten, in welche sie den Knaben schloß, als sie ihn auf beide Wangen küßte. Die Liebste ist sie ihm auf Erden, ihre Treue und ihre Liebe hat er recht erkannt, ihr allein singt er seine Lieder zu tausend guter Nacht.

Ein anderer singt von seinem Mägdlein hübsch und fein, deren rother Mund hat ihm so viele süße Worte schon gegeben, wie er sein Tag nie gehört. Zwei klare Aeuglein hat die Liebste, gelb geflochtenes Haar, ihre Wänglein sind roth, ihre Aermlein sind weiß, nach ihr allein steht all sein Sinn, sie ist sein Augentrost, der von allen Sorgen löst, er befiehlt sie in Gottes Hut, die ihm die Theuerste ist, die ihn ganz und gar in ihrer Gewalt hat, von deren Liebe nichts ihn lösen kann. Wie der Wind die lodernde Flamme, so hat der Liebe Gluth ihn ganz umgeben, ohne die Liebste kann er nicht sein, „dein Diener will ich immerdar sein, und ehe ich dich, mein schönes Lieb, fahren ließe, ehe wollte ich die ganze Welt meiden, ehe sollte die ganze Welt mit mir scheitern, lieber wollte ich den grimmsten Tod dulden, ehe du mein vergessen solltest!" Zum Liebchen werden alle Waldvögelein gesendet, die sollen sie grüßen so viel tausendmal, als Sterne am Himmel stehen und Schäflein auf der grünen Flur weiden, und Gott möge der treuesten Jungfrau Ehre behüten vor den bösen Zungen, die voller Neid und Bosheit auf dies stille süße Glück schauen. Es gibt ja ohnehin schon so manche bittere Stunde für liebende Herzen, und die bitterste von allen ist die Stunde, in welcher die Herzen scheiden müssen. „Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien*)?" — Feinslieb, ich muß dich lassen, ich fahre dahin in die Fremde, meine Freude ist mir genommen und groß Leid muß ich tragen, und das kann ich niemand klagen als dem liebsten Buhlen mein. Ach weine nicht, Feinslieb, nun ich von dannen muß, dich gebe ich nimmer auf, so lange ich das Leben habe, und sollt ich des Kaisers

*) Gervinus II, 272.

Gut empfangen. Du mein einziger Trost, dein bleib ich ewig, behüte dich Gott, bis ich wieder komme!" — „In stiller Nacht war ich zum letztenmal bei ihr, da sah sie mich so freundlich an, wir beide wurden inne, wie Scheiden Schmerzen bringt." Das Mägdlein fing an zu weinen und zu klagen: „o kehre bald wieder, und löse mich von meinen schweren Träumen!" — „Gott weiß die Zeit, wann ich wiederkomme, Wiedersehn bringt Freude!" Und als der Reiter über die Haide ritt, da warf er sein Roß herum: „Segne dich Gott, meine holde Buhle, dich lasse ich nimmermehr, du bist meines Herzens Krone." — „All mein Tag hatt' ich gehört, Scheiden sei eine schwere Pein, nun bin ich's selber inne geworden, die Schönste auf der Welt muß ich lassen und soll nicht mehr von ihr haben, was ich vordem immer hatte. Auf das Dach bin ich gestiegen, da reichte sie mir zum letztenmal ihr Händlein weiß aus dem Fenster heraus, ich ging davon, sah um und wieder um, und hatte Freud und Leid in meinem Herzen." — „Ich singe und ich tanze, doch was ich auch thu, nichts kann mich fröhlich machen, des Abschiedes muß ich gedenken, ach Scheiden, wie fällst du mir so hart! Daß ich sie nicht vergessen kann, das ist ja kein Wunder, mehr denn Jahr und Tag lag ich in ihrem Arm, an ihrer Brust; der seinen Buhlen muß meiden, der trägt solch Leid, wie ich in meinem Herzen trage. Wer allzeit mit den Heiligen geht, der mag wohl fröhlich singen, und wer seinen Buhlen hat, der mag wohl lustig tanzen, ach Gott, hätte ich auch den meinen!" — „Nun klage ich je länger je mehr, daß ich dich meiden muß, ich weiß nicht, wie ich so schweren Kummer tragen soll:

Hilf mir, Herzlieb, aus aller solcher Noth,
Gib mir, Herzlieb, dein treuen Rath,
es kommt mir viel, das ich nit will,
es kommt mir hart, des ich nit wart,
es kommt mir nit her, des ich begehr,
ich bin elend und ganz unwerth,
vielleicht daß sich nit ganz verkehrt,
vor großem Leid so muß ich sterben.

Gründ meine Wort, Jungfräulein zart,
dieweil ich dich muß meiden,
klag Sonn und Mond, klag Laub und Gras,
klag alles das der Himmel beschloß,
klag Röslein fein, klag kleine Waldvögelein,
klag Blümlein auf der Haiden,
klag auch die Braune wohlgemuth,
ach Gott, wie weh mir Scheiden thut!"

Doch wenn das Scheiden auch so bitter ist, so süß ist das treue Gedenken. „An meiner Hand trag ich ihren Ring, den gäbe ich nicht um das deutsche Land, er kommt von ihren Händen, dem feinen Mägdlein bin ich hold, ehe ich sie wollte lassen, eher wollte ich ins Elend gehn und alle Freude meiden, ich habe vertraut auf die Treue der Herzallerliebsten mein, ich will sie noch wohl finden, denn die Schönste von allen ist die Liebste mein, vor allen andern hab ich sie mir erkoren. Tröste du sie, du höchster Hort, mit freundlicher Hoffnung!" — „Dulden und still im Herzen schweigen, das ist der rechten Treue

Art, scheiden thut weh, aber ein Trost ist die Erinnerung, an die Liebste denke ich Tag und Nacht, und nur schwarzbraun soll meine Kleidung sein." Ein anderer kleidet sich nach den Locken der Geliebten nur schwarz, alles was an sie erinnert, wird gesucht, alles was sie vergessen machen könnte, wird gemieden, denn die Liebste ist der höchste Schatz von allem Erdengut, kein Reichthum und keine Schönheit kommt der Liebe gleich, denn reiches Gut wird verzehrt, Schönheit verblüht, die Liebe aber nimmt nimmer ein Ende, sie überwindet alles, sie macht große Freude zu jeder Zeit. Wer beim treuen Liebchen weilt, dem schweigen alle Wünsche still, wer fern von ihr muß sein, dem weint sein Herz nach ihr:

„Bei meines Buhlen Kopfen da steht ein güldner Schrein,
Darin da leit verschlossen das junge Herze mein.
Wollt Gott ich hätt den Schlüssel, ich würf ihn in den Rhein.
Wär ich bei meinem Buhlen, wie könnt mir baß gesein?

Bei meines Buhlen Füßen da fleußt ein Brünnlein kalt,
Wer des Brünnleins thut trinken, der jungt und wird nicht alt.
Ich hab des Brünnleins getrunken viel manchen stolzen Trunk,
Viel lieber wollt ich mir wünschen meins Buhlen rothen Mund.

In meines Buhlen Garten da stehen viel edler Blüth,
Wollt Gott, ich sollt ihr warten, das wär meines Herzen Freud,
Die edlen Röslein brechen, denn es ist an der Zeit.
Ich trau sie wohl zu erwerben, die mir im Herzen leit."

„Bei dir steht meine Freude und mein Leid, du meines Lebens Krone, wenn du dich von mir wendest, dann ist der Schmerz mein Theil, denn ohne dich, Herzlieb, blüht keine Lust für mich auf weiter Erde." — „Dort fern auf jenem Berge liegt ein kalter Schnee, der kann nicht schmelzen, und der Wille Gottes muß ergehen. Dort nieder in jenem Grunde schwemmt sich ein Hirschlein, das führt in seinem Munde ein Ringlein von rothem Gold. Wenn ich das Ringlein hätte, meinem Buhlen wollt ich's senden, dann schickt sie mir von Perlen ein Kränzlein wieder, daß ich ihrer dabei gedenke." — „Rosenfarb sind die Wänglein dein und dein süßer Mund, schwarz sind deine Augen, sie leuchten wie Karfunkelstein. Viele hassen mich und wollen, daß ich dich lassen soll, aber wenn ich es thäte, ich stürbe vor Leid, von dir scheidet mich niemand als der Tod allein, du meine höchste Freude. Ach könnt ich bei dir sein!

Und wär mein Buhl ein Brünnlein kalt
und spräng aus einem Stein,
und wär ich dann der grüne Wald,
mein Trauern das wär klein!

Wie möcht ich sonst aber fröhlich werden, mein Schmerz mehrt sich mit meiner Klage und vertreibt mir die Lust bei Tag und bei Nacht. Fahr dahin, Freude und Wonne, mir scheint keine Sonne mehr, und ich kann nimmer glücklich werden, ich sehe denn dich, du Herzallerliebste mein! Mach dich bereit, Frau Nachtigal, du sollst mein treuer Bote sein, in ihrem Garten wartet mein Lieb mit Seufzern auf dich, sprich ihr meinen Gruß ins Herz hinein und sag ich wolle bald bei ihr sein, dann wird sie dich tausendmal willkommen heißen." —

Einem Reiter brach sein Lieb die Treue. „Ich ritt durch den Winter kalt zu meinem Lieb, da ich sie fand, wandte sie sich ab von mir, sie hatte einen andern lieber denn mich. Herzlieb, was hab ich dir gethan, daß du die Treue gebrochen? Ich hielt dich so lieb, ich that alles was dein junges Herz begehrte, nun ist all deine Treue und deine Schwüre gewesen wie der Wind der dahin rauscht, nun ist dein Ringlein zerbrochen und mein Herz bricht auch, ich möcht am liebsten sterben, damit ich nicht sehe, wie die Untreue, die ihren eigenen Herrn schlägt, auch dich ins Unglück bringt." — Ein anderer singt der Ungetreuen bittere Worte: „Vor Zeiten war ich dir lieb und werth, jetzt hat dich ein anderer. Den Falken könnt ihr streicheln, wann er euch Beute bringen soll, den Vöglein könnt ihr süß pfeifen, bis sie in euer Netz gegangen — fahre hin, falsches Herz, hätt ich dich eher erkannt, du hättest mich nimmer zu deinen Füßen gesehen. Nun habe ich mich hindurchgerungen, und du mein Bruder, komm bald hernach, mich hatte die meine so lieb als dich die deine, mir wurde die Treue eben so gewiß versprochen als dir, der du noch glaubst. Du armer Gesell, du dauerst mich, ich rathe dir gut, komm bald hernach!" —

Einen Verfasser kennt das Volkslied nicht, das Volk singt sein Leid und seine Freude, kaum daß einmal am Ende der schönen Lieder sich ein Reiter als Verfasser nennt, oder ein junger Knabe, oder zwei fröhliche Wanderer, die da sangen

bei Meth und kühlem Wein,
dabei da ist gesessen
der Wirthin Töchterlein.

10.

Friedrich von Logau.

Es ist eine eigenthümliche und für den Vaterlandsfreund wenig erfreuliche Erscheinung, daß ein Volk wie das deutsche unter den sächsischen und hohenstaufischen Kaisern als unbestrittener Inhaber der Weltherrschaft dastehen, und daß ebendasselbe Volk im 17. Jahrhundert in kläglichster Erscheinung, ohne alle Ehre und Würde, verachtet und mißhandelt von aller Welt wieder vor unsere Augen treten kann. In engem Zusammenhange damit steht die Wahrnehmung, daß fast zu allen Zeiten das deutsche Volk in seiner Gesammtheit eine schwer bewegliche Masse darstellte, welche nur von der Hand gewaltiger Herrscher, nicht aber durch die Stimme selbst der erleuchtetsten Geisteshelden dauernd und vollständig in neue Bahnen gewiesen werden konnte. Wo ließe sich ein Beispiel nachweisen, daß in Deutschland ein Schriftsteller solchen Einfluß gewonnen, wie Homer unter den Griechen, Virgil unter den Römern, Dante unter den Italienern, ja selbst Voltaire unter den Franzosen? Nicht einmal der große Luther, der die höchsten und heiligsten Interessen verfocht, für welche die Menschheit überhaupt kämpfen kann: die Freiheit des Geistes und des Gewissens, nicht einmal Luther vermochte es, sein Volk ungetheilt auf die eine große sonnenhelle Bahn zu weisen, welche einem unverfinsterten Verstande sich, sollte man meinen, von selber als die allein richtige darstellen müßte. Und hat der große Fischart durch seine mit zerschmetternder Wahrheit und in aller Gluth des edelsten Zornes geschriebenen Satiren wohl vermocht, die brutale Gewalt des alles Kristenthum verhöhnenden Geistesdruckes einzuschränken, der 1870 in der „ewigen“ Stadt den schimpflichsten und den lächerlichsten aller Triumfe feierte? Ja hat selbst die heilige Flamme der großartigsten Begeisterung, welche 1871 das zerrissene Deutschland wieder zu Einem Ganzen zusammenschmolz, hat sie es vermocht, aus Deutschland die französischen Moden hinwegzufegen?

Es hat fast den Anschein, als ob der Deutsche durch nichts weiter in Bewegung gesetzt werden könnte, als durch Gewalt, vor dieser aber wich der Deutsche stets dermaßen zurück, daß er sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges seine politische, seine religiöse und seine individuelle Freiheit nehmen ließ, ohne einen Versuch zu machen, durch Massenvereinigung seine Henker niederzuschlagen, und ohne das geringste Gewicht auf die Mahnrufe edler Männer zu legen, welche in den bewegtesten Worten das Vaterland an seine heiligsten Pflichten erinnerten. Fürsten und Volk wetteiferten in jener unseligen Zeit, den letzten Rest vaterländischer Ehre in den Schmutz zu treten. „Die*) erwärmende Vorstellung Vaterland und Gemeinstaat war untergegangen, jeder fand sein Vaterland nur in der kirchlichen Bekenntnißverwandtschaft, die Glaubensinnigkeit der Väter war erloschen in Sektenhaß, theologischer Erbostheit und politischer Berechnung, die ursprüngliche Kunst ausgeartet in Kleinmeisterei und Nachäffung fremder Muster, die Wissenschaft in unfruchtbare Pedanterie oder klingenden Prunk, die Sitte in Völlerei oder leeres Gezier, die Geselligkeit vervornehmt oder verspießbürgert, das Gemüth versunken in Knechtssinn und Gemeinheit, erstarrt und erhärtet unter der Zucht zelotischer Sittenprediger, als der Todfeinde natürlicher Regung, erfüllt mit dämonischen Vorurtheilen und Teufelsfurcht, versehrt oder angesteckt und erkrankt durch alamodische Untugenden und Laster, die Sprache ein trüber, schmutziger Strom, trägfließend, außer Stande, die Unsauberkeit auszustoßen, niederzuschlagen."

Wie können wir uns wundern, wenn in solchen Zeiten die Stimmen weniger edler Vaterlandsfreunde verhallten, wie ein vereinzelter Ruf im Sturme? Und wie gering war die Anzahl derer, welche des Vaterlandes Schande erkannten und bereit waren, für die Ehre des deutschen Namens ein Opfer zu bringen! Vielleicht das meiste von allen that ein Fürst aus einem altberühmten deutschen Geschlechte, der Fürst Ludwig von Anhalt (geb. 17. Juni 1579 in Dessau, gest. 17. Januar 1650 in Köthen), der gleichgesinnte Genossen in der Fruchtbringenden Gesellschaft**) um sich versammelte. Fürst Ludwig, der Sohn des Fürsten Joachim Ernst, hatte eine gelehrte Erziehung genossen und weite Reisen durch Frankreich und Italien, auch nach Holland und England gemacht. In Florenz verlebte er mehrere Jahre im regen Verkehr mit den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit, auf seinen Wanderungen nach Rom, Neapel, Sizilien und Malta sah er mit großem Interesse und als Kenner der Geschichte die Stätten altklassischer Bildung, und bereicherte seine Kenntniß der Pflanzen mit besonderem Eifer. In Italien blühten damals die Gesellschaften zur Erforschung römischer Alterthümer und zur Pflege italienischer Kunst, Wissenschaft und Sprache. Fürst Ludwig lernte diese Gesellschaften kennen und gewann tiefe Einsicht in den hohen Nutzen solcher Bestrebungen. In die Heimath zurückgekehrt, dachte

---

*) Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von F. W. Barthold. Berlin 1848. Seite 77.

**) Unsere Darstellung folgt dem bereits angeführten vortrefflichen Werke von Barthold.

Fürst Ludwig darauf, seine Erfahrungen zu verwerthen. In der Fremde war die Liebe zum Vaterlande in ihm nicht erloschen, verlockende Anträge, in die Dienste des Königs Karl's IX. von Schweden zu treten, wies er zurück, und übernahm im Jahre 1606 die Regierung des kleinen Fürstenthums Köthen, welches ihm durch die Erbtheilung von 1603 zugefallen war. Das alterthümlich steife und festungsartig finstere Schloß in Köthen baute er nach den anmuthigen Formen italischer Muster um und umgab es mit ausgedehnten kunstvollen Gartenanlagen, in welchen auch die später so berühmte botanische Abtheilung Platz fand. Dieselbe Ordnung wie in der kleinen Hauptstadt, verbreitete sich bald durch das ganze Ländchen, „Ehrbarkeit, Fleiß und Verstand blickten überall durch, und der ritterlich gebildete Adel wußte sein Wesen fügsam dem leutseligen, geselligen Fürsten anzupassen.“ Eine gleichgesinnte Gattin führte Ludwig heim in der Prinzessin Amöna Amalia, Tochter des Grafen Arnold IV. von Bentheim und Tecklenburg, dem die Grafschaft Bentheim eine noch heute bestehende vortreffliche Kirchenordnung verdankt. Ein Mann wie Ludwig, der die schönsten Theile der Welt gesehen und in Florenz ein so reichbewegtes Leben geführt hatte, konnte aber nicht durch die Hetzjagden, durch die inhaltlosen Komplimente der Höflinge und den Genuß französischer Romane befriedigt werden, auch empfand sein warmes Herz die Schmach seines Vaterlandes, und der hohe Geist, der im anhaltinischen Hause stets heimisch war, trieb ihn zur Thätigkeit. Da fügte es sich, daß die Pflicht der Bestattung seiner Schwester, der Herzogin von Sachsen, ihn nach Weimar rief. Als nun die Leidtragenden nach dem Begräbnisse auf dem Schlosse Hornstein, der alterthümlichen Residenz von Weimar, betrübt zusammensaßen, wandte sich die bange Unterhaltung auf die Akademien des Auslandes, „welche *) zur Bewahrung guten Vertrauens, Erbauung wohlanständiger Sitten und nützlichen Ausübung der Landessprachen aufgerichtet wären, und auf die Vorzüge, welche die deutsche Muttersprache an alten, schönen und zierlichen Reden, am Ueberflusse eigentlicher und wohl bedeutlicher Worte, so jede Sache besser als die fremden zu verstehen geben könnten, vor andern besäße“. An Welterfahrung, Klugheit und feiner Sitte galt als der erste in der Versammlung Herr Kaspar von Teutleben aus einem altberühmten thüringischen Geschlechte, Geheimrath und Hofmarschall in Weimar. Auf den Vorschlag des einsichtigen Hofmannes, „auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein Deutsch zu reden, schreiben sich befleißige, und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich“, gingen die Anwesenden gern ein, und besonders auf Betrieb Ludwig's von Köthen wurde an demselben Tage, am 24. August 1617, die Gesellschaft „zwar in der Enge, doch so anzurichten beschlossen, damit jedermann, so ein Liebhaber aller Ehrbarkeit, Tugend und Höflichkeit, vornehmlich aber des Vaterlandes, durch Anleitung dazu erkorener überflüssiger Materie Anlaß hätte, desto eher, nach Einnehmung dieses guten Vorhabens, sich freiwillig hinein zu begeben.“ Ueber den Namen und das Symbol der

---

*) Nach der Erzählung des Fürsten Ludwig. Barthold, a. a. O. S. 105 ff.

Gesellschaft einigte man sich schon bei dem Trauermahl, die innere Gestaltung blieb der sorgsamen und geschickten Hand des Fürsten von Köthen überlassen. Zur Bezeichnung ihres Strebens nannte sich die Gesellschaft die Fruchtbringende, wählte zum Gemälde den „Indianischen Palmbaum“ (Kokosnuß) und zum Sinnspruch: „Alles zu Nutzen.“ Fruchtbringend hieß sie darum, „daß ein jeder Gesellschafter überall Frucht zu schaffen gefließen sei.“ Der Palmbaum galt als Gemälde, weil derselbe als das einzige Beispiel im Pflanzenreiche alles brächte, dessen der Mensch bedarf:

„— Der Baum, draus man Nähnadeln machen kann,
Garn, Seile, Stricke, Schiff', auch Mast und Segel dran,
Wein, Essig, Branntwein, Oel seine Früchte geben,
Brod, Zucker, Butter, Milch, Käs', aus der Rinde wird
Ein Becher, Löffel, Topf.
Ein Blatt von ihm formirt
Dachschindeln, Matten auch von ihm geflochten werden.
In jedem Monat er vor neue Früchte briugt.“

Als Zweck galt gleich anfangs: „Jeder Gesellschafter solle innerhalb derselben sich ehrbar, nützlich und ergötzlich bezeigen und also überall handeln, bei Zusammenkünften thätig, fröhlich, lustig und verträglich in Worten und Werken sein, keiner dem andern ein ergötzlich Wort übel aufnehmen, auch sich aller groben, verdrießlichen Reden nnd Scherze enthalten.“ Zum zweiten: „Jeder Gesellschafter solle die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter, aufs möglichste und thunlichste erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten befleißigen.“ Auch sollte jedes Glied der Gesellschaft eine länglich runde goldne Medaille tragen, deren eine Seite Namen, Gemälde und Wort der Gesellschaft, die andere Seite Namen, Gemälde und Wort des Trägers zeigte. Die Bescheidenheit der jüngeren fürstlichen Männer erkannte dem hochgeehrten Kaspar von Teutleben die Würde des Oberhauptes zu. Derselbe wählte für sich den Namen „Der Mehlreiche“, zum Gemälde einen Sack Weizen, der in den Mehlkasten geschüttet wird, das Wort „Hierin find sichs.“ Doch galt Kaspar bis zu seinem Tode (1628) nur als Titularoberhaupt, der eigentliche Leiter der Gesellschaft war von Anfang an Fürst Ludwig, der aus Hochachtung für den Tonangeber sich „der Nährende“ nannte, mit dem Gemälde „Weizenbrod“ und dem Worte „Nichts Besseres“. Später war das Namengeben Sache des Oberhauptes. Außer Fürst Ludwig von Köthen und Kaspar von Teutleben waren Mitstifter der Gesellschaft: Herzog Johann Ernst von Weimar, seine Brüder Friedrich und Wilhelm, der junge, gleichnamige Sohn Ludwig's von Köthen, Kristof von Krosigk und sein Vetter Bernhard von Krosigk. Wenn außer diesen acht Männern noch andere als Gründer der Gesellschaft genannt werden, so beruht das auf einem Irrthume.

Der Hauptsitz der Fruchtbringenden Gesellschaft war auf dem Schlosse in Köthen, wo Fürst Ludwig einen eigenen Ordenssaal hergerichtet hatte

Jedes neu aufgenommene Mitglied mußte Namen, Wort und Gemälde auf grauem Atlas, sein Wappen mit der Jahreszahl seiner Aufnahme auf einem Stück grünen Atlas von vorgeschriebener Größe künstlich gestickt einsenden. Aus diesen kunstreichen Nadelgemälden wurde die kostbare Tapete zusammengefügt, welche den Ordenssaal in Köthen schmückte, die Zahl dieser Schildereien betrug beim Tode Ludwig's 527. Aber nach dem Aussterben der Köthener Linie ward diese kostbare, geschichtlich einzige Tapete mit hinweg genommen, und ist seitdem verschwunden.

Schon die eben genannte Anzahl der Schildereien in dieser Tapete zeigt, wie weit sich die Fruchtbringende Gesellschaft ausbreitete. Wenn nun auch viele Mitgliedernur der Ehre wegen aufgenommen wurden, wenn sogar in den wüsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges Leute wie der Schwede Baner, um es nicht mit ihnen zu verderben, in das Stammbuch eingetragen wurden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die überwiegend große Anzahl der Genossen ihrem Zwecke treu blieb und in jenen Zeiten tiefster vaterländischer Schmach dem gänzlichen Verfall der Muttersprache nach Kräften entgegenarbeitete. Allen voran leuchtete wieder Fürst Ludwig, rastlos studirte er Italiener und Lateiner, beförderte eine Buchdruckerei in Köthen und traf umfassende Anstalten für die Bildung der Jugend. Im Jahre 1619 wurde der Dichter Tobias Hübner unter dem Namen der Nutzbare aufgenommen, und auf Anregung Ludwig's begann Hübner größere fremdländische Werke in die deutsche Sprache zu übertragen „nach Anleitung des Zwecks und Vorhabens unserer hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, und zur Erhärtung unserer uralten teutschen Muttersprache Vollkommenheit und von ihrer Natur artigen Vermögens." Zuerst erschien in Köthen 1619 eine Uebersetzung von La seconde Semaine de Guillaume de Saluste, Seigneur de Bartas in sehr guten deutschen Alexandrinern, in denen der Dichter lauter reine Jamben brauchte, in denen der Verston auch stets mit dem Worttone zusammenfiel. Fürst Ludwig übersetzte aus dem Italienischen, außer anderen Sachen, die Trionfi des Petrarka; Dietrich von dem Werder, 1620 unter dem Namen des Vielgekörnten aufgenommen, ließ 1626 eine Uebersetzung von Torquato Tasso's befreitem Jerusalem erscheinen, unter dem Titel: „Glücklicher Heerzug in das heilig Land." Wilhelm von Kalchum, ein tapferer Ingenieuroffizier in brandenburgischen Diensten, hatte durch eine Kanonenkugel das rechte Bein verloren, stieg dennoch bis zum Feldzeugmeister, wurde aber in der Schlacht bei Lutter am Barenberge von Tilly gefangen und auf einer bairischen Festung eingesperrt. Während seiner Gefangenschaft übersetzte er den Sallust in vortreffliche deutsche Prosa. Auch an lateinischer Poesie versuchte er sich und übertrug einige horazische Oden. Der Fruchtbringenden Gesellschaft gehörte er seit 1629 unter dem Namen des „Festen im Stande mit Brasilienholz" an, und hat später als Kriegsoberst der Stadt Bremen die Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft durch manche verdienstvolle Schriften gefördert. Von Dietrich von dem Werder, der ein ebenso tapfrer und einsichtiger Kriegsmann als ein gewandter und begabter Schriftsteller war, erschien 1636 sogar der Orlando furioso des Ariost in vollständiger metrischer Uebertragung, kurze Zeit nachher hundert Kling

gedichte (Sonnette) vom Krieg und Sieg Kristi, welche in jeder Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg zeigen.

Es würde zu weit führen, wenn wir noch genauer auf die Thätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft eingehen wollten; daß sich Bücher darüber schreiben lassen, beweist das öfter genannte vortreffliche Werk von Barthold. Was wir angeführt haben, genügt vollständig, um der oft von Unkundigen verspotteten Fruchtbringenden Gesellschaft ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Wir wollen nur noch erwähnen, daß auch Martin Opitz unter dem Namen des Gekrönten, und Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der Gesellschaft angehörten, letzterer mit dem selbst verfaßten Sinnspruche:

„Große Herren thun wohl sich zu befleißen,
Den Armen, als den Reichen, Recht zu leisten."

Zu den hervorragenden Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft zählt auch **Friedrich von Logau**. Seine Sinngedichte, welche nach Lessing's Urtheil auch an und für sich betrachtet den Vergleich mit den besten ihrer Gattung nicht zu scheuen brauchen, gewinnen noch um vieles, wenn man die Zeitumstände in Erwägung zieht, unter welchen sie entstanden sind, und deshalb war es nothwendig, daß wir eine kurze Betrachtung der Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft vorausschickten, um Logau's Karakter und seine Werke gebührend würdigen zu können.

Friedrich *) Freiherr von Logau (oder Logaw) stammt aus einem sehr alten schlesischen Adelsgeschlechte, dessen Stammhaus Altendorf im Fürstenthum Schweidnitz liegt. Die Herren von Logau finden sich schon seit dem 14. Jahrhundert oft und mit Ehren genannt, als Krieger und Räthe in den Diensten schlesischer Fürsten, einige auch als Kriegsobersten unter den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. Andere haben sich in der Geschichte der Wissenschaften und Künste namhaft gemacht. Zu diesen gehört **Georg von Logau auf Schlaupitz**, ein Pronotarius, Pfalzgraf und Rath Kaiser Ferdinand's I., er war einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, der sich auch durch die Herausgabe älterer lateinischer Werke verdient machte. Gleichzeitig mit ihm besaß **Kaspar von Logau** den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Friedrich von Logau wurde, wie seine Grabschrift aussagt, im Juni des Jahres 1604 geboren. Sein Geburtsort ist Naß-Brockut in Schlesien, von seinen Eltern, seiner Erziehung und seiner spätern Ausbildung für seinen Beruf wissen wir nichts. Es läßt sich jedoch annehmen, daß ein Mann von seiner Lebensstellung der Sitte der damaligen Zeit gemäß seine Bildung auch durch Reisen gefördert habe. Wir erinnern uns an den Fürsten Ludwig von Köthen, der aus seiner Kenntniß fremder Länder den schönsten Nutzen zog, und fügen hinzu, daß nicht allein die Söhne der kleineren und mächtigeren deutschen Fürsten stets fremde Residenzen, besonders Paris und Florenz, und

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, IV, 354 ff. Auserlesene Gedichte von Friedr. von Logau und Hans Aßmann von Abschatz, herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig 1824, Seite XI ff.

fremde Universitäten besuchten — der bereits erwähnte vortreffliche Graf Arnold IV. von Bentheim studirte sehr fleißig in Straßburg und wurde von dem Besuche der Pariser Universität nur durch die Greuel der Bartholomäusnacht abgehalten —, sondern daß auch gewöhnliche Edelleute und Bürgerliche gern auf Reisen gingen. Wohlhabende Patrizier aus Breslau, die Uthman, Monow, Rehdiger, wanderten weit umher, ein Rehdiger, der auf seinen weiten Reisen den Tod fand, vermachte seiner Vaterstadt seine unschätzbaren literarischen und kunstgeschichtlichen Sammlungen. So wird auch Logau wohl in der Fremde gewesen sein und auf seinen Reisen sich die scharfe Menschenkenntniß erworben haben, die wir in seinen Werken bewundern. In seinem reifern Mannesalter finden wir ihn als Rath in Diensten des Herzogs Ludwig IV., der gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern in Brieg residirte. Als aber 1653 der Oheim dieser Brüder, der Herzog Georg Rudolf von Liegnitz und Wohlau, starb, theilten die Brüder durch das Loos ihre Erbschaft, und Ludwig IV. fiel Liegnitz zu, wohin er alsbald übersiedelte. Logau folgte ihm dahin als Kanzleirath.

Schon in seiner Jugend schrieb Logau Liebesgedichte, welche ihm in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges abhanden kamen. Nach den Proben erotischer Art unter seinen Sinngedichten zu urtheilen, besaß Logau erhebliche Anlagen für diese Art der Poesie, und es ist zu bedauern, daß uns nichts von ihnen erhalten ist. Seine Sinngedichte schrieb der vielbeschäftigte Mann in den wenigen Mußestunden, welche sein Amt ihm ließ. Er wurde von der Gicht geplagt, und auch in den Stunden, wo körperliche Schmerzen ihn an der Ausübung seines Amtes verhinderten, scheint er Trost in poetischer Beschäftigung gefunden zu haben. Er selbst sagt darüber:

Leser, daß du nicht gedenkst, daß ich in der Reimenschmiede
Immer etwa Tag für Tag, sonst in nichts nicht mich ermüde:
Wisse, daß mich mein Beruf eingespannt in andre Schranken,
Was du hier am Tage siehst sind gemeinlich Nachtgedanken.

An einer andern Stelle:

Meine Reime riechen nicht
Noch nach Oele noch nach Wein,
Beides kann gar schwerlich sein,
Jenes wegen Amtes Pflicht,
Dieses wegen schlimmer Gicht.

Als Schriftsteller nannte Logau sich Salomon von Golaw, seine erste Sammlung von Sinngedichten gab er im Jahre 1638 heraus unter dem Titel: Erstes (und anderes) Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomons von Golaw. Breslau, in Duodez. Zehn Jahre nach dem Erscheinen dieses mit Beifall aufgenommenen Buches wurde Logau in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Ludwig IV. trat in nähere Beziehungen zu dem Fürsten Ludwig von Köthen, der Herzog von Liegnitz wurde unter dem Namen

des „Heilsamen“, Logau unter dem Namen des „Verkleinernden die geschwollene Milz“ mit dem Milzkraute (Scolopendrium) im Jahre 1648 aufgenommen. Die Bedeutung seines Namens erklärt Logau selbst:

Das Milzkraut soll ich sein,
Verkleinern soll ich stets, soll helfen treiben ein
Die aufgeschwollne Milz, die Art der stolzen Sinnen,
Die sich in ihnen selbst beherbergen nicht künnen
Und denen viel zu eng ihr deutsches Vaterland,
Sie lassen eignen Werth und wählen fremden Tand.
(Sinnged. 2. Tausend, 3. Hundert Nr. 13.)

In die Milz verlegt der Volksglaube bekanntlich den neidischen, aufgeblasenen Hochmuth, so wie der Ausdruck „ein Milzsüchtiger“ für einen Menschen solcher Eigenschaften nicht selten ist. Logau's Sinngedichte richten ihre scharfen Pfeile aber ganz besonders gegen die Hohlköpfe aller Stände, und deshalb ist der Name des Verkleinernden, d. h. auf das gebührende Maß Zurückführenden sehr treffend. An eine Geringschätzung von Seiten des namenverleihenden Fürsten Ludwig gegen den Dichter ist nicht zu denken, ebenso wenig bezieht sich der Name auf die kleinen (kurzen) Gedichte Logau's.

Die Hauptausgabe der Sinngedichte erschien im Jahre 1654 unter dem Titel: „Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend. Breßlaw, In Verlegung Caspar Kloßmanns, Gedruckt in der Baumannischen Druckerey durch Gottfried Gründern.“ In Oktav. Diese Sammlung enthält außer den auf dem Titel angekündigten dreitausend Sinngedichten noch, außer einigen eingeschobenen größeren Stücken, fünfhundert dreiundfunfzig als Zugabe.

Logau starb in Liegnitz am 5. Juli 1655, aus seiner zweiten Ehe hinterließ er einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund und Gönner des Lohenstein und des jüngern Gryphius. Logau's Sinngedichte geriethen erstaunlich schnell in Vergessenheit. Georg Neumark, 1653 unter dem Namen des Sprossenden in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, zählt in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft den „Verkleinernden“ unter die Mitglieder, welche sich nicht durch Schriften auszeichneten, und Logau's eigener Sohn Balthasar Friedrich, welcher wider Wissen und Willen des Verfassers den „Entwurf der Ritterorden“ von Kr. Gryphius abdrucken ließ, dachte nicht daran, das Andenken seines Vaters durch eine erneuerte Ausgabe der Sinngedichte zu ehren. Später war die Kunde von Logau und seinen Gedichten kaum mehr als eine sagenhafte, man sprach über ihn eben so geringschätzig wie über Hans Sachs. Erst Lessing machte in den Literaturbriefen *) 1759 wieder auf Logau's Sinngedichte aufmerksam und empfahl sie in warmen Worten. In demselben Jahre gab er mit Ramler eine Auswahl Logauischer Sinngedichte heraus, welcher nach seinem Tode eine zweite von Ramler allein besorgte folgte. (In zwei Theilen, Leipzig 1791, mit einer Zugabe.) Schon früher hatte ein Un-

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, V, Seite 77 ff.

genannter unter dem Titel Salomons von Golaw Auferweckte Gedichte eine Ausgabe veranstaltet (Frankfurt und Leipzig 1702), in welcher die Sinngedichte aufs jämmerlichste verhunzt waren *). Eine vollständige neue Ausgabe des Logau fehlt noch.

Aus Logau's Gedichten erkennen wir seinen edlen, großangelegten Karakter **). Ein tiefes Gemüth voller Ernst und Kraft, ein hoher, sittlicher Adel sind die Hauptzüge seiner Natur, deren gerade, freimüthige Art und Weise den Stempel echter deutscher Volkstugend in voller Ausprägung an sich trägt. Sein Patriotismus ist frei von aller Anmaßung und selbstgefälligen Ueberspannung, er ist wahr und warm, wie alles in ihm. Sein Herz und sein Geist suchen überall das Echte und Rechte, und sind jedem eiteln, falschen, fremden Tand abhold. Aus dem tiefsten Innern seines Gemüthes macht der Unwille über die Entartung seines Vaterlandes durch fremde Sitte und Mode bald scheltend, bald bitter spottend sich Luft, und ebenso schmerzlich klagt er über die Leiden und Schläge, welche die Auflösung alter Zucht und Frömmigkeit durch den wüsten Krieg, den Vater aller Untugend und Schande, bewirkt haben. Daher besonders sein Zorn gegen das Soldatenwesen, als das Grab, in welchem die echte Ritterlichkeit neben der Ehrbarkeit und Gerechtigkeit untergegangen sei, daher sein gerechter, bitterer Zorn über den schmachvollen Frieden, der den jammervollen dreißigjährigen Kampf nicht durch die Einigung, sondern durch die Zerreißung Deutschlands endigte. Logau's edle Gesinnung spricht sich am deutlichsten in seinem Spotte über den leeren Afteradel aus, den Papieradel, Schollenadel, Pfennigadel, Soldatenadel, Hofschranzenadel, und wie er die Auswüchse der alten nicht allein zu vererbenden, sondern auch zu erwerbenden Ritterwürde nennt. Das große erhebende Gefühl der durch eine lange Reihe reiner Ahnen fortgepflanzten und durch ihn würdig behaupteten Ehre und Tüchtigkeit empört sich bei dem Anblick des Mißbrauchs adliger Titel und Vorrechte zu klappernden Schellen, welche an Narrenkappen, Geldbeuteln, Fuchsschwänzen und Spornen hängen, ohne Rücksicht auf die Personen der Träger. Keinem steht diese Satire besser an als einem Manne aus so altem und reinem Adel, wie Logau, welcher nicht etwa die Unterschiede der Stände umstürzen möchte, weil ihm die Kraft mangelt, den seinigen würdig zu behaupten, sondern der im Bewußtsein und im Besitz eines echten Adels jedem Stande seine Pflichten anweist, dem Adel aber unter allen die höchsten. Logau gibt sich uns als einen treuen und fleißigen Diener seines Fürsten zu erkennen und rühmt ihn und seine Brüder als gerechte, fromme und milde Herren. Seine Lebenssatzung war:

Leb ich, so leb ich
Dem Herrn herzlich,
Dem Fürsten treulich,
Dem Nächsten redlich.

---

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, V, Seite 100 ff.
**) Vergl. Wilhelm Müller, a. a. O. Seite XVI ff.

Sein Dienst, der alle seine Zeit in Anspruch nahm und dessen Ausübung ihm die Gicht zuzog, war kein Hofdienst mit der Zunge und mit dem Blicke, nicht im Tafelzimmer, sondern zu Rath und That:

Jeder will bei Hofe dienen, aber mehrentheils nur immer
Nicht beim Sorgen, nicht beim Dulden, sondern nur im Tafelzimmer.

Das eitle und falsche Treiben der nichtsthuenden, aufgeblasenen Höflinge züchtigt Logau aufs schärfste. Er muß mit diesen kläglichen Menschen wohl bittere Erfahrungen gemacht haben, denn er athmet aus tiefster Brust auf, wenn es ihm einmal vergönnt ist, dem Trug des Hofes und dem Staub der Kanzlei zu entfliehen und in ländlicher Freiheit zu leben. Doch wurde ihm dies Glück nicht oft zu Theil. In einem seiner Gedichte spricht er es aus. Es findet sich in der Zugabe:

An mein väterliches Gut, welches ich drei Jahre nicht gesehen hatte.

Glück zu, du ödes Feld, Glück zu, ihr wüsten Auen,
Die ich, wenn ich euch seh, mit Thränen muß bethauen,
Denn ihr seid nicht mehr ihr, so ganz hat euren Stand
Der freche Mordgott Mars von Grund aus umgewandt.
Seid aber doch gegrüßt! seid dennoch vorgesetzet
Dem allen, was die Stadt für schön und köstlich schätzet.
Ihr wart mir lieb, ihr seid und bleibt mir lieb und werth,
Ich bin, ob ihr verkehrt, doch darum nicht verkehrt,
Ich bin noch, der ich war. Seid ihr gleich sehr vernichtet,
So blieb ich dennoch euch zu voller Gunst verpflichtet,
So lange ich kann sein, und wird mein Sein vergehn,
Mag meine Muse dann an meiner Stelle stehn.
Gehab dich wohl, o Stadt, die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen,
Gehab dich wohl! Mein Leib ist nun vom Kerker los,
Ich darf nun nicht mehr sein, wo mich zu sein verdroß.
Ich habe dich, du mich, du süße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde,
Ich geh, ich steh, ich schlaf, ich wach umsonst, was mir
Dort oft zu theuer war, das kann ich besser hier
Vom Herren der Natur um Habedank genießen
Und um gesunden Schweiß, und brauche nichts zu wissen
Von Vortheil und Betrug, von Hinterlist und Neid
Und allem dem womit man sich schickt in die Zeit.
Ich eß ein selig Brod, mit Schweiß zwar eingeteiget,
Doch das durch Bäckerkunst und Hefen nicht erst steiget,
Das nicht das Aug' ergötzt, den Magen aber füllt,
Und mehr dient, weil es nährt, als weil es Heller gilt.
Mein Trank ist nicht gefälscht, ich darf mir nicht gedenken
Er sei gebrauet zwier vom Brauer und vom Schenken,
Mir schmeckt der klare Saft, mir schmeckt das reine Naß
Das ohne Keller frisch, das gut bleibt ohne Faß,

Um das die Nymfen nicht erst mit der Zeres kämpfen
Wer Meister drüber sei, das nichts bedarf zum Dämpfen
Weils keinen Schwefelrauch und keine Zuthat hat,
Das feil steht ohne Geld, das keine frevle That
Den jemals lehrte, der an ihm sich ließ genügen.
Bewegung ist mein Arzt, die kräuterreichen Wälder
Sind Apotheke mir, Gold tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch? Wer Gott zum Freunde hat
Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
Der vortheilsücht'gen Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
Fast jeder muß auf List, auf Tück', auf Ränke sinnen.
Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich hab, o Feld,
So hab ich Haus und Kost, Kleid, Ruh, Gesundheit, Geld.

Von Logau's häuslichen Verhältnissen wissen wir nichts als das wenige, was er selber uns in seinen Gedichten mittheilt. Er nennt sein Haus sein Königreich, das weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß er dieselbe weise Mäßigung, dieselbe ernste Freundlichkeit, wie er sie in seinen Gedichten so oft ausspricht, auch in seinem eigenen Hause gezeigt habe. Ueber seine Verhältnisse im engern Familienkreise gibt uns ein schönes Gedicht aus der Zugabe Aufschluß:

Abschied von einer verstorbenen Ehegattin.

Treues Herz, du zeuchst von hinnen,
Freud und Ruhe zu gewinnen,
Die der Himmel denen gibt
Die ihn so wie du geliebt.
Mir und deinen andern Lieben
Ist an deiner Statt geblieben
Herzensleid um deinen Tod.
Doch wie lange? Bald ergetzet
Uns, die hier die Zeit verletzet,
Ewigkeit, die sonder Ziel
Uns aufs neue trauen will.
Eh ich kann dein Lob vergessen
Wird man meinen Sarg mir messen.
Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Habe Dank für deine Liebe,
Die beständig war, wenns trübe
So wie wenn es helle war,
Glück im Glück und in Gefahr.
Habe Dank für immer neue,
Immer frische Huld und Treue,
Und für dieses werthe Pfand
Das du läßst in meiner Hand.
Habe Dank für Müh und Sorgen,
Die so gern vom frühen Morgen
Deine weise Redlichkeit
Bis zum Abend mir geweiht.

Habe Dank, daß deine Tugend,
Habe Dank, daß deine Jugend
Mir so viel Genüglichkeit
Gab, obgleich auf kurze Zeit.
Fahre wohl! Gott will es haben,
Laß nur deines Herzens Gaben
Dem, was übrig ist von dir,
Dieser Trost verbleibe mir.
Fahre wohl! ich kanns nicht wenden,
Bin zu schwach des Herren Händen.
Du zeuchst weg, wo ich jetzt bin,
Doch wo du bist, komm ich hin.

Derselbe Ernst, dasselbe tiefe Gemüth, wie bei Hans Sachs und bei Johann Fischart, tritt uns auch bei Logau entgegen, ebenso wie jene ist unser Dichter einer der mahnenden Prediger, welche den Menschen an Gott, den Bürger an das Vaterland und an die Familie mit kraftvollen Worten erinnern. Leider fand Logau bei seinen Zeitgenossen ebenso wenig Gehör, wie seine großen Vorgänger und wie seine Mitstrebenden, die übrigen Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, welche im Jahre 1680 sich auflöste.

Von dem Karakter der Poesie Logau's können wir kein besseres Bild geben, als wenn wir eine Reihe dieser inhaltsvollen, scharf bezeichnenden Sinnsprüche mittheilen. Wir haben besonders solche ausgewählt, welche für die Zustände der damaligen Zeit wichtig sind. Durchaus weggelassen sind die verhältnißmäßig wenigen und gegen die übrigen geringfügigen Sinnsprüche, welche nach lateinischen Mustern gedichtet sind *).

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaste kommen,
Da ist Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth kann diesen zwar zum Hause treiben aus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch sein Haus.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.
Keinem hat er nichts genommen,
Wenn er nichts bei ihm bekommen,
Keinem hat er nichts gestohlen,
Denn er nahm es unverholen,
Keinen hat er je geschlagen
Der sich ließ bei Zeiten jagen.
Was er von der Straße klaubet
Ist gefunden, nicht geraubet,
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret
Ist, ein Stücke Brod begehret.
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichtet
Ist, des Herren Dienst verrichtet.

*) Vergl. Gervinus a. a. O. III, 310.

Buhlen, saufen, spielen, fluchen,
Ist, dem Muth Erfrischung suchen.
Nicht mehr Mensch sein an Gebehrden
Ist, ein braver Kerle werden,
Endlich dann zum Teufel fahren
Ist, den Engeln Mühe sparen.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegsgenoß,
Sind zwei ungezog'ne Brüder
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an,
Wenn mit morden, rauben, brennen
Jener hat genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen.
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmet und vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn und tragen,
Hunde, die zu Tische schmeicheln,
Hunde, die die Frauen streicheln,
Diese Hunde gar zusammen
Kommen nur aus faulen Stammen.
Aber ich bin von den Hunden
Die sich in den Krieg gefunden,
Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wenn sie Küh und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gäns' und Hühner zuzuführen,
Kann die schlauen Bauern suchen
Wenn sie sich ins Holz verkruchen.
Wenn sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich sie von dannen hetzen
Daß sie Hut und Schuh versetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren
Helfen Haus und Hof verzehren.
Kavaliere kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden.

Verkündigung des Sieges.

Ei lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen,
Es wollte die neue Verfassung denn lügen!
Die Waffen, um eure Hüften gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden,
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen
Sind ritterlich neben der Straße gestohlen,
Die Gelder, zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüstig durch Gurgel und Magen gedrungen.
Die Pferde, vom nützlichen Pfluge gerissen,
Des Brodes die letzten und blutigen Bissen,
Die führen und füllen viel tausend der Wagen
Die Weiber und Buben zu Felde mit tragen.
Daß Reuter sind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande durchschnitten,
Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reutern in Sattel zu heben.

Beute aus dem deutschen Kriege.

Was gab der deutsche Krieg für Beute?
Viel Grafen, Herren, Edelleute.
Das deutsche Blut ist edler worden,
Weil so geschwächt der Bauern Orden.

Unsere Zeit.

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern deutschen Heldendingen
Die ihre Väter ausgeübt.
Wenn Gott uns ja noch Kinder gibt,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen künnen.

Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben
Eh Deutschland in sich selber sie konnten recht vergraben.
Jetzt sind sie mehr bemüht noch den Körper zu verwahren,
Daß in ihn neue Geister nicht etwa wieder fahren,
Daß seine Todtengräber es nicht sei wieder willig
Ingleichen zu bestatten, vielleicht auch mehr noch völlig.

Trachten.

Ob wir Deutsche unsre Trachten alle Jahr gleich neu erlesen,
Dennoch ist noch immer keine nur ein Jahr durch recht gewesen,
Abends vor dem jüngsten Tage, was wir damals, will ich gläuben,
Werden zu der Tracht erwählen, wird ja müssen endlich bleiben.

Glauben.

Luthrisch, Papstisch und Kalvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Kristenthum dann sei.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.
Wenn sie lernen doch erst wollten
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Die deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein,
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, lallen, lachen.

Bittre Liebe.

Liebe ist ein süßes Leiden
Wenns nicht bitter wird durch Scheiden,
Bittres will ich dennoch leiden,
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

Das Weib schweige.

Weiberlippen sind geschaffen
Mehr zum Küssen, als zum Klaffen.

Das höchste Gut.

Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wählt jeder, was ihm selbst gefällt.
Gar im Schooß sitzt der dem Glücke
Dem gegeben sind vier Stücke:
Ein güt'ger Gott,
Ein liebes Weib,
Ein frischer Leib,
Ein sel'ger Tod.

Der Rhein.

Der zuerst dich nannte Rhein,
Wollte, glaub ich, sprechen Wein.

Der zuerst dich nannte Rhenus
Wollte, glaub ich, sprechen Venus.
Was die Venus im Latein,
Ist uns, Rhenus, deutsch dein Wein.

Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
Gott ist in Nöthen anzuflehn,
Gelegenheit nicht zu versehn,
Der Fleiß muß fort und fort geschehn.

Ewiger Adel.

Wer alte Väter sucht, und sucht sie alle gar,
Der kömmt zuletzt auf den, der anfangs Erde war.
Wer Gott zum Vater hat, der bleibet wohl geadelt,
Denn keiner hat den Stamm von Ewigkeit getadelt.

Papieradel.

Wenn ein gemalter Brief und ausgekaufte Bullen
Den, der nicht edel ist, erst edel machen sollen,
So kann wohl eine Maus des Adels sich vermessen,
Die einen solchen Brief hat unversehns gefressen.

Redliche Mühe.

Redlich will ich lieber schwitzen
Als die Heuchlerbank besitzen.
Besser, harte Fäuste strecken
Als von frembem Schweiße lecken.
Besser, was mit Noth erwerben
Als gut leben, zitternd sterben.

Weltgunst.

Die Weltgunst ist ein See,
Darinnen untergeh
Was wichtig ist und schwer,
Das Leichte schwimmt daher.

Sein, und nicht scheinen.

Wo viel Zunge,
Da viel Lunge,
Wo viel Schein,
Da kein Sein,

Wo Wohlmeinen,
Da kein Scheinen,
Wo viel Herz,
Da kein Scherz.

Die Herzenskirche.

Man kann zwar alle Kirchen schließen,
Doch nie die Kirchen im Gewissen.

Reich und grob.

Wo der Geldsack ist daheim, ist die Kunst verreiset,
Selten, daß sich Wissenschaft, wo viel Reichthum, weiset.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Esel decken,
Sieht man ihn doch immer zu noch die Ohren recken.

Die Welt.

Die Welt ist ein gemeiner Tisch drauf alle Menschen essen.
Wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergessen.

Vergeltung.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein,
Ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärf er alles ein.

Die Nothwendigkeit.

Noth ist unser sechster Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken stille stunden.

Kleider.

Kleider machen Leute, trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Pfuscher sein.

Gelehrt.

Wenn einer meint, er lerne noch, so kommt sein Witz empor,
Wenn einer meint, er sei gelehrt, so wird er jetzt ein Thor.

Titel.

Tabak und Titelbrauch
Sind beiderlei nur Rauch.

Menschensinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel.
Prüfe, was du siehest,
Merke, was du fliehest!

Drei Herren.

Zu dienen zweien Herren ist schwer, ich diene dreien,
Und darf mich doch bei keinem der Redlichkeit verzeihen.
Gott dien ich mit dem Herzen nach meinem besten Können,
Dem Fürsten mit dem Kopfe nach meinen besten Sinnen,
Dem Nächsten mit den Händen durch Hülf aus gutem Willen:
Kann hoffentlich bei allen so meine Pflicht erfüllen.

Heuchler.

Kirchengehen, Predigt hören,
Singen, beten, andre lehren,
Seufzen und gen Himmel schauen,
Nichts als nur vom Gottvertrauen
Und vom Glauben und vom Lieben
Und vom andern Gutsverüben
Reden führen, ich will meinen,
Die es thun, Gott, sind die Deinen.
O noch lange nicht! Im Rücken
Schmähen, und von vorne schmücken,
Seinen Nächsten hassen, neiden,
Dessen Bestes stets vermeiden,
Dessen Nachtheil emsig stiften,
Zungenhonig, Herzensgiften,
Jenes außen, dieses innen
Lieblich, tückisch führen können:
Meinst du, daß dem Kristenleben
Beides ähnlich sei und eben?

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten, wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet
Und des Nächsten Recht vergiebet.
Nimmer Kristen sind zu nennen,
Die da Gott und Nächsten trennen.

Namen ohne Sache.

Was hat doch wohl für Stärke
Ein Glauben ohne Werke?
Wozu sind doch die Titel
Bei welchen keine Mittel?

Menschliche Thorheit.

Wann keine Thorheit mehr wird sein,
So wird die Menschheit gehen ein.

Grabschrift eines Vertriebenen.

Was man mir nie vergönnt im Leben
Das hat mir nun der Tod gegeben:
Ein Haus, woraus mich keine Noth,
Kein Teufel, kein Tirann mehr treibt, und auch kein Tod.

Vorsatz und Ausführung.

Zu weich gezagt,
Zu frech gewagt,
Verliert das Spiel.
Doch wohl bedacht
Und frisch vollbracht
Erreicht das Ziel.

Hülfe.

Eigner Fleiß und fremde Hülfe fördern einen Mann,
Dir geschwinder vorzuspannen spanne selbst mit an.

Köhlerglaube.

Was die Kirche glauben heißt,
Soll man glauben ohne Wanken?
Ei so braucht man keinen Geist,
Braucht nicht Sinnen, nicht Gedanken.

Amt der Frau.

Herrschen nicht und auch nicht dienen, freundlich, hülfreich, tröstlich sein,
Dieses ziemt allein dem Weibe, ist ihr Amt und Ruhm allein.

Der April.

Unsrer Herzen hartes Feld soll sich öffnen zu der Frucht
Die der Höchste von uns heischet, und der Nächste bei uns sucht.

Der Brachmonat.

Acker, soll er tragen Frucht, muß gebrochen werden vor:
Wen das Kreuze nicht durchwirkt, richtet keinen Sinn empor.

Hoffnung.

Auf was Gutes ist gut warten,
Und der Tag kommt nie zu spat
Der was Gutes in sich hat.
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

11.

Paul Gerhard.

Paul Gerhard wurde 1606 in Gräfenhainichen in Kursachsen geboren, sein Geburtshaus wird daselbst (Lange Gasse 42) noch gezeigt. Sein Vater, Kristian Gerhard, war Bürgermeister, seine Großmutter mütterlicher Seite war die Tochter des Hofpredigers Gallus Döbler in Dresden. Gräfenhainichen wurde im April 1637 von den Schweden in Brand gesteckt, auch die Kirchenbücher wurden dabei ein Raub der Flammen, so daß über Paul Gerhard's Geburtstag sich nichts mehr bestimmen läßt. Auch von seiner Kindheit und von seinen Jünglingsjahren wissen wir nichts, die nähere Kenntniß seines Lebens beginnt erst mit dem Jahre 1651, wo wir ihn als Kandidaten des Predigtamtes, 45 Jahr alt, im Hause des Kammergerichtsadvokaten Berthold in Berlin finden. In dieses Jahr fällt die erste Anstellung des nicht mehr jungen Dichters, denn als solcher muß er schon damals Ruf gehabt haben, da sich mehrere seiner Lieder in dem Märkischen Gesangbuche finden, welches 1649 von Johann Krüger unter dem Titel Praxis pietatis melica herausgegeben wurde. Daß Paul Gerhard erst verhältnißmäßig so spät angestellt wurde, ist wohl nicht allein den Unruhen des dreißigjährigen Krieges zuzuschreiben, vermuthlich war dem feingebildeten Sohne des Bürgermeisters nicht damit gedient, irgend eine beliebige kleine Brodstelle in einem abgelegenen Orte zu erhalten. Es gehört, wie Winkelmann sagt, mehr zum Leben, als sich sattessen und nicht nackt gehen, und Paul Gerhard mochte wohl eine weniger selbständige Stellung in Berlin, wo sein Geist so reiche Nahrung fand, dem Amte eines kleinstädtischen Geistlichen vorziehen.

An die Familie des Advokaten Berthold war Paul Gerhard noch durch besondere Bande gefesselt, die Tochter Berthold's, mit Namen Anna Maria, wurde später des Dichters Gattin, und wahrscheinlich vermochte der Wunsch, die Mittel zur Gründung eines eigenen Herdes zu gewinnen, den Dichter, sich nun nach einem passenden Amte umzusehen. Eine Gelegenheit fand sich, als im März 1651 der Propst Kaspar Göde in Mittenwalde starb. Der

Magistrat in Mittenwalde wandte sich an das Berliner Ministerium mit der Bitte, für die Besetzung der Stelle einen tüchtigen Geistlichen in Vorschlag zu bringen. Das Ministerium brachte darauf „den Ehrenvesten, Vorachtbaren und Wohlgelehrten Herrn Paulum Gerhard" in Vorschlag, „in der Versicherung, daß wir in diesem wohlgemeinten Vorschlag Ihrer Christlichen Gemeine eine solche Person fürhalten, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens ist, daher er auch bei Hohen und Niedrigen unseres Ortes lieb und werth gehalten und von Uns allezeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansinnen zu vielen Mahlen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohlverdient gemacht hat."

Unter dem „Berliner Ministerium" können wir natürlich nicht etwa das heutige Kultusministerium verstehen, welches in damaliger Zeit noch gar nicht existirte, vielmehr bestand das „Berliner Ministerium" aus den vier Predigern der Nikolaikirche und den beiden Predigern der Marienkirche *).

In dem erwähnten Schreiben wird außer der Gelehrsamkeit des Empfohlenen auch hervorgehoben, daß er bei Hohen und Niedrigen beliebt gewesen sei. Dieses Zeugniß ist für uns wichtig, da Paul Gerhard in seinem Leben vielfach in Streitigkeiten gerieth, deren Vermeidung nicht immer in seiner Hand lag.

In Folge der warmen Empfehlung aus Berlin übertrug der Magistrat in Mittenwalde dem Paul Gerhard die Stelle des Propstes. Am 18. November 1651 wurde er in der Nikolaikirche in Berlin ordinirt und trat bald nachher sein Amt an. Die Kirchenbücher in Mittenwalde zeigen seine Handschrift vom 1. Januar 1652 an.

Das neue Amt sollte dem Dichter wenig Freude bringen. Sein Kollege, der Diakon Allborn, war bei der Besetzung der Propststelle übergangen worden, und Allborn gehörte zu den kleingeistigen Menschen, welche allen Neid und allen Haß, den getäuschte Hoffnungen ihnen verursachen, auf denjenigen übertragen, der glücklicher war als sie, und der dieses Glück durch größere Fähigkeiten und gewichtigere Leistungen verdiente. Es bildete sich zwischen den beiden Predigern ein gespanntes Verhältniß, welches unserm Dichter nicht wenig das Leben verbitterte. Doch wurde ihm die Freude zu Theil, seine Anna Maria als Gattin heimführen zu können. Sonntag den 11. Februar 1655 wurde die Hochzeit in Berlin im Hause der Schwiegereltern gefeiert. Ein Töchterchen, Maria Elisabeth, geboren am 19. Mai 1656, starb schon am 14. Januar 1657 und fand ihre Ruhestätte in der Kirche zu Mittenwalde, woselbst eine noch jetzt dort befindliche schwarze Tafel mit Goldbuchstaben ihr Gedächtniß bewahrt.

So viel Bitteres konnte in dem Dichter wohl den Wunsch erregen, Mittenwalde bald wieder zu verlassen, und Gelegenheit dazu bot sich, als

---

*) Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Berlin 1841. Seite 27.

im Oktober 1656 der Propst der Nikolaikirche in Berlin, derselbe, der Paul Gerhard's Ehe eingesegnet hatte, starb. Der Magistrat in Berlin berief den Dichter als Diakon an die Nikolaikirche, und ein noch vorhandenes Schreiben vom 4. Juni 1657 bezeugt die Freude des Dichters über die Aussicht, wieder nach Berlin zurückkehren zu können. Im Juli desselben Jahres trat er in sein neues Amt ein, doch auch hier harrte seiner eine Fülle von Kummer. Ein Töchterchen, Anna Katharine, welches Gott ihm schenkte, starb bald wieder, und nur ein Sohn, Paul Friedrich, 1662 geboren, blieb den Eltern erhalten und überlebte dieselben. In demselben Jahre, in welchem dieser Sohn das Licht der Welt erblickte, begannen die kirchlichen Streitigkeiten, in denen Paul Gerhard eine bedeutende Rolle spielen sollte. Zum Verständniß dieser Streitigkeiten ist es nothwendig, ein wenig zurückzugehen.

Der Kurfürst Joachim I. war ein eifriger Katholik, seine Söhne Hans von Küstrin und Joachim II. traten bald nach des Vaters Tode zum evangelischen Glauben über, und zwar Joachim im Jahre 1539, seinem Beispiele folgte das ganze Land. In jene Zeit fallen die unseligen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten, welche der Verbreitung der evangelischen Wahrheit so unendlich viel Abbruch thaten. Die lutherische Kirche hatte von der katholischen Zeit her noch viele Aeußerlichkeiten beibehalten; auf den Gebrauch der Altäre, der Kruzifixe, des Weihwassers u. s. w. wurde großes Gewicht gelegt, und als die Reformirten behaupteten, alle diese Gegenstände seien nicht allein sehr unwesentlich für den evangelischen Glauben, sondern es läge für schwache Gemüther auch die Gefahr nahe, daß dieselben über der Verehrung und der heiligen Scheu vor den äußerlichen Sinnbildern gegen das erste Gebot verstoßen könnten, schalten die Lutheraner ihre evangelischen Glaubensgenossen, die Reformirten, abtrünnige Ketzer, und behaupteten, daß der Gebrauch der Altäre u. s. w. zur Erlangung der Seligkeit unerläßlich wäre. Noch heftiger entbrannte der Streit über die Lehre vom Abendmahl. Die streitigen Punkte sind so bekannt, daß wir sie hier füglich übergehen können, nur wollen wir noch bemerken, daß die Lutheraner fast alle, in früheren Zeiten von der katholischen Kirche festgesetzten Gebräuche festhielten, während die Reformirten sich genau nach den Einsetzungsworten, wie die Bibel sie gibt, richteten.

Die brandenburgischen Kurfürsten theilten den allgemeinen Haß, in ihren Landen waren die Reformirten von allen Aemtern ausgeschlossen, in den Buchläden wurde von Zeit zu Zeit Nachsuchung gehalten und alle Schriften der Reformirten wurden verbrannt, die Buchhändler mußten sogar einen Eid ablegen, daß sie nichts drucken lassen wollten, was einigermaßen kalvinistisch wäre. Am schärfsten wurden diese Verordnungen durch den Kurfürsten Johann Georg gehandhabt. Doch die großherzige und echt kristliche Duldung, welche ein herrliches Erbtheil der großen Hohenzollern ist, brach sich auch in jenen Zeiten Bahn. Schon des Kurfürsten Johann Georg nächster Nachfolger, Joachim Friedrich, zeigte mildere Gesinnungen gegen die Reformirten, doch mußte er noch sehr vorsichtig sein, um nicht die Landstände und die Geistlichkeit gegen sich aufzubringen, denn der blinde Haß war noch mächtig in der Mark,

und Joachim Friedrich vermochte ihn nicht zu dämpfen. Sein Sohn war Johann Sigismund, er übernahm die Regierung im Jahre 1608, und trat aus den bekannten Gründen am 25. Dezember 1616 öffentlich zur reformirten Kirche über. Obwohl der Kurfürst schon seit acht Jahren diesen entscheidenden Schritt vorbereitet hatte, konnte er schlimme Folgen doch nicht abwenden. Von den lutherischen Geistlichen genährt, entbrannte der Haß gegen die Reformirten aufs heftigste. „Mit*) den schwärzesten Farben suchte man jetzt die Glaubenslehren der Reformirten durch Rede und Schrift dem Volke darzustellen. Man gab vor, daß die Reformirten läugneten, daß Gott allmächtig, wahrhaftig und heilig sei, dagegen daß sie lehrten, Gott sei ein grausamer, tyrannischer Gott, der eine Ursache der Sünde sei, so daß der, welcher sündige, nicht freiwillig die Bahn des Verderbens ginge, sondern durch Gottes Rathschluß dazu gezwungen sei, wen aber Gott zum ewigen Leben ersehen habe, der würde selig, möge er so gottlos sein als er wolle, daher sei die Meinung der Reformirten, daß Gott die nicht Erwählten nur zum Schein durch das Evangelium berufe, damit hernach ihre Verdammniß desto größer würde. Ferner beschuldigte man die Reformirten, daß sie lehrten, die göttliche und menschliche Natur in Kristo habe keine wahre und wirkliche Gemeinschaft miteinander, daß also nur ein bloßer Mensch für uns gestorben sei, und also Kristi Verdienst uns nicht könne wahrhaft gerecht und selig machen, weshalb denn auch der Sohn Gottes kein wahrer Erlöser der Menschen sei, sondern nur den Namen und den Titel eines solchen führe, daher man nicht verbunden wäre, ihm zu danken und ihn anzubeten.“

Es ist sehr betrübend, wenn wir sehen, zu welchen Entstellungen der Wahrheit unsere lutherischen Glaubensgenossen sich in damaliger Zeit hinreißen ließen. Der unkristliche, ja vielmehr unmenschliche Haß ging soweit, daß man die Reformirten mehr als Türken und Katholiken verabscheute und lieber päpstisch als kalvinisch sein zu wollen erklärte. Vergeblich erklärte der vortreffliche Johann Sigismund, daß es nicht seine Absicht sei, den reformirten Glauben irgend einem Unterthan aufzuzwingen, jeder möge bei seinem selbstgewählten Glauben bleiben, aber ein jeder möge die Duldsamkeit, die er für sich verlange, auch gegen die Reformirten üben. Diese milden Worte waren alle in den Wind gesprochen, denn die wahre kristliche Liebe, von welcher der Apostel Paulus uns ein so schönes Bild entwirft (1. Kor. Kap. 13), findet nirgend weniger Platz, als wo theologische Streitwuth und Fanatismus der verführten Völker herrschen. Ein Edikt des Kurfürsten, in welchem den Geistlichen verboten wurde, auf den Kanzeln ihre Gegner mit Schimpfworten zu belegen oder jemand öffentlich zu verdammen und zu verketzern, hatte keinen Erfolg. Nun verordnete der Kurfürst, daß beide Parteien im Saale des Schlosses zu Berlin ein Religionsgespräch halten und versuchen sollten, sich zu vereinigen. Die Reformirten waren bereit, die Lutheraner wollten nicht, doch gaben die berliner Prediger dem Kurfürsten durch Handschlag die Ver-

*) Langbecker, a. a. O. Seite 13 u. 14.

sicherung, sich aller Angriffe enthalten zu wollen. Aber der Streit dauerte dennoch fort, neue Nahrung fand er, als man 1616 bei der Taufe den sogenannten „Exorcismus“, die „Teufelsaustreibung“ abschaffen wollte, weil das eine Sache sei, die vielen ärgerlich und anstößig sei. Alle Bemühungen des Kurfürsten und seines Nachfolgers Georg Wilhelm, eine Versöhnung herbeizuführen, waren vergeblich. Friedrich Wilhelm der große Kurfürst sah sich wieder genöthigt, am 2. Juni 1662 ein Edikt zu erlassen, und da dasselbe keine Folgen hatte, verordnete er unter den Geistlichen von Berlin und Köln a. d. Spree eine „freund- und brüderliche Konferenz“; zu dieser Verordnung war der Kurfürst selbst von einsichtsvollen Lutheranern ersucht worden. Von Seiten der Kölner Prediger wurde dieses Kollegium ohne Bedenken angenommen, die Berliner Prediger konnten sich nicht entschließen, und wir können nicht umhin, die Seele dieses Widerstandes in Paul Gerhard zu suchen. Er setzte ein Aktenstück auf, welches so karakteristisch ist, und die Hartnäckigkeit grade von Seiten des Berlinischen Ministeriums so klar zeigt, daß wir es hier mittheilen wollen *).

Rationes pro colloquio.

1. Ist Kurfürstlicher Durchl. gnädigster Wille und Befehl da?

2. Sein wir schuldig, jedermann, der es von uns fordert, Rechenschaft unsres Glaubens zu geben?

3. Können wir vielleicht einen und den andern bekehren und auf rechten Weg bringen?

4. Zum wenigsten können wir dem Gegentheil seine grobe Irrthümer zeigen und davon abzustehn Vermahnung thun.

5. Hingegen können wir unsrer Religion das Wort reden und unser Bekenntniß von falschen Auflagen befreien.

6. Wird unsere Weigerung uns als eine Furcht, Zagheit, Bewußtes einer bösen Sache ausgedeutet, und wir als Lichtscheuende ausgerufen werden.

7. Die Reformirten dagegen werden den Schein gewinnen, als wären sie so trefflich unüberwindliche Helden, und ihre Religion stünde auf festen unbeweglichen Füßen.

Rationes contra.

1. Erstlich hat das Wort von Seiten der reformirten Lehrer keine gute Intention und Absehen, sie wollen a) einen Syncretismum **) von uns haben, wie die Marburger von den Rintelern zu Kassel erlanget, und das simuliren sie selber nicht, tragen ihrer Sache keine Scheu. b) Hoc ipso wollen sie unsere Leute allmälig disponiren, daß sie hernachmals die völlige Einführung der reformirten Religion desto leichter admittiren mögen.

*) Langbecker, Seite 23. Auch als Probe des Stiles der damaligen Zeit ist das Schriftstück interessant.

**) Der Landgraf zu Hessen hatte im Jahre 1661 auf Bitten seiner Theologen ein Kolloquium zwischen den lutherischen Theologen der damaligen Universität Rinteln und den reformirten in Marburg veranstaltet, dessen Ergebniß war, daß beide Theile sich völlig vereinigten. Dieses schöne Beispiel kristlicher Liebe wurde von den Lutheranern in Leipzig, Jena und Wittenberg geschmäht.

2. Soll unser Berlinisches Ministerium das Eis brechen, damit die andern Collegia desto eher und leichter nachzubringen, und wenn demnach ins künftige wird gefraget werden, wie ist der Syncretismus et Calvinismus über die Mark kommen? man alsdann sagen möchte, die Berlinischen Prediger haben den Anfang dazu gemacht.

3. Ist das Werk an ihm selbst uns höchst gefährlich, denn wir müssen entweder den Syncretismum eingehen, oder müssen ihn von uns ablehnen. Thun wir jenes, da Gott vor sei, so wird sich Gegentheil zwar wohl dabei befinden, aber wehe uns! unsern Gewissen! unsern ehrlichen Namen! Thun wir aber dieses, so wird man sehen, wie es uns gehen werde, wie man unsere Friedhässigkeit anklagen und uns sonst auf allerlei Weise denigriren werde.

4. Sollen wir in diesem amicabili colloquio Kläger sein. Wir sollen aus den Confessionibus Reformatis darthun, welche Lehren puncta in fundamento erronea et damnabilia seien.

5. Sollen wir mit dem Kölnischen Ministerio uns coniungiren und nebst ihnen communem causam handeln, da doch bei den meisten selbigen Ortes der Syncretismus allbereit statt genommen und sie in ihren Herzen wider uns sein.

6. Und indem wir solches urgiren oder vielmehr excipiren werden, werden wir mit den Kölnischen selbst zu thun kriegen, und diesen werden die Reformirten nicht ablegen.

7. Soll uns zwar dies Colloquium unverfänglich sein bei den Reformirten, aber was wird bei den Unsrigen werden? Was werden die vor Gedanken kriegen, wenn wir ohne ihrer Vorbewußt und Zurathnehmung in ein solch hochmüthig Werk uns einlassen werden?

8. Summa, laßt uns die Rintler ansehen und an ihrem Exempel uns spiegeln und klug werden.

Ad rationes affirmandi et quidem ad

1. Ist das nicht alsobald ein Ungehorsam, wenn man dasjenige, was in den Mandatis hoher Obrigkeit unserm kristlichen Gewissen allzuschwer fallen will, gehorsamst offenbaret und um Verschonung oder Remedirung demüthigst und unterthänigst ersuchet.

2. Sind wir ja schuldig, jedermann unsres Glaubens Bekenntniß zu thun, aber gleichwohl auch nicht zu verdenken, wenn wir gegen diejenigen, die dolose mit uns zu handeln gedenken, uns, so gut es uns der allgewaltige Gott an die Hand gibt, verwahren und vorsehen.

3. 4. 5. Haben wir so viel ungezweifelte Nachricht, daß (die reformirten Prediger) Herr Stoschius, et qui cum ipso sunt, nun und nimmermehr zu unsrer Religion treten oder unser Bekenntniß annehmen wollen, sunt ergo obstinati et obdurati, so können wir auch unser und unserer Religion Unschuld und Wohl an einen andern Ort und auf eine andre Weise retten.

6. Was böse Leute von uns dichten oder denken, haben wir nicht zu achten, wenn nur fromme und gottfürchtige und verständige Herzen mit uns zufrieden sein und wir Gott und unserm Gewissen Genüge thun.

7. Laßt sie scheinen und leuchten wie sie wollen. Es ist nicht alles Gold, was da gleißet. In indicio veritatis wird nicht gefragt quid et quale quid videatur, sed quid et quale sit.

Conclusio.

Woher demnach der nächste und bequemste Weg, dieses colloquium modeste zu dekliniren, und zwar durch eine demüthigste Supplication, deren Gründe unter andern diese sein könnten:

1. So lehrt dieses ein neues und hiebevor in unsern lutherischen Kirchen hiesigen Ortes ungewöhnliches Werk.

2. Was der Reformirten Sinn und Meinung sei, haben wir bisher aus ihren Schriften genugsam ersehen, und bedarf also deßhalb keiner conferens.

3. Haben sich die reformirten Prediger, ungeachtet sie wider uns, unsere Religion und Kirche sich eine Zeit her wohl heraus gelassen, sich über unsere Heftigkeit und Unfriedsamkeit nicht zu beschweren.

4. Will man uns durch dieses Colloquium zu einem solchen Frieden bringen, wie die Rintlinger mit den Marburgern gemacht haben, da nämlich die reformirten bei ihren vorigen Lehrpunkten verbleiben und doch gleichwohl die Lutheraner sie vor Brüder annehmen sollten.

5. Solchen Fried wird mit Gottes Hülfe keiner unter uns Lutherischen dem Ministerio Berolinensi zugethanen Predigern eingehen.

6. Und eben daher werden wir von unserm Gegentheil als ungehorsame, widerspenstige, friedhässige ausgerufen und bei unserm gnädigsten Herrn in die höchste Ungnade gebracht werden.

7. Ist die Religionssache, von welcher wir handeln sollen, nicht unser, sondern der ganzen märkischen lutherischen Kirche, und können also ohne derselben Vorbewußt und Einwilligung uns nicht einlassen.

8. Könnten wir auch durch solche absonderliche Handlung bei unsern Glaubens- und Religionsverwandten in Verdacht gezogen werden, als hätten wir unserm Amte nicht Genüge gethan. Damit nun solches verhütet werde, und es so soll und muß zur Conferens kommen, so bitten wir, etliche der Unsrigen sonderlich in den Hauptstädten darzu zu bitten.

Unvorgreiflich gesetzt

von P. Gerhardten.

Wenn Paul Gerhard die ebenso kristlichen wie patriotischen Bemühungen des Großen Kurfürsten in diesem Schriftstück für einen dolus, eine hinterlistige Falschheit, erklärt, so können wir uns freilich nicht wundern, wenn er alles that, was er konnte, um die Vereinigung der im Geiste einigen beiden Konfessionen zu verhindern.

Die Konferenz wurde nach dem bestimmten Willen des Kurfürsten auf den 1. September 1662 festgesetzt, aber durch die Vorwände und Winkelzüge des Berlinischen Ministeriums unter Leitung Paul Gerhard's immer wieder verschoben, so daß schließlich sogar die lutherischen Prediger des Kölnischen Ministeriums erklärten: „daß sie mit den Berlinischen nicht einerlei Zweck

hätten, indem die Berliner ihre Gedanken gegen die gesuchte Kirchentoleranz richten und setzen es vornämlich auf vier Hauptartikel, Coena et Bapt. und was dahin gehört, die Kölner turbiren ihr Gewissen deshalb nicht, sondern sprechen mit dem Herrn Luthero: Sie sind vielleicht aus gutem Gewissen in der Meinung gefangen, darum wollen wir sie gern dulden, dagegen sind wir mit gutem Gewissen in einer andern Meinung gefangen, darum dulden sie uns, wo sie es mit uns nicht halten können."

Das Kolloquium begann wirklich am 8. September 1662 und dauerte in siebenzehn Sitzungen bis zum 29. Mai 1663, das Resultat waren große Aktenstöße, aber statt der Vereinigung nur vermehrte Bitterkeit; der Lizenziat Reinhard von der lutherischen Nikolaikirche sollte mit einem reformirten Lehrer des Joachimsthaler Gymnasiums disputiren, hielt sich aber so beleidigt, „daß er sich mit einem geringen Lehrer über so wichtige Dinge unterreden sollte", daß er in seinem geistlichen Hochmuthe die Unterredung gänzlich ablehnte und dem Oberpräsidenten von Schwerin trotzige Antworten gab.

Der Kurfürst erließ nun am 16. September 1664 ein Edikt, in welchem beiden Konfessionen volle Religionsfreiheit und völlige Gleichberechtigung zugesichert, aber auch den Predigern beider Konfessionen aufs schärfste anempfohlen wurde, sich aller öffentlichen Schimpfreden und Beschuldigungen zu enthalten. Zugleich wurde gefordert, daß jeder Prediger einen Revers ausstelle, in welchem er sich verpflichte, dem Edikt vom 16. September 1664 gemäß zu handeln. Der Propst Lilius und der Prediger Reinhard, beide von der Nikolaikirche, verweigerten ihre Unterschrift und wurden sofort ihres Amtes entsetzt. Reinhard ging nach Leipzig, wo er eine Anstellung fand, der siebenzigjährige Propst Lilius verstand sich zur Unterschrift und wurde wieder in sein Amt eingesetzt. Paul Gerhard wurde am 6. Februar 1666 noch einmal ernstlich zur Unterzeichnung des Reverses aufgefordert, und als er sich weigerte, ihm eine achttägige Bedenkzeit angeboten. Anfangs nahm er dieselbe an, wies sie jedoch mit den Worten „er habe sich schon längst bedacht und würde sich wohl nicht ändern" zurück. Darauf erfolgte seine Amtsentsetzung. In Berlin war man hierüber sehr bestürzt, der Dichter muß die Liebe in der That „bei Hohen und Niedrigen" in sehr reichem Maße besessen haben, denn alsbald wandten sich die Stadtverordneten und die Bevollmächtigten von sechs Gewerken an den Kurfürsten mit der Bitte, den geliebten Prediger und Seelsorger nicht zu verstoßen. „Dem Rath und den ganzen beiden Städten Berlin und Köln ist es mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider den Glauben Sr. Kurfürstl. Durchl. oder dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat alle und jeden zum wahren Kristenthum durch Lehre und Leben geführt und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen." Es möchte ihnen daher der fromme, herrliche und in vielen Landen berühmte Mann gelassen werden.

Der Kurfürst, in dessen nächster Umgebung sich wohl ein heimlicher Feind des berühmten Dichters befinden mußte, antwortete aus Kleve, daß ihm von der „sonderbaren Frömmigkeit" Paul Gerhard's nichts bekannt sei, vielmehr trage derselbe vorzugsweise die Schuld, seine Kollegen zur Wider-

setzlichkeit gegen die Obrigkeit aufgereizt zu haben, auch sei genugsam erwiesen, daß er die Reformirten in fast allen seinen Predigten durchgehechelt und verdammt habe. Deshalb möge Paul Gerhard ernstlich ermahnt werden, daß er sein Gewissen nicht beschweren, und zu weiterer Verwirrung, deshalb er bei Gott schwere Verantwortung auf sich laden würde, nicht Anlaß geben solle. Wolle er den Revers nicht unterschreiben, so solle der Magistrat einen andern tüchtigen Prediger berufen.

Nun erfolgte eine neue Bittschrift der Bürgerschaft an den Rath der Hauptstadt, dieser wandte sich dringend an den Kurfürsten, der aber das Schreiben nicht gnädig aufnahm; am 13. April 1666 erwiderte er, daß wohl nur auf Veranlassung einiger gehässiger und unruhiger Leute die ganze Schrift abgefaßt und eingesandt worden wäre. Es war nämlich in der Schrift gesagt worden, die Lutheraner fürchteten, man möge ihnen die freie Ausübung ihrer Religion verwehren. Mit Recht entgegnete der Kurfürst, daß zu solchem Bedenken niemals Veranlassung gegeben worden sei, die lutherische Religion sei frei, nach wie vor. „Oder besteht die Freiheit der lutherischen Religion darin, daß die Prediger freie Macht behalten sollen, die Reformirten und deren Religion nach ihrem Gefallen zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen?“ Schließlich befahl der Kurfürst, daß die Bürgerschaft sich nicht mehr in seine Edikte mischen, sondern ihren Handwerken und ihrer Nahrung nachgehen sollte.

Doch nun nahmen sich selbst die Stände der Mark der Sache an, sie sandten unter dem 27. Juli 1666 an den Kurfürsten, der sich noch in Kleve aufhielt, ein ausführliches Schreiben, in welchem sie sagten, Gerhard's Abdankung errege im ganzen Lande große Besorgniß, zumal dieser Mann von den Bekennern beider Konfessionen für einen frommen, musterhaften und durchaus friedliebenden Theologen erkannt werde, der niemals die kurfürstlichen Edikte übertreten habe. — Der Kurfürst scheint noch einmal genaue Erkundigungen über Paul Gerhard eingezogen zu haben, das Resultat derselben mußte wohl ein günstiges sein, und in hochherziger Duldung ließ der Große Kurfürst am 9. Januar 1667 in einer besondern Audienz dem versammelten Magistrat von Berlin durch den Oberpräsidenten Otto von Schwerin anzeigen, „daß, weil er von Paul Gerhard's Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edikten zu subskribiren sich entzogen, Se. Churfürstl. Durchlaucht aber davor halten müßten, daß er die Meinung der Edikten nicht recht begriffen hätte, so wollten Sie ihn hiermit plene restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben.“

Am 12. Januar verkündete eine Art Zeitung, welche damals in Berlin erschien, der „Sonntagische Merkurius“, die Wiedereinsetzung Paul Gerhard's zur großen Freude der Berliner. Der Dichter hatte wieder seine Amtshandlungen übernommen, aber schon am 19. Januar 1667 wandte er sich an den Magistrat und bat denselben, sich beim Kurfürsten zu erkundigen, „wobei es denn endlich verbleiben und wie und welcher Gestalt ich hinwiederum in mein Amt eintreten solle.“ Der Magistrat entsprach der Bitte des Dichters, aber auf das Schreiben an den Kurfürsten antwortete derselbe am 4. Februar 1667:

„Wenn der Prediger Paul Gerhard das ihm von Sr. Kurfürstl. Durchl. gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende geschickte Leute zu Ablegung der Probepredigt einladen."

Anders konnte der Kurfürst nicht antworten, er hätte sonst ja alle seine früheren Verordnungen widerrufen und dadurch sich und sein landesherrliches Wort zum Spott machen müssen. Aber für Paul Gerhard blieb auch keine Wahl, er entsagte freiwillig seinem Amte.

Dieses Verfahren des Dichters kann auf den ersten Blick nicht anders als schroff erscheinen, doch vermögen wir nicht die Gründe anzugeben, welche ihn bewogen, so zu handeln; die Akten, so weit sie zur Einsicht vorliegen, sind dunkel, lassen aber vermuthen, daß Paul Gerhard seine bestimmten und schwerwiegenden Gründe doch wohl haben mußte*). Von vielen Seiten wurde ihm zugeredet, die Gnade des Kurfürsten anzunehmen, und in seinem Amte zu verbleiben. Deshalb zögerte der Magistrat auch immer noch mit der Besetzung des Diakonates, so daß der Kurfürst am 31. August 1667 ein Erinnerungsschreiben sandte. Doch erst im folgenden Jahre wurde Paul Gerhard's Stelle durch den Prediger Wolfius aus Lebus besetzt.

Als sich die Kunde von Gerhard's Amtsentsetzung verbreitete, lud der Herzog Kristian zu Sachsen-Merseburg den Dichter ein, nach Merseburg zu kommen, und als Paul Gerhard das ablehnte, versah der Herzog ihn mit einem Jahrgehalte. Außerdem erhielt der Dichter von seiner Gemeinde und von dem Magistrate in Berlin fortwährend so bedeutende Zuschüsse, daß seine Einkünfte in Berlin ohne Amt damals größer waren als später in Lübben, wo er wieder im Amte war, und diese Berliner Zuschüsse kamen meist aus der Tasche vornehmer Leute**).

Um diese Zeit wurde das Archidiakonat in Lübben vakant, Paul Gerhard wurde für diese Stelle durch einen Rittmeister Engel in Vorschlag gebracht. Der Generalsuperintendent daselbst meinte freilich, Gerhard sei als ein Mann von 62 Jahren zu schwach, um das Amt zu übernehmen, doch da die Freunde des Dichters, der in Berlin im März 1668 seine Gattin durch den Tod verloren hatte, für ihn an eine neue Heirath dachten, so muß er doch noch körperlich rüstig gewesen sein. Der Magistrat sandte darauf einen eigenen Boten nach Berlin und lud Paul Gerhard zu einer Probepredigt ein. Freudig sagte der Dichter zu, bat aber noch um einen vierwöchentlichen Aufschub, da er für sich und die Seinigen sowohl wie für andere Leute Geschäfte zu besorgen hätte, an denen allen viel gelegen sei, und die ohne ihn nicht geschehen könnten. Am 9. Oktober sandte nun der Magistrat in Lübben einen Wagen nach Berlin, Paul Gerhard kam und wurde mit vieler Auszeichnung empfangen, am 14. Oktober 1668 hielt er seine Gastpredigt, und darauf wurde ihm die Stelle des Archidiakonus verliehen. Die zu diesem Amte gehörige Dienstwohnung war jedoch sehr eng und baufällig, und Paul Gerhard hatte daher den Wunsch aus-

*) Vergl. Langbecker a. a. O. S. 188 u. 189 Anm., S. 200 Anm. u. S. 808 ff.
**) Paul Gerhard von E. G. Roth, Leipzig 1829. Seite 37.

gesprochen, die Wohnung möge ausgebaut werden. Der Magistrat versprach, das zu besorgen, und Paul Gerhard kehrte vorläufig nach Berlin zurück. Im Februar des nächsten Jahres erkrankte sein einziger Sohn Paul Friedrich sehr schwer, doch genas er langsam von der langwierigen Krankheit.

Inzwischen verzögerte sich der Ausbau des Wohnhauses für den Archidiakon immer mehr, der Magistrat schien keine rechte Lust dazu zu haben, Paul Gerhard reiste selbst noch einmal nach Lübben und wandte sich schließlich an den Kurfürstl. Sächsischen Regierungspräsidenten Jakob von Hoymb, durch dessen Vermittlung der Bau dann endlich zu Stande kam. Ende Mai 1669 zog Paul Gerhard nun nach Lübben, ihn begleitete sein Sohn Paul Friedrich, seine Schwägerin, Frau Fromme, und das zur Familie gehörige Gesinde; nach des Dichters eigener Angabe bestand sein Haushalt im Ganzen aus sechs Personen. Am 6. Juni leistete Paul Gerhard vor dem Konsistorium den Religionseid und trat am Trinitatisfeste 1669 sein Amt an. Ueber sein Leben und Wirken in dieser letzten Zeit seines Lebens ist nichts bekannt, es wird erzählt, daß er oft sehr schwermüthig gewesen sei und große Seelenangst gehabt habe. In solchen Augenblicken habe er sich in die Kirche begeben, um vor dem Bilde des Erlösers niederzuknien und sich durch Gebet zu stärken. Als er 70 Jahre alt geworden war, setzte er einige Lebensregeln für seinen Sohn Paul Friedrich auf, in welchen er ihn zu allem Guten ernst und innig ermahnte. Am 7. Juni 1676 starb Paul Gerhard und wurde in der Lübbener Hauptkirche in der Nähe des Altars beigesetzt. Seine Gemeinde ließ sein Bild in Lebensgröße, in Oel gemalt, in der Kirche aufhängen, woselbst es noch jetzt sich befindet. Das Antlitz des Dichters zeigt etwas volle, edle und milde Züge, besonders innig ist der Ausdruck der freundlichen Augen, das Haar fällt lockig auf die Schultern, das greise Haupt bedeckt ein schwarzes Käppchen.

Von allen Dichtern geistlicher Lieder hat niemand so innig, so herzbewegend gesungen, wie Paul Gerhard, niemand hat, wie er, das Verhältniß des Menschen zu Gott kindlicher und reiner aufgefaßt. Es ist kein strafender, zürnender, rachebegieriger Gott, der aus Paul Gerhard's Liedern uns entgegenschaut, sondern der allbarmherzige, ewiggütige Vater, der die Liebe ist, dessen segnende Hand über die Menschenkinder sich ausstreckt, der ihnen seinen Segen leiht von der Wiege bis zum Grabe und sie danach in sein ewiges Reich führt. Zu keiner Stunde ist der allmächtige Vater seinen Kindern aber näher, als wenn seine väterliche Hand ihnen Kummer sendet, um ihr Herz loszureißen von dem vergänglichen Tand der Welt, und Herz und Sinnen dem Einen zuzuwenden, was noth ist. Die Trostlieder sind von allen Liedern Paul Gerhard's die schönsten; wo wäre ein evangelischer Krist, dem nicht das herrliche Lied „Befiel du deine Wege" manche Thräne getrocknet und manchen Schmerz weniger bitter gemacht hätte? Oder den nicht das Lied „Ich bin ein Gast auf Erden" losgerissen hätte von allen Erdensorgen, und aus trüber Nacht, die den Geist umdunkelt, aus Fesseln, die das Herz einschnüren, hinaufgetragen hätte zu der Heimath, wo der Vater tröstet!

Und ebenso väterlich mild, so voll ewiger Liebe wie Gott, ebenso menschlich innig, so brüderlich aufopfernd erscheint bei Paul Gerhard die Gestalt des

Erlösers. Der Heiland ist bei ihm nicht ein unnahbarer, richtender und strafender Gott, der sein Wehe! über die ungläubige Menschheit hindonnert, sondern wie ein Bruder wandelt er unter den Menschen, jedes bedrängte Herz findet bei ihm die sicherste Zuflucht, und wird von ihm in keiner Noth verlassen, und wenn das letzte Stündlein naht, wenn dem armen Menschenherzen am allerbängsten ist, dann tritt der Bruder, der Heiland, der Erlöser an das Todtenbett und reißt die ringende Seele aus aller ihrer Angst und Pein.

Aber keiner hat sein Herz auch so voll Innigkeit, so ohne allen Rückhalt dem Erlöser hingegeben, wie Paul Gerhard, ihm ist der Erlöser alles; keine Schätze der Welt, kein Gut und keine Ehre, keine Trübsal und kein Leid kann ihn scheiden von dem Herzen desjenigen, der sein Leben für ihn dahingab in den bittersten Tod, und der gleichwohl sterbend noch dem Gläubigen die Versicherung gab, daß er mit ihm in seinem Paradiese sein sollte.

Die kristliche Kirche besitzt in den 120 Liedern Paul Gerhard's einen Schatz, welchem an Werth kein Erbauungsbuch gleichkommt, der Platz, der diesen Liedern gebührt, ist unmittelbar nach den biblischen Schriften. Aber nicht allein für die nächsten Zwecke der Kirche hat Paul Gerhard gedichtet, fast noch reicher an Erhebung, an Erbauung, ist er für alle Fälle des häuslichen Lebens; am Krankenbette, bei allen Festen des Familienkreises, auf der Reise, überall spendet der Dichter Trost, überall erinnert er in milden, ergreifenden Worten an den Dank, welchen der Mensch dem Geber alles Guten schuldig ist.

Die Beziehungen des Menschen zur Natur sind fast in der ganzen deutschen Literatur nicht wärmer, liebevoller, kindlicher aufgefaßt, als in dem schönen Liede „Geh aus mein Herz und suche Freud". Auch in diesem Liede tritt uns so recht deutlich die oft wiederholte Mahnung des Dichters entgegen, daß der Mensch sich seines Lebens auf erlaubte Weise erfreuen solle, daß er sein Herz an den herrlichen Gaben Gottes weiden, und nicht in grämlicher Verzagtheit und in sündlicher Verachtung dessen, was Gott, der Vater der Liebe, erschuf, sein Leben hinbringen solle ohne die Gaben zu nutzen, die ihm verliehen sind, ohne mit dem Pfunde zum Nutzen des Nächsten zu wuchern, da Gott es ihm doch vertraut hat.

In Bezug auf die Form übertrifft Paul Gerhard alle früheren und auch die meisten neueren geistlichen Liederdichter. Seine Sprache ist rein und edel, überall gleichmäßig ausgebildet, sein Ausdruck ist fein und gewählt, und während andere Dichter geistlicher Lieder mit unverkennbarem Bestreben nach den schmutzigsten Ausdrücken suchen, verbannt Paul Gerhard alle solche Wörter mit dem sichersten Takte aus seinen Dichtungen. Die halsbrechenden Kürzungen, welche besonders bei den älteren geistlichen Poeten so beliebt waren, wendet Paul Gerhard niemals an, man wird wenig oder gar keine verstümmelte Wörter bei ihm finden. Daher fließt sein Vers auch stets ebenmäßig, und da er auch den Wortton und den Verston stets zusammentreffen läßt, so erzielt er jene reine rythmische Bewegung, und in Verbindung mit den meist sorgfältig gewählten Reimen jenen musikalischen Wohllaut, der alle seine Lieder uns so einschmeichelnd zum Herzen gehen läßt. Die wenigsten seiner Lieder sind nach fremden, meist lateinischen Vorbildern gedichtet, bei weitem die meisten sind sein freies

Eigenthum. Es ist unbestreitbar, daß Paul Gerhard's poetische Begabung in jeder Hinsicht sehr bedeutend, und daß er ein Dichter in der vollsten Bedeutung des Wortes war.

Wenn man bedenkt, wie vielen Menschen der unteren Klassen die Bibel und das Gesangbuch die einzige geistige Nahrung geben, so ist es sehr zu bedauern, daß im Verhältniß so wenige Lieder Paul Gerhard's sich in den meisten Gesangbüchern finden, und noch mehr zu bedauern ist es, daß neben wenigen berufenen Rezensenten sich so oft „Verbesserer" gefunden haben, welche durch ihre „Verbesserungen" nichts weiter als ihr bares Unvermögen und ihren theologischen Dünkel offenbart haben. In sehr reiner und schöner Form finden sich einige von Paul Gerhard's Liedern in dem Deutschen Evangelischen Kirchengesangbuche, Stuttgart und Augsburg 1856. Vollständig und in alter Gestalt finden sich die 120 Lieder Paul Gerhard's in dem öfter angeführten Werke von Langbecker.

Von den so wenig bekannten Liedern des Dichters, welche nicht gerade Kirchenlieder sind, theilen wir nachstehend einige mit. Sie sind der „Auswahl aus Paul Gerhard's Liedern (vom Bürgermeister Dr. Franz Tiedemann in Bremen), Bremen 1827" entnommen. Obwohl uns die ursprüngliche Fassung zu Gebot steht, ziehen wir es doch vor, die Lieder in dieser vortrefflichen Rezension zu geben.

Preis des Ehestandes.

Wie schön ist's doch, Herr Jesu Krist,
Im Stande da dein Segen ist,
Im Stande heil'ger Ehe!
Wie steigt und neigt sich deine Gab
Und alles Gut so mild herab
Aus deiner heil'gen Höhe,
Wenn sich
An dich
Fleißig halten
Jung und Alten,
Die im Orden
Eines Lebens einig worden.

Wenn Mann und Weib sich wohl begehn
Und unverrückt beisammen stehn
Im Bande reiner Treue,
Da geht das Glück in vollem Lauf,
Da sieht man, wie der Engel Hauf
Im Himmel selbst sich freue.
Kein Sturm,
Kein Wurm
Kann zerschlagen,
Kann zernagen
Was Gott giebet
Dem Paar, das in ihm sich liebet.

Der Mann wird einem Baume gleich,
An Aesten schön, an Zweigen reich,
Das Weib gleich einem Reben,
Der seine Träublein trägt und nährt
Und sich je mehr und mehr vermehrt
Mit Früchten, die da leben.
Wohl dir,
O Zier,
Mannes Sonne,
Hauses Wonne,
Ehrenkrone!
Gott denkt dein vor seinem Throne.

Seid gutes Muths! wir sind es nicht,
Die diesen Orden aufgericht't,
Es ist Gott, unser Vater,
Der hat uns je und je geliebt
Und bleibt, wenn unsre Sorg uns trübt,
Der beste Freund und Rather.
Anfang,
Ausgang
Aller Sachen,
Die zu machen
Wir gedenken,
Wird er wohl und weislich lenken.

Zwar bleibt's nicht aus, es kommt ja wohl
Ein Stündlein, da man leidensvoll
Die Thränen lässet schießen,
Jedennoch wer sich in Geduld
Ergibt, deß Leid wird Gottes Huld
Mit großen Freuden schließen.
Klage,
Trage
Nur ein wenig,
Unser König
Wird behende
Machen, daß die Angst sich wende.

Wohl her, mein König, nah' herzu!
Gib Rath im Kreuz, in Nöthen Ruh,
In Aengsten Trost und Freude.
Deß sollst du haben Ruhm und Preis,
Wir wollen singen bester Weis'
Und danken alle beide,
Bis wir
Bei Dir,
Deinen Willen
Zu erfüllen,
Deinen Namen
Ewig loben werden. Amen!

Friedenslied.

(Beim Schluß des dreißigjährigen Krieges.)

Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland! singe Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, Deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Sei tausendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab,
Jetzt sehn wir, was für Frommen
Dein Beiunswohnen in sich hab.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil,
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt sich selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die goldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser,
Ihr Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Ihr ausgehaunen Wälder,
Du dürre, wüste Haid,
Ihr Gräber voller Leichen
Und tapfrer Helden Schweiß,
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch, und laß den Thränenbach
Aus deinen Augen rinnen!
Geh in dein Herz und denke nach:
Was Gott bisher gesendet,
Das hast du ausgelacht.
Nun hat er sich gewendet
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und scharfen Dringen
Zu deinem Heil zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutesthun.

Ach, laß dich doch erwecken!
Wach auf, wach auf, du harte Welt,
Eh' als der letzte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Kristum liebet
Sei unerschrocknen Muths,
Der Friede, den Er giebet,
Bedeutet alles Guts.
Er will die Lehre geben:
Das Ende nah herzu,
Da sollt ihr bei Gott leben
In ew'ger Friedensruh.

Gebet um einen Freund.

Jesu, allerliebster Bruder,
Der's am besten mit mir meint,
Du mein Anker, Mast und Ruder
Und mein treuster Herzensfreund,
Der du ehe was geboren,
Dir die Menschen hast erkoren,
Auch mich armen Erdengast
Dir zur Lieb ersehen hast.

Gib mir, Herr, nach deinem Willen
Einen Freund, an dessen Treu
Ich mein Herze möge stillen,
Dem mein Mund sich ohne Scheu
Oeffnen und erklären möge,
Dem ich alles offen lege
(Nach dem Maße, das mir gnügt),
Was mir auf dem Herzen liegt.

Laß mich David's Glück erleben,
Gib mir einen Jonathan,
Der mir sein Herz möge geben,
Der auch, wenn sonst jedermann
Mir nichts Gutes mehr wollt gönnen,
Sich nicht lasse von mir trennen,
Sondern fest, in Wohl und Weh
Als ein Felsen bei mir steh.

Herr, ich bitte dich, erwähle
Mir aus aller Menschenmeng
Eine fromme, heil'ge Seele,
Die an dir fest kleb' und häng',
Auch nach deinem Sinn und Geiste
Mir stets Trost und Hülfe leiste,
Trost, der in der Noth besteht,
Hülfe, die von Herzen geht.

O wie groß ist meine Habe,
O wie köstlich ist mein Gut,
Jesu, wenn mit dieser Gabe
Dein' Hand meinen Willen thut,
Daß mich meines Freundes Treue
Und beständig's Herz erfreue!
Wer dich fürchtet, liebt und ehrt,
Dem ist solch ein Schatz bescheert.

Gute Freunde sind wie Stäbe,
Da der Menschen Gang sich hält,
Daß der schwache Fuß sich hebe,
Wenn der Leib zu Boden fällt.
Wehe dem, der nicht zu Frommen
Solches Stabes weiß zu kommen,
Der hat einen schweren Lauf.
Wenn er fällt, wer hilft ihm auf?

Nun Herr, laß dir's wohlgefallen,
Bleib mein Freund bis in mein Grab,
Bleib mein Freund, und unter allen
Mein getreuster, stärkster Stab!
Wenn du dich mir wirst verbinden,
Wird sich schon ein Herze finden,
Das durch deinen Geist gerührt
Mir was Gutes gönnen wird.

Angabe der Quellen und Hülfsmittel.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Ausgabe. Leipzig 1853.

Gervinus erkennt in den klassischen Werken der Griechen und Römer die ersten und höchsten Muster aller Poesie, am höchsten steht ihm Homer (IV, 301). Von diesem Standpunkte aus und nach dem Maßstabe altklassischer Poesie beurtheilt er alle Erscheinungen der deutschen Literatur mit großartigem Scharfsinn, mit festem, männlichem Sinne, fern von jeder schwächlichen Schwärmerei, hinter welcher sich die Unkenntniß so gern verbirgt. Gervinus' Urtheile sind scharf und streng, an einzelnen Stellen (in der Besprechung des deutschen Volksepos) wohl zu streng, doch sind sie niemals parteiisch.

Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In drei Bänden. Stuttgart 1859.

Ein Buch, dessen stark gefärbte, parteiische Urtheile mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dritte Auflage. Leipzig 1870.

Ein sehr brauchbares Buch mit vielen biografischen und bibliografischen Notizen.

Das Nibelungenlied.

1. Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1859.
2. Ueber die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes. Von Karl Lachmann. Berlin 1816.
3. Zur Geschichte der Nibelungen Not. Von Müllenhoff. Braunschweig 1855.
4. Ueberseßung von Simrock, 14. Auflage. Stuttgart 1863.

Die Gudrun.

1. Kudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm von Plönnies. Leipzig 1853.
2. Uebersetzung von Simrock. Stuttgart 1843.

Wolfram von Eschenbach.

1. Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Von San Marte. Zwei Bände. Magdeburg 1836—41. Zweite Ausgabe. Leipzig 1858.
2. Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1833.
3. Uebersetzung von Simrock, 2 Bände. Stuttgart 1849.

Gottfried von Straßburg.

1. Gottfried's von Straßburg Werke, herausgegeben durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Zwei Bände. Berlin 1823.
2. Uebersetzung von Simrock. Zwei Bände. Leipzig 1855.

Walther von der Vogelweide.

1. Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1859. Vierte Auflage.
2. Uebersetzung von Simrock. Mit Anmerkungen von W. Wackernagel. Zwei Bände. Berlin 1833.
3. Ludwig Uhland, Walther von der Vogelweide geschildert. Stuttgart 1822.

Reineke' Vos.

1. Reineke Vos. Nach dem alten Druck Lübeck 1498, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin 1834.
2. Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834.
3. Grimm, Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs. Leipzig 1840.

Martin Luther.

1. Luther's Leben von G. Pfizer. Stuttgart 1836.
2. Desgl. von J. A. Jander. Leipzig 1833.
3. Desgl. von K. Zimmermann. Darmstadt 1855.
4. Historia M. Lutheri von Cochläus, deutsch von Ch. Hüber. Ingolstadt 1852.
5. M. Panzer, Geschichte der Bibelübersetzung Luther's. Nürnberg 1783.
6. G. W. Hopf, Würdigung der lutherischen Bibelübersetzung mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnberg 1847.

Hans Sachs.

1. Hans Sachs' Leben von Salomon Ranisch. Altenburg 1765.
2. J. L. Hoffmann, Hans Sachs' Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen. Nürnberg 1847.
3. Emil Weller, Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliografie. Nürnberg 1868.
4. Th. Odebrecht, Hans Sachs, ein Mahnruf. Berlin 1870.
5. Auswahl aus Hans Sachs' Werken von G. W. Hopf. 2 Bände. Nürnberg 1856.

Johannes Fischart.

1. Vilmar, Johannes Fischart, in der Enziklopädie von Ersch und Gruber. 1. Sekzion, 51. Band.
2. Vilmar, Zur Literatur Fischart's. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1865.
3. W. Wackernagel, Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. Basel 1870.
4. Heinrich Kurz, J. Fischart's sämmtliche Dichtungen, herausgegeben und mit Erläuterungen versehen. 3 Bände. Leipzig 1866.
5. Johann Fischart's Ehezuchtbüchlein. Straßburg 1591.
6. Geschichtklitterung. Straßburg 1594.

Volkslied.

1. Lieder des sechzehnten Jahrhunderts. Von Gödecke und Tittmann. Leipzig 1869.
2. Das Ambraser Liederbuch, herausgegeben von Josef Bergmann. Stuttgart 1845.
3. Bergreien, herausgegeben von O. Schade. Weimar 1854.

Logau.

1. Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von F. W. Barthold. Berlin 1848.
2. Friedrich von Logau und Hans Aßmann von Abschatz, Auswahl aus ihren Werken von W. Müller. Leipzig 1824.
3. Auswahl aus Friedrich's von Logau Sinngedichten von Ramler. Leipzig 1791.
4. Lessing, in den Literaturbriefen: Lessing's Werke, Leipzig 1841. Band V, Seite 77 u. f., Seite 100 u. f.

Paul Gerhard.

1. Langbecker, Paul Gerhard's Leben und Lieder. Berlin 1841.
2. Auswahl aus Paul Gerhard's Liedern. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Von Dr. Franz Tiedemann, Bürgermeister in Bremen. Zweite Ausgabe. Bremen 1827.
3. Deutsches Evangelisches Kirchengesangbuch. Stuttgart 1856.
